erm.
45
2-2

P. o. germ. 1675 ieb (2

Bedingungen. Zschokke

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

28279.

<36632030830017

<36632030830017

Bayer. Staatsbibliothek

Heinrich Zschokke's

sämmtliche Novellen.

Neueste durchgesehene Ausgabe.

Zweiter Theil.

Berlin.

Verlag von G. Mertens.

Heinrich Zschokke's

humoristische Novellen.

In drei Theilen.

Zweiter Theil.

Berlin.

Verlag von G. Mertens.

[1863]

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Inhalt.

	Seite
Der Feldweibel	7
Hans Dampf in allen Gassen	67
Der Abend vor der Hochzeit	123
Jonathan Frock	134
Der zerbrochene Krug	197
Die isländischen Briefe	216
Die Walpurgisnacht	263
Der König von Akim	294

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Der Feldweibel.

1.

Und überall, all überall,
Auf Wegen und auf Stegen
Zog Jung und Alt dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.

Bürger's Lenore.

Der Zweite in der Reihe der preußischen Könige, Friedrich Wilhelm I, war von Potsdam nach Magdeburg gekommen, um im Vorbeigehen auch die neuen Schanzen, Bollwerke und Wälle zu besichtigen, deren Anlage er befohlen hatte. — Als den Tag nach seiner Ankunft ruchbar ward, er werde, von der gesammten, glänzenden Feldherrnschaft begleitet, zu Pferde von der Neustadt in die Altstadt hereinkommen und den Zug durch die ganze Länge der Stadt zum Schlosse oder sogenannten Prinzenhause am Domplatze machen, war bald nach der Mittagsstunde Alles, ihn zu sehen, in Bewegung, was irgend Werkstätte, Laden, Schreibstube, Putzzimmer, Küche, Keller u. s. w. verlassen konnte. Denn einen König, und dazu noch ihren eigenen König, mit leiblichen Augen zu sehen oder wiederzusehen, war für die Magdeburger kein geringes Fest. Jeder bildete sich auf die Ehre nicht wenig ein, und ward noch Jahr und Tag nachher um einen Zoll größer, wenn er davon sprechen oder wohl gar Nebenumstände erzählen konnte, die er beim Anblick des Königs wahrgenommen; zum Beispiel, wie derselbe nachdenkend gewesen sei, oder mit wem er eben gesprochen, oder wie er ausgespuckt, oder wie er beim Grüßen an den Hut gegriffen habe. Damals galt ein Monarch noch für ein Wesen höherer Natur, für einen Erbstatthalter des ewigen Schicksals, für eine Nationalgottheit in wirklicher Menschengestalt. Noch wagte Niemand, die Göttlich-

keit eines gekrönten Hauptes zu bezweifeln, als etwa der Kammerdiener, Edelknabe, Leibhusar, Hofmedicus, oder wer sonst mit den menschlichen Schwachheiten der Potentaten in unmittelbare Berührung gerathen war.

Wie Bäche und Nebenflüsse ihre unruhigen Wellen in das weite Wogengebrause eines Hauptstroms ergießen, so spieen jetzt die engen, zahlreichen Seitengassen ihre Bevölkerung, bald zu einzelnen Schwärmen, bald zu langen Zügen, in die belebte Hauptstraße der Stadt, der Breite Weg genannt. Diese Straße, von unregelmäßiger Bauart und ungleicher Breite, mit alten und neuen, hohen und niedrigen Gebäuden und Kirchen besetzt, erstreckt sich in einigen Krümmungen über eine Viertelstunde lang von einem Thor zum andern. Ueberall sah man die Fenster in sämmtlichen Stockwerken mit neugierigen Zuschauern gefüllt, denen das Menschengewimmel drunten einen nicht minder ergötzlichen Anblick gewährte, als sie selber diesen wieder einen reichen Stoff zur Verwunderung oder zu scherzhaften Bemerkungen oder neugierigen Forschungen boten.

Je näher der Augenblick trat, da der König erscheinen sollte, je mehr verminderte sich das anfangs rege Durcheinanderirren der Menschenmenge. Das unförmliche Gewirre trennte sich zu beiden Seiten des Breiten Weges, und das Vielbewegliche erstarrte zu einzelnen festen Volkshaufen, oder Gruppen, je nachdem man sich, durch Zufall mit Freunden oder Fremden zusammengestellt, auf einem vortheilhaften Platze befand.

In einem dieser Haufen, der sich Kopf über Kopf amphitheatralisch auf den liegenden und stehenden, behauenen und unbehauenen Sandsteinplatten, auf Gestellen, Brettergerüsten und bretternem Obdache der Steinmetzen vor der St. Katharinenkirche emporgeschichtet hatte, herrschte ganz besondere Lebhaftigkeit. Denn ein beträchtlicher Theil der lieben Schuljugend hatte sich hier der Anhöhen bemächtigt, und trieb da, zur erlaubten Gemüthsergötzung, ihr Kurzweil; stieß bald den Einen, bald den Andern, der sich sicher wähnte, vom Steingestell hinab in den dicken Volkshaufen, oder sie glitt in Masse, schreiend und prasselnd, von der schlüpfrigen Bretterdecke der Steinhütte zur Erde nieder, wie beim Thauwetter im Winter die Schneelagen eines schroffen Hausdaches.

„Alle Wetter!“ schrie im Haufen ein schnurrbärtiger Invalide, indem er den knotigen Krückstock schwang, der zu seinem hölzernen Beine die Stelle eines dritten oder Hilf-Fußes vertrat; „führt die Teufelsbrut dahinten nicht ein Wesen, als stürzten uns die zwei

schwarzen Thürme der Katharinenkirche über dem Kopf zusammen? Haltet euch still, ihr Speckhusaren, oder ich hau' euch zusammen, daß die Stücke davon fliegen!"

Die Buben verlängerten alle voll edler Wißbegierde die Hälse, um den Schlund zu erblicken, aus welchem die furchtbare Stimme hervordonnerte. Einige hatten gute Lust, zu kichern und den ungebetenen Zuchtmeister zu necken, nach ihrer Weise; aber den meisten verging doch die Begierde beim Anblick des gewaltigen Knotenstocks und des erschrecklichen Bärengesichts. Das war ein Kopf, zwischen zwei breiten Schultern, der auch handfestere Gegner erschrecken konnte. Ein starkknochiges, braunes Gesicht, mit großer, spitzer Habichtsnase, wandte sich in drohendem Stolz bald rechts, bald links. Ein grauschwarzer Schnurrbart hing über und seitwärts dem Munde, und zwei schwarze Augen blitzten fürchterlich hinter überhangenden eisgrauen Augenbraunen hervor, wie die stechenden Sonnenstrahlen zwischen pechfarbenen Gewitterwolken.

Aber aus den Augen, aus dem Sinn. Kaum hatte der Invalide sein Schreckensantlitz wieder von der leichtfertigen Jugend weggewandt, um einem ihm wohlbekannten alten reichen Herrn zu winken, der von der Schrotdorfer Gasse daher über den Breiten Weg mit feierlichen Schritten kam, so hoben die Buben hinter ihm das Spiel von neuem an. Erst sangen einige der muthigsten unter ihnen das lustige Wort „Speckhusar" mit leiser Stimme, dann mehrere, dann alle, und immer lauter, zuletzt recht taktrichtig mit kräftigstem Geschrei.

„Daß euch alle Donner, Wetter und Hagel in die Schelmenrachen fahren!" brüllte plötzlich der Invalide, schnell umgeschwenkt mit emporfliegendem Knotenstabe. Und jählings stob die Schaar der Buben von Steinen, Gestellen und Brettern weit aus einander nach allen Weltgegenden, wie ein Schwarm Spatzen im Herbst, wenn ein Schuß unter sie fällt. Der Invalide fühlte aber einen leisen Druck auf seine Pelzkappe von hinten her. — Es war der alte reiche Herr, der wegen seiner außerordentlichen Länge, wie die Tanne über dem Unterholze, zwischen allen zufälligen Nachbarn und Nachbarinnen hervorragte, und seinen Arm über die Köpfe der Umgebung zum Invaliden gestreckt hielt.

„Was machst du für Händel, Krabb?" sagte der lange, reiche Herr. „Laß den Kindern ihre Lust; sie treiben's dir nur ärger."

„Mordio!" brummte der Invalide, und zog ehrerbietig grüßend die alte Pelzkappe. „Wenn man das Satansgeschmeiß nicht

in Ordnung hält, könnte es sogar in Gegenwart Königlicher Majestät Unfug begehen, und Schimpf und Schande über die gute Stadt Magdeburg bringen. Das ist kein Spaß, wenn man es mit großen Monarchen zu thun hat. Bleiben Sie nur da stehen, Herr Wilmson; Sie haben einen guten Platz da, den König zu sehen. Alle Wetter, die Ehre hat man nicht alle Tage!“

„Still, still!“ riefen andere Stimmen; „der König ist gewiß schon beim Krökenthor. Seht, schon ein Husar! Das Volk entblößt schon dahinten die Köpfe. Hut ab! Hut ab!“

Der Invalide Krabb, der sich in die vorderste Reihe gedrängt hatte, zog die Pelzkappe ab, und Herr Wilmson neben ihm den feinen dreieckigen Hut, dessen Vorderspitze einen langen vorstehenden Schnabel bildete. Links und rechts entstand Todtenstille im Volke.

„Sehen Sie, Herr Wilmson,“ sagte der Invalide mit leiser Stimme, „wie prächtig! Ja, das ist der König, der Vorderste da mit dem großen Stern auf dem blauen Rocke und mit dem spanischen Rohr. Kreuz-Wetter, der kann Schläge austheilen! Ich hab's einmal bei Wollin gesehen. Der beste Korporal führt nicht solchen Stock.“

„Und wer ist der alte General, der neben dem König, doch etwas zurückbleibend, reitet?“ fragte Herr Wilmson. „Kennst du ihn, Krabb?“

„In drei Teufels Namen, ob ich ihn kenne? Mein Rücken erinnert sich noch am Jüngsten Tage seiner, wie er mir — ich war kaum sechs Wochen beim Regiment — eins mit flacher Klinge über die Schulterblätter zog, weil mein Haarzopf nicht die ordonnanzmäßige Länge hatte. Das ist der alte Dessauer! Der ist hieb-, stich- und kugelfest. Sie hätten ihn sehen sollen, Anno vier, bei Hochstädt, wo wir den Marschall Tallard fingen und die Franzosen peitschten. Dreitausend Schock Millionen Granaten! Anfangs ging's uns etwas schief. Da ließ er seinen Dessauer Marsch aufspielen, und vorwärts ging's wieder, hinein in den dicksten Kugelregen. Still, jetzt kommen sie! Muckse Keiner!“

Es ward tiefe, ehrfurchtsvolle Stille weit umher. Der König ritt langsam daher im Gespräch mit seinem berühmten Generalfeldmarschall, dem Fürsten Leopold von Dessau; hinter ihnen die übrigen Generale und Offiziere. Plötzlich schien der König sein Pferd einen Augenblick anhalten zu wollen, indem er einen langen Blick auf den Herrn Wilmson warf, und zum Fürsten von Dessau sprach. Der König ritt weiter und sah sich noch einmal um. Der Fürst

war zurückgeblieben, bis der Kommandant von Magdeburg in seine Nähe kam. Beide redeten zusammen wenige Worte, mit dem Gesichte nach der Seite gewandt, wo der Invalide und Wilmson standen. Dann ritt der Generalfeldmarschall in kurzem Trabe dem Könige nach.

Als sie kaum vorüber waren, sagte Herr Wilmson zum Invaliden: „Krabb, ich wette Zehn gegen Eins, der König kennt dich und deinen Stelzfuß noch, und der alte Dessauer dazu. Sie sprachen gewiß von dir. Hast du's nicht bemerkt? Das kann für dich ein glücklicher Tag werden!"

„Richtig, Herr Wilmson! Fast sind mir die Sinne geschwunden. Aber doch hätte ich schwören wollen, der König hätte mehr Sie, Herr Wilmson, als meine Wenigkeit ins Auge genommen. Der alte Dessauer aber, denk' ich, muß mich, mein Seel, noch kennen; denn ich war's, der bei Hochstädt einen bayerischen Offizier niederstieß, welcher eine unserer Fahnen erobert hatte; ich reichte sie dem Fürsten, der es gesehen, was ich gethan hatte, und er riß sie mir aus der Faust, und, hol' mich, straf mich! als er die Fahne auf dem Pferde hatte, Herr Wilmson . . ."

Jetzt erst bemerkte der Invalide, daß ihm, im Gedränge der dem königlichen Zuge nachschwärmenden Leute, Herr Wilmson von der Seite gekommen sei, und er seine Geschichte wildfremden Menschen erzählte, die neben ihm gingen. Er stieß einen derben Fluch aus, sah nach allen Richtungen umher, seinen Mann wieder zu finden. Weil er aber die Hoffnung aufgab, machte er rechtsum und steuerte stromaufwärts durch das Menschengewühl.

Hastig ergriff ihn ein schöner junger Mann, von hoher Gestalt, beim Arm. Es war der Sohn des Herrn Wilmson, der ihm entgegentrat und ebenfalls einen in der Menschenmenge Verlorenen zu suchen schien.

„Donner, Sie sind es, Fritz?" rief der Alte. „Haben Sie den König gut gesehen? Bei uns hätten Sie sein sollen. Ich kann Ihnen eine ganze Teufelsgeschichte erzählen . . ."

„Ich habe nicht Zeit, Krabb, dich hier anzuhören!" sagte der junge Wilmson. „Nur geschwind das Eine: begegnete dir nicht, erblicktest du nicht ein junges, schwarz gekleidetes Frauenzimmer, in tiefster Trauer?"

„Schatz," entgegnete der alte Schnurrbart, „wenn man den König und den alten Dessauer vor sich hat, fragt man den Kuckuk nach jungen, traurigen Frauenzimmern. Kommen Sie, Fritzchen,

ich muß Ihnen eine Teufelsgeschichte erzählen. Ihr Vater und ich gerathen darüber in Hader und Streit, verlassen Sie sich darauf. Es ist die Frage, ob des Königs Majestät ihn oder mich angesehen, ob der alte Dessauer von ihm oder von mir mit dem Herrn Kommandanten gesprochen hat? So wahr ich lebe, ich glaube bald selbst, daß es mir galt. Der König konnte bei meiner Uniform und meinem Stelzfuße nicht blind vorbeireiten, und der Feldmarschall weiß wohl, wie ich bei Stralsund um mein gutes Bein kam. Sehen Sie, ich hatte Beine, stark und voll, wie die Ihrigen, Fritz, . . ." Dabei machte der Erzähler eine Bewegung, um auf die Füße des jungen Wilmson zu zeigen; bemerkte aber, daß dieser neben ihm verschwunden war, und die Leute, welche noch einzeln an ihm vorbeigingen, die Mienen zum Lachen verzogen, wenn sie ihn so laut mit sich reden hörten.

2.

Und frug den Zug wohl auf und ab,
Und frug nach allen Namen.
Bürger's Lenore.

Der junge Wilmson war in der That schon längst davon gegangen, um die verlorene schöne Trauergestalt wieder zu finden, die ihm wichtiger als der König und der alte Dessauer geworden zu sein schien.

Er hatte nämlich anfangs unter den zahlreichen Zuschauern seinen Stand weiter aufwärts unfern des sogenannten Krökenthors gehabt, wo er sich die Langeweile des Wartens damit vertrieb, die nächst umstehenden Personen zu mustern, in der Hoffnung, einen Bekannten zu entdecken. Als er dann auch hinter sich gesehen, erblickte er ein zartes, niedliches Mädchen, vom Haupte zu den Füßen trauerhaft in schwarzen Boi gekleidet, mit einem schwarzen, zurückgeschlagenen Flor über dem Kopfe, die feine weiße Stirn zum Theil mit einer dicht anliegenden, gegen die Mitte zwischen beiden Augenbraunen zugespitzten Schneppe von schwarzem Krepp, nach damaliger Trauertracht, bedeckt.

Er trat sogleich seitwärts und verbeugte sich anmuthig gegen die junge Schönheit, der er bisher durch seine Stellung die Aussicht genommen hatte. Durch einen beredsamen Blick und ein Deuten seiner Hand lud er sie ein, seinen Platz einzunehmen. Sie verneigte sich still und ernst, trat einen kleinen Schritt vor, und er eben so bald höflich hinter sie. Nun erst wandte sie das Köpfchen nach ihm um, sah mit blauen, seelenvollen Augen zu ihm hin, stammelte

eine kleine Entschuldigung und dankte ihm in einem sanften Lächeln, wie er es noch selten so wunderfreundlich in seinem Leben gesehen zu haben glaubte.

Der junge Mann wünschte sich im Herzen Glück, einer so holdseligen Jungfrau den kleinen Dienst geleistet zu haben, der ihm nichts kostete. Denn er konnte bequem über sie hinweg sehen. Statt aber hinwegzusehen über das Köpfchen, betrachtete er von hinten erst die niedliche Form desselben; dann den feinen, hellen, etwas vorgebogenen Nacken, der durch das Finstere des Trauergewandes noch blendender war. Die Fülle und der Glanz des blonden Haupthaars, in der Vernachtung des Kreppflors, entging ihm nicht. Wie gesponnenes, zartes Gold, kräuselten sich einige Löckchen in der Grube des Nackens, und einige längere schmiegten sich seitwärts an den weich- und schlank-gerundeten Hals hinab. Dann maß sein Blick ungestört das schöne Verhältniß der beiden Achseln, die sich mild und anschwellend vom Halse allmählig abwärts senkten; dann den schmalen, etwas einwärts gebogenen Rücken und den schlanken Leib, welchen er gern glaubte mit seinen Händen umfassen zu können, wenn es erlaubt gewesen wäre.

Er betrachtete die Umrisse und Formen mit so großer Aufmerksamkeit, daß er, als Alles links und rechts rief: „Hut ab! Hut ab!“ zwar den Hut abzog, aber ohne sich deutlich bewußt zu werden, warum? Vielmehr, da sich eben das Köpfchen in dem Augenblick mehr vorneigte, ward noch ein Zollbreit des schönen Nackens sichtbar, der bisher hinter dem Mieder verborgen gewesen. Seine Augen waren wie geblendet. Er wußte selbst nicht, wie ihm beim Beschauen dieses schönen Mädchen-Nackens zu Muthe ward.

„Haben Sie ihn auch recht gesehen?“ fragte die Schöne, indem sie sich zu ihm umwandte und mit einem kindlichen Unschuldslächeln zu ihm emporblickte.

Der junge Wilmson erschrak von Herzen, und ward feuerroth, denn er glaubte anfangs, sie rede von ihrem Nacken, und wollte seiner etwas spotten. Aber das allgemein um ihn laut werdende Getöse erinnerte ihn daran, daß der König schon vorüber sei. Er ward noch einmal roth, und Verwirrung zwar in seinen Geberden, aber Liebe noch in seinen Augen, sagte er: „Wenn Sie nur bequem gesehen haben!“

„Oh!“ rief sie, „es ist nicht das erste Mal, daß ich den König und die ganze königliche Familie sah. Aber ich danke Ihnen dennoch für Ihre Gefälligkeit.“

Sie wollte sich mit einer Verneigung von ihm entfernen, als er bemerkte, das Gedränge und der Ungestüm des rohen Volkes werde zu heftig; sie würde seines Schutzes für den Augenblick bedürfen. Er bot ihr den Arm. Leise, wie eine Feder, legte sie den ihrigen auf denselben, nachdem sie zuvor ihr weißes Schnupftuch, worin etwas eingewickelt zu sein schien, in die rechte Hand genommen hatte. So gingen Beide im wallenden Menschenstrome eine Zeit lang schweigend fort. Der junge Wilmson, in stiller Seligkeit an der Seite des schönen Mädchens, bildete sich fast ein, der gütige Himmel habe das ganze Fest ihm zu Ehren veranstaltet. Er drückte den Arm der kleinen Begleiterin sanft an sich, um ihn nur zu fühlen.

„Aber," sagte sie, „ich wohne weit von hier, unfern des Sudenburger Thors. Ich darf Sie nicht bemühen."

„Fürchten Sie nicht die Mühe, die Sie mir verursachen, denn ich fühle mich eben durch die Mühe für die Mühe belohnt. Doch ehr' ich Ihren Willen, sobald Sie meine Begleitung ablehnen möchten, und verlasse Sie. Ich will entbehren lernen. Man darf nicht immer glücklich sein. Sie sind's ja auch nicht."

„Nein, gewiß nicht!" flüsterte sie ernst. Dann wandte sie das kindlich helle Antlitz zu ihm, und sagte nach einer Weile mit dem gütigen Lächeln, das stets, so oft sie redete, in ihren Augen schwamm: „Doch habe ich die Ehre nicht, Sie zu kennen. Woher wissen Sie von mir und meinen Verhältnissen, und daß ich nicht glücklich bin?"

„Wenn mir Ihr Trauerkleid es nicht verrathen hätte, würde mir's doch Ihre . . ."

„Ach, ich trage Leid um meine Mutter!" seufzte sie, und mit leiserer, zitternder Stimme: „um meine gute Mutter! Den Schmerz kennen Sie vielleicht nicht."

„Ich werde ihn nie kennen, denn meine Mutter starb mir, ehe ich sie selbst kannte. Aber mit doppelter Inbrunst liebe ich dafür einen Vater . . ."

„O, Sie sind glücklich! Schon als Kind verlor ich den Vater. Ich bin eine Waise und stehe recht allein unterm Himmel."

Der schmerzliche Ton in diesen Worten klang in allen seinen Nerven wieder. Mag immerhin die Schönheit mit ihrer Siegesmacht das bewundernde Wohlgefallen fesseln, oder die geheime Kraft der Anmuth ein Herz voller Liebe entzünden: schneller wirkt der heilige Schmerz des Mitleidens und gewaltiger, als jene. Denn

er zieht das wohlwollende Gemüth auch dem zu, was an sich nicht, als etwas Gefälliges, das Urtheil der Augen bestechen kann, und söhnet sogar mit dem Feinde aus. Der Jüngling fühlte in diesem Augenblick sein Wesen vom süßen Weh des Mitleids durchschauert. Wie gern hätte er ein tröstendes Wort gewagt; wie gern eine Frage mehr gethan, um die Lebensverhältnisse seiner liebenswürdigen Begleiterin besser durchblicken und eine helfende Hand bieten zu können! Aber seiner eilfertigen Gutmüthigkeit widersprach das Zartgefühl und die Furcht, durch Zudringlichkeit nur Wunden aufzureißen.

Indem er noch mit sich selber kämpfte, that das Mädchen neben ihm einen heftigen Schrei und ließ seinen Arm jählings fahren.

„O mein Gott!“ rief die Erschrockene mit Thränen im starren Auge, „nun ist mein Unglück vollendet!“ Und sie warf bei den Worten ihre ängstlichen Blicke suchend umher und mühte sich vergebens, im drängenden Menschengewühl still zu stehen.

„Was ist Ihnen geschehen?“ fragte der junge Wilmson hastig.

„Es hat mir Jemand im Gedränge das Schnupftuch aus der Hand gerissen, worin ein Pfeifenkopf gewickelt war.“

Der Jüngling rief: „Gehen Sie langsam vorwärts. Ich finde Sie wieder. Ich eile dem Diebe nach.“ Er verließ sie mit diesen Worten und stürzte sich gegen die rechte Seite des Menschenzuges, mit den Ellbogen durch die Haufen rudernd. Denn er hatte beim ersten Schrei des Mädchens einen Menschen wahrgenommen, der durch eine Lücke der wandernden Volksreihen mit großer Eil verschwunden war, einen zeisiggrünen Rock trug und an der Hutspange einen glänzenden Knopf hatte.

Kaum war Wilmson auf der andern Seite des Breiten Weges, wo die Menschenmassen lichter und durchsichtiger waren, so entdeckte er wirklich den Zeisig in einiger Entfernung rückwärts, und erkannte in ihm um so sicherer den Räuber des Schnupftuches, weil dieser stillstehend dasselbe eben, nebst dem Inhalt, betrachtete; dann, als er, sich umsehend, Wilmson erblickte, spornstreichs davon lief und seitwärts in eine Nebengasse absprang. Wilmson setzte ihm auf den Fersen nach, und verfolgte ihn durch die ganze Länge der Seitengasse. Der Zeisig hatte einen guten Vorsprung; dennoch blieb er mit einem Male stehen, wandte sich und erwartete seinen Verfolger festen Fußes.

„Was wollen Sie von mir? Warum laufen Sie mir nach?“

fragte er, keuchend, nach Athem schnappend, als Wilmson herankam. — Wilmson hatte, sobald er sah, der Räuber erwarte ihn, langsamere Schritte genommen. — Denn dieser Mensch schien nichts weniger, als räuberartiger Natur zu sein. Es war ein wohlgekleideter junger Mann, von feinem Ansehen. Doch trug er das weiße Schnupftuch in der Hand, welches er während der Flucht vergebens bemüht gewesen war, in die Tasche seines Kleides zu bringen. Man sah, das Tuch verhüllte etwas Anderes, als sich selbst.

„Wahrhaftig," sagte Wilmson, „wenn Ihre Flucht und das Tuch Sie nicht verriethen, sollte man in Ihren Kleidern keinen Spitzbuben vermuthen." Mit diesen Worten riß er dem jungen Manne den Raub gewaltsam aus der Hand.

„Unverschämter Kerl!" schrie dieser ihn wüthend an, und machte eine Bewegung, die erlittene Beschimpfung zu rächen. Wilmson aber versetzte eben so rasch seinem Gegner mit geballter Faust einen dermaßen kräftigen Schlag ins zornige Antlitz, daß dies sogleich von Blut aus Mund und Nase gefärbt ward, und der Getroffene seitwärts taumelnd Haltung und Gleichgewicht verlor und zur Erde stürzte.

Ohne sich um den Gezüchtigten ferner zu bekümmern, eilte der Sieger mit seiner Beute wieder aus der Nebengasse zum Breiten Wege zurück, wo die Schwärme der neugierigen Gaffer und Lustwandler sich schon in die Ferne, an der St. Katharinenkirche vorüber, gezogen hatten. Bald erreichte er sie, und durchkreuzte sie nach allen Richtungen, um die schöne Eigenthümerin des wiedereroberten Tuches zu erspähen. Während seiner Kreuzzüge war er auch gegen den alten Krabb angerannt, der ihm von der verschwundenen Traurigen keine Kunde zu geben wußte. Er setzte seinen Lauf rastlos fort, musterte bald von der einen, bald von der andern Seite die sich vorbewegenden Haufen, bald durchschnitt er sie in die Quer. Ueberall, wo er einen Bekannten fand, fragte er nach dem Mädchen in Trauer, ohne Kunde zu erhalten. So gelangte er, durch die ganze Länge der Stadt, bis zum Domplatze, wo der König mit seinem Gefolge vor dem Prinzenhause abstieg. Seine Angst und Ungeduld wuchs mit jeder verlorenen Sekunde. Und hätten alle Majestäten des Erdballs einen Kongreß auf dem Magdeburger Domplatze gehalten, er hätte sie so wenig, als einen Kongreß tanzender Mücken an einem Sommerabende, beachtet. Er durchlief den weiten Raum vor der großen Domkirche, und noch irrer liefen seine Blicke durch die Tausende der unter einander wandelnden

Gestalten. Wie den nächtlichen Wanderer das Irrlicht im Walde, lockte ihn jeder schwarze Punkt zu einem andern Wege. Aber der Punkt verwandelte sich zuletzt immer bald in einem Rathsherrn, bald in ein Bauernweib, bald in einen ehrwürdigen Pastor, bald in die schwarze Schürze einer Dienstmagd.

Endlich zerfloß die vom beendeten Schauspiele gesättigte Menschenmenge, und der Domplatz ward in kurzer Zeit öde. Der junge Wilmson machte noch einmal den ganzen langen Weg vom Sudenburger- zum Krökenthor. Keine menschliche Gestalt, kein Fenster sogar, blieb von ihm unbeachtet. Die schöne Trauernde zeigte sich nicht, obwohl er, um ihre Aufmerksamkeit aus irgend einem Hause auf sich zu ziehen, ihr schneeweißes Tuch als Wahrzeichen in seiner Hand flattern ließ.

3.

Bei Falk und Fuchs ist nichts geheuer,
Gebrannte Kinder scheu'n das Feuer.
Aus einer Bilderfibel.

Erst, als er sich müde und hoffnungslos nach dem väterlichen Hause zurückbegab, faltete er das Tuch aus einander, um den Inhalt zu betrachten, weniger aus Neugier, als mit dem Wunsch, eine Spur zu entdecken, die ihn zu der Eigenthümerin leiten könnte. Allein in einem der Zwickel des feinen Tuchs fand er nur die Buchstaben C. v. St. eingenäht, die ihm wenig sagten, und auf dem silbernen Deckel eines neuen, ungewöhnlich großen, sehr kostbaren Meerschaumpfeifenkopfs, der in das Tuch eingeschlagen war, las er die in einander zierlich verschlungenen Buchstaben J. P. v. G.

Seine Verlegenheit wegen dieses fremden Gutes war um so größer, weil er am folgenden Tage Magdeburg auf geraume Zeit verlassen sollte, um die verwittwete Schwester seines Vaters nach der Schweiz zu begleiten, wo sie beträchtliche Güter hatte. Sie war nur nach Magdeburg gekommen, ihren Bruder im Leben noch einmal zu sehen, und hatte einige Monate bei ihm gewohnt, in der Hoffnung, sie werde ihn bereden, seine Handlungsgeschäfte aufzugeben und ihr in die Schweiz zu folgen; denn sie liebte ihn sehr.

Wie gewohnt, brachte man im Hause des Herrn Wilmson, bei schönem Sommerwetter, die letzten Stunden des Tages in einem Gärtchen am Hause zu, worin er zwischen den Blumenbeeten ein geschmackvolles Lusthaus hatte bauen lassen. Hieher begab sich Herr Wilmson nach dem Abendessen mit der Frau von Moos, seiner

Schwester, und seinem Sohn Fritz. Bisher war nur von der bevorstehenden Reise gesprochen worden, und von dem Abschiedsschmause des folgenden Tages, zu welchem Herr Wilmson seine Freunde und deren Familien eingeladen hatte, in denen seine Schwester mit Liebe aufgenommen war.

Nun aber trat der alte Invalide Krabb, wie er abends pflegte, in das Gärtchen, um seine Abendpfeife in freier Luft zu schmauchen. Er wohnte bei Herrn Wilmson, der ihn zu lebenslänglicher Verpflegung zu sich genommen. Denn Krabb hatte im schwedischen Kriege, nicht ohne die größte Lebensgefahr, den wichtigsten Theil von Wilmson's Vermögen gegen die Zuchtlosigkeit der Soldaten bei Swinemünde gerettet, nämlich große Niederlagen von fremden Weinen.

Krabb setzte das kurze Pfeifchen vom Munde ab, lüpfte grüßend die Pelzkappe und hob dann mit triumphirendem Tone an: „Sie thun mir in der Seele leid, Frau von Moos! Sie sind meiner Treu in Magdeburg gewesen, und haben den glorreichen König von Preußen nicht gesehen. Ja, Frau von Moos, mir ward, wie der König so prächtig daher ritt, und weit umher die ganze Welt vor der Majestät des Einzigen verstummte und sich beugte, mir ward so grauerlich und wunderlich, als käme der Herrgott selber. Gelt, Fritzchen, gelt, das war ein Anblick!“

Der junge Wilmson erröthete etwas verlegen, und wußte nicht, was er antworten sollte; denn er konnte doch nicht sagen, daß ihn der schöne Nacken eines Mädchens hatte vergessen lassen, nach einem König zu schauen.

Frau von Moos dagegen, die selten Antwort schuldig blieb, erwiederte: „Laßt's Euch meinetwillen nicht leid sein, Krabb! Ich schätze nicht Pracht und Glanz und Herrlichkeit an den Großen dieser Erde, sondern nur, wenn sie mit hoher Weisheit strenge Gerechtigkeit und jede Tugend ausüben.“

Krabb stand bei diesen Worten etwas verblüfft und sagte, so höflich er konnte: „Ja, das klingt nun wohl, wie wahr; aber wahrhaftig, ein König ist doch kein Mensch wie unsereins, sondern . . .“

„Ein heiliger Engel?“ fiel Frau von Moos ein.

„Nicht doch, sondern, ich wollte sagen, ein leibhafter und sichtbarer Statthalter Gottes auf Erden.“

„Das ist Lästerung! Gott ist allgegenwärtig, darum bedarf er nirgends eines Statthalters.“

„Aber er ist König von Gottes Gnaden!“

„Und Ihr seid eben so gewiß Invalide von Gottes Gnaden, der ohne Gottes Gnade bei des Königs Gnade verhungert sein würde, nachdem Ihr Euch in seinem Dienst zum Krüppel schießen ließet.“

„Nun, wer weiß, Frau von Moos, ob's den König nicht reut, daß er mich so lange vergaß. Es ist noch nicht ausgemacht, ob er seine gnädigen Blicke auf Herrn Wilmson oder auf meinen Stelzfuß warf. Lassen Sie sich die Teufelsgeschichte erzählen.“ — Und nun erzählte Krabb vom König, vom kugelfesten alten Dessauer und vom Kommandanten.

„Ist's wahr, Bruder, was der Alte da erzählt?“ fragte die Frau von Moos mit ängstlicher Stimme.

„Vollkommen!“ erwiederte Herr Wilmson. „Doch macht Krabb des Wesens zu viel daraus. Ich bin überzeugt, wir beschäftigten die Aufmerksamkeit des Monarchen sehr flüchtig. Die Sache ist ohne Bedeutung.“

„Gebe es der Himmel!“ rief die Frau von Moos. „Aber ohne Liebe für strenge Gerechtigkeit oder Wahrheit und Tugend ist schon jede Bewegung des Mächtigen, der über Wohl und Wehe von Millionen entscheidet, bedeutsam; nicht selten ist schon manches unschuldige Leben, Eigenthum und Ehre geopfert worden, wie ich selbst die schmerzlichste Erfahrung machen mußte; o, nur die Erinnerung daran erfüllt mich mit Schrecken.“

„Mühmchen,“ sagte der junge Wilmson, „Sie urtheilen etwas zu strenge. Könige unserer Zeit sind keine Barbaren, wie vor Alters. Sie sind Christen und gebildet genug, um Zufriedenheit im Glück ihrer Unterthanen, wie Väter im Glück ihrer Kinder, zu finden.“

Frau von Moos lächelte schmerzlich: „Könige sind sie. Ich habe die Erfahrung, die blutige, gemacht! Ein Wink, und mein schuldloser Gatte ward hingeopfert! — Väter sollten, könnten sie sein! Aber ein Vater hat über sich das Gesetz Gottes, die bürgerliche Obrigkeit, und mehr als Alles, ihn binden die Bande der Natur an seine Kinder . . Fritz, in den Jahren, da du geboren wurdest, ließ ein König meinen unglücklichen Mann ergreifen, fortschleppen und im Kerker sterben, oder hinrichten. Und mein Mann war schuldlos. Der König selbst verhörte ihn, der König in Person verdammte ihn, und doch war dein Oheim schuldlos. Es war bloße Uebereilung, bloße Verwechselung der Namen und Personen, die das Unglück brachte. Man erfuhr den Irrthum zu spät, und der Statthalter göttlicher Gerechtigkeit und Allmacht konnte die er-

würgte Unschuld nicht wieder ins Leben zurückrufen. Nun denn, und dieser König, der mir das Glück meines Lebens zernichtete, ist ein noch heut' viel bewunderter Held. Soll ich ihn preisen? O, verzeiht es mir, wenn ich vor den Gewaltigen auf Erden zittere! Mag vielleicht mein gerechter Schmerz und Argwohn guten Fürsten Unrecht thun — verzeih' mir's Gott! Ich fürchte den, der ungebunden und gewaltigist."

„Mühmchen, Sie reden vom Schwedenkönig Karl dem Zwölften. Wir aber freuen uns des wackern Friedrich Wilhelm. Er mag seine Fehler haben, er mag . . ."

„O mein Kind, es muß Niemand auf Erden ungebundenen Willen und ungebundene Macht haben, oder er besitze zugleich die göttliche Heiligkeit. Denke dir eine Gottheit mit Launen und Leidenschaften, und du hast . . ."

„Alle Teufel!" schrie der Invalide. „Das wird mir fast zu kraus. Laßt mir meinen König in Ehren! Er meint's gut, immer gut, beleidigt kein Kind, und ist ein Soldat dazu, wie Keiner in der Welt. Haben Sie denn, Frau von Moos, in Ihrem Lande keinen Herrn?"

„Nein, außer Gott, keinen."

„Das ist etwas kurios. Den haben wir hier bei uns auch. Aber der Herrgott kommt doch bei Ihnen nicht in Person auf den Berg Sinai, wie vor Zeiten, und giebt Gesetze."

„Nein, die Bürger vereinigen sich zu dem, was bei ihnen gelten soll, und wählen Obrigkeiten, die darüber wachen, daß Alles danach geht."

„Zum Kuckuk, das muß eine Hottentottenwirthschaft sein!"

„Keineswegs. Alles geht in Ordnung."

„Also starke Garnisonen, die das Volk in Zucht halten?"

„Gar keine Soldaten. Man schickt einen Weibel mit Mantel und Stab, und Alles gehorcht."

„Wunderlich; aber mir gefällt's nicht. Ein Land ohne Soldaten ist wie eine Stadt ohne Häuser, wie ein Wald ohne Bäume. Das verstand unser König besser. Er jagte die hundert Kammerherren seines Vaters zum Henker und sparte sich den Bissen vom Munde ab, und füttert dafür jetzt eine Armee von funfzigtausend Mann, die prächtigste auf Gottes weitem Erdboden. — Und wie nun geht's, Frau von Moos, mit Dero Erlaubniß, wenn der Krieg ausbricht, und die feindlichen Heerschaaren gegen Ihr kurioses Land ziehen, mit Kavallerie, Infanterie, Artillerie, Freipartie,

mit Schiffbrücken, Kanonen, Haubitzen, Bombenkesseln? — Schickt man dann etwa dem Feinde einen Weibel mit Mantel und Stab entgegen?“

„Guter Krabb, um Haus und Hof, Weib und Kind, Gut und Ehre zu beschützen, ist bei uns Alles Soldat, was Gewehr tragen kann, und schlägt tapferer drein, als der Miethling, wie Ihr das leicht begreifen möget; kommen funfzigtausend Feinde, rücken ihnen hunderttausend Landesvertheidiger entgegen. So macht man's dort.“

„Nun denn, meinethalben. Nichts für ungut. Die Leute bei Ihnen dort sind doch nur Halbwilde, merk' ich. Ich danke Gott, daß er mich zum preußischen Unterthan machte. Hier haben wir doch alle Sonntage Parade auf dem Neuen Markt. Blitz und Wetter, hier ist Ordnung! Wir hier lachten uns die Seele aus dem Leibe, wenn ein Mantel und ein Stab und ein Weibel käme.“

Frau von Moos, ein wenig empfindlich, wollte eben entgegnen, und Herr Wilmson sein Wort dazwischen reden, um den kleinen Streit zu schlichten, als einer von den Dienstboten des Hauses die Gartenthür öffnete und einen Offizier eintretenließ.

Man stand bei dieser Erscheinung sogleich ehrerbietig auf; der Invalide mit seitwärts angezogenen Armen, steif, wie eine Drahtpuppe. Vater Wilmson trat dem Ankömmling, der vornehm und nachlässig mit dem Kopfe nickte, höflich und mit entblößtem Haupte entgegen.

„Sind Sie der Kaufmann Wilmson?“ fragte der Offizier.

— Zu Dero Befehl.

„Sie haben Kinder?“

— Einen Sohn, der die Ehre hat, vor Ihnen zu stehen.

„Wie alt sind Sie?“

— Neunundfunfzig.

„Und der junge Bursch da?“

— Zwanzig oder einundzwanzig.

„Der Kommandant wünscht Beide zu sprechen. Er befiehlt Ihnen, sich mit Ihrem Sohne morgen Vormittags, Schlag neun Uhr, im Kommandantenhause einzufinden.“

— Ich werde gehorchen. Darf ich fragen, aus welcher Ursache mich der Herr Kommandant . . .

„Weiß ich nicht, hat auch Keiner danach zu fragen. Also gute Nacht; und Schlag neun Uhr Morgens!“

Damit entfernte sich der Offizier und ging pfeifend und träl-

lernd durch den Garten davon; Vater Wilmson ihm mit entblößtem Haupte nach, das Geleit zu geben. Der Offizier beachtete es nicht und schlug die Gartenthür zu.

„Juchhe!“ rief Krabb entzückt, und schnalzte sich eins mit den Fingern beider Hände über dem Kopf. „Hab' ich's nicht gesagt? Der König sah sich nicht vergebens um und gab dem Fürsten von Dessau Ordre. Frohe Botschaft! Große Ehre!“

„Woraus vermuthet Ihr das? Ich fürchte, es stehen böse Dinge bevor!“ sagte Frau von Moos und setzte sich zitternd auf das Bänkchen nieder.

„Pah! böse Dinge! Der Offizier wäre dann doch nicht so ungemein höflich gewesen.“

„Höflich?“ rief Frau von Moos mit Unwillen. „Kann man einen gröbern Tölpel malen? Ließ meinen Bruder mit entblößtem Haupte im grauen Haar vor sich stehen, nnd rückte nicht einmal den Filz vom Kopfe, nicht einmal in Gegenwart eines Frauenzimmers.“

„Ei, Frau von Moos, einem Offizier liegt das Befehlshaberische in allen Gliedern. Das muß ihm wie angeschaffen sein. Aber er war sehr freundlich, sehr höflich, — solch ein Herr ist von Adel, müssen Sie wissen! — und denken Sie doch, er sprach mit unserm Herrn Wilmson wie mit Seinesgleichen, nannte ihn sogar Sie! Denken Sie doch, einen Bürgerlichen nannte er Sie! Wetter, das hat doch etwas auf sich! Geben Sie Acht, das Alles rührt vom König her. Morgen kommt Glück und Ehre über dieses Haus. Sie dürfen morgen noch nicht abreisen!“

„Ach, lieber Bruder,“ sagte Frau von Moos zum alten Herrn Wilmson, „ich wünschte, statt erst morgen Mittag vom heitern Abschiedsmahle hinweg zu reisen, schon heute davon zu gehen und dich mit mir zu nehmen. O Bruder, ist es dir möglich, fliehe mit mir, da es noch Zeit ist, diese Nacht noch. Es ist nicht gut in der Nähe des Löwen wehrlos leben!“

Herr Wilmson schüttelte lächelnd den Kopf und sagte beruhigend zu ihr: „Juliane, was auch der Kommandant oder der König von mir wolle, es wird nichts Ehrloses und nichts Ungerechtes sein. Ich bin mir keiner Schuld bewußt. Wäre ich schuldig, oder nur verdächtig, so würde mir keine Einladung zum Kommandanten geworden sein, sondern ich wäre verhaftet worden. Ich glaube aber auch nicht an die Ehre und das Glück, welches Krabb meinem Hause weissagt. Ich bin mir keiner besondern Verdienste bewußt, die ich um den Staat hätte, und wohl noch weniger hat sie

Fritz. Das Außerordentliche, was die Zukunft für uns hat, bringt sie uns immer unvermuthet; aber was wir im voraus von ihr fürchten oder hoffen, ist nie so groß, als wir erwarten."

„Gebe Gott," seufzte Frau von Moos, „daß du nicht das Unvermuthete empfängst. Ich fürchte mich nicht vor den Menschen, aber vor denen, die weniger als Menschen sind, oder mehr als Menschen sein wollen."

Vater Wilmson strich der Schwester lächelnd mit der Hand über das Gesicht. „Weg mit den Sorgen!" sagte er. „Du bist noch immer, wie vor zwanzig Jahren, die kummervolle Juliane! Laßt uns ins Haus treten, es wird kühl. Wir nehmen noch ein Schlaftrünkchen. Fritz, fort in den Keller; eine Flasche Malvasier!"

4.

Als er das hörte, rief er aus
Mit bitterlichen Zähren:
Mein Beispiel soll die ganze Welt
Bedacht und Klugheit lehren.
Alte Ballade von Eschenburg.

Des andern Morgens war Alles im Wilmson'schen Hause früh in Bewegung, um die Vorbereitungen zum Abschiedsfeste zu machen, welches Herr Wilmson seiner Schwester gab. Dieser Ehrenmann, sonst schlicht und recht in allen Dingen, pflegte in seiner Haushaltung Sparsamkeit zu üben, welche fast an Knauserei grenzte. Aber bei außerordentlichen Anlässen wußte er seines Aufwandes fast kein Maß und Ziel. Da wurden die köstlichsten Leckerbissen um jeden Preis herbeigeschafft; die theuersten Weine sollten in Strömen fließen; die stets geschlossenen Prachtzimmer seines Hauses wurden geöffnet, und statt des blinden Zinns auf den Tischen glänzten silberne Teller und Schüsseln, und den Boden bedeckten morgenländische Teppiche. Nahe an funfzig Personen seiner Bekanntschaft waren heute zum Abschiedsschmause eingeladen. Zwei Musikchöre sollten abwechselnd in entfernten Nebenzimmern, während des Gastmahls, das Ohr der Gäste ergötzen. Ringsum an den Wänden prangten und dufteten in geschmackvollen Porzellanvasen malerisch geordnete Blumen. Er selbst ging von Zimmer zu Zimmer umher, nachzuschauen, ob sein Wille gehörig vollzogen werde. Es war ihm nichts zu prächtig, nichts zu theuer. Während des Essens sollten sich seine Schwester und sein Fritz still entfernen und verschwinden, ohne Lebewohl. So wollte er's. — „Denn großem Schmerz",

sagte er, „hilft große Zerstreuung am besten ab. Das Gemüth wird im Gleichgewicht erhalten. Ich kenne mich, ich bin zu weich; darum thu' ich Fürsorge. Ich halte es mit Till Eulenspiegel: ernsten Sinn, wenn Alles glückt, leichten Sinn, wenn's übel geht."

Als Frau von Moos bei ihm zum Frühstück erschien, konnte sie sich nicht erwehren, ihm weinend um den Hals zu fallen. „Bruder, ich jammere nicht wegen unserer Trennung," sagte sie, „aber die Einladung zum Kommandanten, — glaube mir's, es steht dir und uns Allen Unheil bevor."

Er lachte.

„Ich hatte diese Nacht einen fürchterlichen Traum. Ich sah meinen verstorbenen Mann. Ich wunderte mich, ihn noch lebend zu sehen. Man stirbt nicht, sagte er, wenn man von der Erde geht. Bis du zu mir kommst, besuch' ich dich zuweilen, wie ich schon oft gethan habe. Jetzt begleite mich in meine Wohnung. — Wo wohnst du? fragte ich. Er zeigte auf eine uralte Kirche. Wir traten hinein. Wir gingen mit schallenden Tritten durch ein Todtengewölbe. Links und rechts Reihen von Särgen. Er legte sich in einen leeren Sarg. Der dort, sagte er, und zeigte auf einen andern leeren, ist für dich, wenn du kommst. Die dort schlafen gut, fuhr er fort und zeigte zu seiner Rechten. Ich blickte hin und erblickte dich, Anton, in dem einen und Fritz in dem andern Sarge. Mich überfiel ein Schauer. — Hättest du sie nur gewarnt, sie wären noch nicht hier! sagte mein Mann. — Ich habe sie ja gewarnt! sagte ich, und Thränen verdunkelten meinen Blick, so daß ich die Särge nicht sah, sondern es floß ein milchweißer Schaum darüber. Und Alles löfete sich in dem Schimmer auf, der von oben her aus unendlichen Fernen strahlte; und ich fühlte mich in einer wunderbaren Luft selbst nicht mehr, denn ich ruhte und schwebte selber wie ein Glanz im Glanze. Das kommt daher, sagte, doch nicht mit menschlicher Stimme, ein heller Strahl, der mich durchdrang — aber es war das Wesen meines Gatten — das kommt daher, weil du bei mir bist. Und dein gewesener Bruder Anton und sein gewesener Sohn Fritz sind auch da. — Wie, rief ich, Alles gestorben? — Darüber erwachte ich; aber ich hörte mich wachend noch das Wort gestorben rufen, und es war finster um mich, und es hallte meine Stimme von den Wänden zurück, daß es mich mit Entsetzen durchschauerte. Indem schlug die Thurmuhr der St. Johanniskirche Mitternacht. Ich lag im kalten Angstschweiße. Erst gegen Morgen entschlummerte ich."

Herr Wilmson sagte: „So geht's, wenn man wohlgemeinten Rath verachtet. Warnte ich dich nicht gestern Abend, nichts von den Neunaugen zu essen? Sie machen mir jedesmal Unverdaulichkeit und unruhigen Schlaf. Und dergleichen Träume können einem ganzen Tage die widerlichste Farbe geben."

Da brachte Fritz einen Brief, den eine fremde Dienstmagd ihm für seinen Vater gegeben. Herr Wilmson öffnete und fand keine Unterschrift, sondern nur die wenigen Zeilen: „Ein guter Freund ermahnt Herrn Wilmson, nach Empfang dieses ins Bett zu gehen, und für einige Tage todtkrank zu werden oder zu scheinen. Erwähnter guter Freund weiß aus sicherm Munde, daß Herr Wilmson dem Könige allzu gut gefallen hat. Sapienti sat."

Anfangs stutzte Herr Wilmson beim Lesen dieser räthselhaften Zeilen; die Handschrift war ihm unbekannt. Dann sah er lächelnd, mit argwöhnischer Schalkheit, seine Schwester an, zerdrückte das Papier in seiner Hand und steckte es ein.

Nun erzählte Fritz von seinem gestrigen Abenteuer, von der Schönen im Trauerkleide, ihrem geraubten Schnupftuche und Meerschaumkopf und dem Zeisig mit dem glänzenden Hutknopfe. Herrn Wilmson war das Geschichtchen willkommen. Es diente zur Zerstreuung seiner Schwester, die das Tuch und den Meerschaumkopf auf allen Seiten betrachtete und Namen und Stand der beraubten Schönen entziffern wollte. Ihre weibliche Neugier war um so mehr gereizt, da Fritz mit einer seltenen Begeisterung, die ihm, wenn er von Frauenzimmern sprach, nicht eigen war, über die Liebenswürdigkeit der unbekannten Blondine sprach.

„Ich hab' es nicht für möglich gehalten," rief er, „daß so wunderbarer Reiz, wie wir ihn nur überirdischen Wesen in unserer Einbildungskraft verleihen, in menschlicher Gestalt wirklich erscheinen könne. Ihr Gehen war Schweben; ihr Bewegen unaussprechliches Einschmeicheln, ich möchte sagen, Musik für Augen; ihre Stimme nicht Ton, den das Ohr vernimmt, sondern Klang, der durch unser Inneres, wie aus Träumen, zittert; ihr Antlitz das Antlitz eines kindlichen, in Andacht und Entzücken schwebenden Seraphs; ihr Blick ein gütiges, demüthiges Lächeln voll überirdischen Lichtes."

„Mit einem Wort," unterbrach ihn Vater Wilmson lachend, „ein himmlisches Luftbild von Sonnengold und Abendroth."

„Fast hätt' ich's glauben mögen!" antwortete Fritz ganz ernsthaft. „Denn sehen Sie, in ihrem Gesichte war eine gewisse

Klarheit, ein gewisses Durchsichtiges, ein . . . es läßt sich nicht mit Worten deuten, nicht mit Farben wiederspiegeln. Ich werde dieses Gesicht, diese Gestalt, diesen Zauber, so lange ich ein Gedächtniß habe, nie vergessen."

Frau von Moos, die schon ein Plänchen für Fritz entworfen hatte — auf ihrem Landgut am Bodensee wohnte eine Verwandte ihres verstorbenen Mannes, ein junges Mädchen, das ihr lieb war —, machte sauersüße Miene und sagte: „Fritz, deine künftige Frau wird auf keinen Fall mit deinem Gedächtniß zufrieden sein."

„Ist dein Seraph nicht schon wieder in den Wolkenhimmel zurück," sagte der Vater, „so wird er dir und mir noch einmal erscheinen. Ich lasse Tuch und Meerschaumpfeifenkopf ausrufen, austrommeln, in die Zeitungen setzen, in die Berliner, in die Hamburger; lasse Zettel an die Straßenecken kleben, sogar an die Kirchthüren."

Unter diesen Gesprächen, die mannigfach wechselten und von Zeit zu Zeit durch das Gesinde unterbrochen wurden, welches mit Fragen wegen der Anordnungen zum Feste kam, ward es neun Uhr. Herr Wilmson und sein Sohn machten sich auf, um vor dem Gastmahle dem Kommandanten den verlangten Besuch abzustatten. Sie gingen schweigend neben einander durch die Straßen, jeder eigenen Gedanken nachhängend. — Derselbe Offizier, welcher gestern den Befehl überbracht hatte, stand vor der Thür des Kommandanten-Hauses. Er führte die Ankömmlinge eine breite Treppe hinauf in einen geräumigen und prachtvollen Saal. Vor der Saalpforte standen zwei Grenadiere mit zugespitzten Mützen und schwarzgewichstem Knebelbart. Im Saale gingen Offiziere von verschiedenen Regimentern auf und ab, ohne die Hineintretenden, welche sich schüchtern und ehrfurchtsvoll verneigten, eines Blickes zu würdigen.

Nach einer Weile trat aus entgegengesetzter Thür ein Gardeoffizier und rief in den Saal hinein: „Ob der Kaufmann da ist, und sein Sohn?" — Herr Wilmson und Fritz stellten sich dem Rufenden sogleich dar. „Nur mir nach!" rief der Gardeoffizier, und sie folgten ihm in ein anstoßendes kleines Zimmer. „Hier wartet, bis ihr gerufen werdet!" sagte er, entfernte sich durch eine andere Thür, kam nach einer Minute zurück und rief: „Er da, der Alte, geht zuerst hinein. Der Junge wartet noch." Damit führte er Herrn Wilmson in das Zimmer, wo er ihn vermuthlich erst gemeldet hatte.

Fritz vergaß in diesem Augenblicke seiner schönen Unbekannten,

und hing neugierigen Fragen nach, warum er mit seinem Vater hierher beschieden sei. Ein Kammerdiener oder dergleichen, dessen Rocknäthe und Rocktaschen alle mit so breiten Goldtressen bedeckt waren, daß man zwischen der Tressenmenge kaum das Tuch des Kleides erblickte, stand, mit dem Rücken gegen ihn gekehrt, am Fenster. Als sich dieser nach einer Weile gähnend umdrehte, fuhr er zurück und murmelte durch die Zähne: „Ei verteufelt! Ist er's?"

Der junge Wilmson war nicht minder betroffen. Denn er erblickte in dem Murmelnden den wohlbekannten Zeisig von gestern, dessen dickgeschwollene Nase noch ein untrügliches Denkmal von Fritzens an den Tag gelegter Manneskraft geblieben. Der Zeisig maß ihn mit giftigen und stolzen Blicken vom Wirbel bis zur Sohle, trat endlich vor ihn, stierte ihm fest in die Augen und sagte halbleise zwischen den Zähnen: „Ist Er nicht der Schlingel, der sich gestern unterstand . . ."

Fritz trat zurück mit funkelndem Blicke und sagte: „Herr, ich bitte, keine Pöbelhaftigkeit, oder ich färbe Sie noch einmal roth, trotz dem Tressenrock!"

Der Zeisig zog sich ein wenig zurück und lächelte ihn höhnisch an. Der junge Wilmson wandte ihm den Rücken und ging zum Fenster. In dem Augenblick fuhr ein Reisewagen durch, auf der Straße unten; mehrere Frauenzimmer saßen darin beisammen. Eins derselben sah mit dem Gesicht gegen das Haus herauf. O Himmel, es war die Schöne in der Trauer! — Fritz riß hastig das Fenster auf, ihr nachzusehen. Sie lehnte sich aus dem Kutschenschlag und schien unverwandt nach ihm zu blicken, bis der Wagen um eine Ecke bog. „Himmel!" seufzte Fritz. „Sie ist's! Und ich muß hier sein!" — Rasch zu seinem Feinde gewandt sagte er: „Eben fährt die junge Dame fort!"

„Welche Dame?" murrte der Kammerdiener.

„Die Sie gestern beraubten im Gedränge."

„Einfaltspinsel, ich berauben? Einen Scherz trieb ich, und nichts weiter. Sie kennt mich wohl. Aber der Pfeifenkopf . . ."

Fritz trat einen Schritt näher, vergaß allen Zorn und faßte ihn bei der Hand: „Wie, mein Herr, also Sie kennen sie?"

„Allerdings. Aber bleib' Er mir vom Leibe und thu' Er nicht so gemein mit mir. Und der Pfeifenkopf?"

Der junge Wilmson hätte jetzt um Alles in der Welt gern Frieden und Freundschaft mit seinem Gegner geschlossen. Er war im Begriff, das unglückliche Mißverständniß von gestern zu bereuen

und wegen des Handels um Verzeihung zu bitten. Da ging die Thür auf, und sein Vater kam zurück.

„Ich will nicht auf dich warten," flüsterte Wilmson seinem Sohne im Vorbeigehen zu, „ich bin zu Hause nöthig. Komm mir bald nach, sobald du abgefertigt bist."

„Warum sind wir vorberufen?" fragte Fritz.

„Still, Fritz, der König selbst ist im Zimmer!" erwiederte Herr Wilmson. „Ich weiß noch nicht, was ich eigentlich hier sollte. Der König that gleichgültige Fragen nach meinem Alter, nach meinen Vermögensumständen, nach dir, und ob du geschickt seiest. Dann ließ er mich wieder gehen und versicherte sehr gnädig, er werde für dich gut sorgen, wenn du ihm gefallest. Betrage dich muthig und sehr anständig. Der König ist bei guter Laune. Nimm aber keine Anerbietungen an, wie vortheilhaft sie auch sein mögen, falls dir dergleichen gemacht werden. Erbitte Bedenkzeit. Wir wollen Rücksprache mit einander halten. Lebe wohl indessen!"

Mit diesen Worten entfernte sich Herr Wilmson. Fritz, wie hochwichtig es ihm zu jeder andern Zeit gewesen sein würde, in die Nähe eines Monarchen zu treten, empfand jetzt weder Neugier, noch Furcht, noch Anwandlungen von Ehrgeiz. Alle seine Gedanken waren von der Erklärung des hochmüthig-groben Kammerdieners verschlungen, daß er die trauernde Unbekannte wohl kenne. Ja, dieser Mensch, der zu jeder andern Zeit kaum seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte, und den er wegen seiner beleidigenden Frechheit wohl abermals ohne Umstände zur Rechenschaft gezogen haben würde, verwandelte sich durch jene Erklärung für ihn in einen Mann von Würde, von Bedeutsamkeit; und ein Abglanz von der Herrlichkeit der Unbekannten schien ihn zu umstrahlen.

Er war im Begriff, sich noch einmal dem Kammerdiener zu nähern, als die Thür geöffnet ward. Der Gardeoffizier trat unter derselben vor und winkte dem jungen Wilmson schweigend mit dem Finger.

Der Jüngling trat hinein und verbeugte sich mit tiefster Ehrfurcht nach allen Seiten, ob er gleich Niemanden recht deutlich vor sich sah. Es war Alles Wolke und Nebel. Nicht seine Furchtsamkeit vor der Anwesenheit des Monarchen, nicht der Glanz von dessen Majestät hinderte ihn am Sehen, sondern ungeheuerer Tabaksdampf. Das kleine Gemach war mit Generalen angefüllt, die insgesammt ihr Pfeifchen rauchten. Alle standen schweigend umher mit entblößtem Haupte; nur einer derselben saß, den Hut auf dem

Kopfe, an einem Tischchen. Der junge Wilmson erkannte in ihm, als vor dem Gesichte desselben eine bläuliche Wolke zerrann, den König.

Dieser betrachtete eine Weile den Jüngling mit sichtbaren Zeichen des Wohlgefallens, nickte dann einem der Zunächststehenden zu und sagte: „Nicht mehr als einundzwanzig? Der ist noch nicht fertig. Er hat wohl noch vier Jahre vor sich. Aus dem Burschen giebt's etwas Rechtes, vielleicht noch einen Flügelmann der Leibkompagnie."

Dann wandte er sich an den Jüngling: „Sage mir, Bursch! was hättest du Lust zu werden?"

— Mein Vater bestimmt mich zum Nachfolger in seiner Handlung; meine Neigung sind, neben der Landwirthschaft, die Wissenschaften.

„Wissenschaften? Was verstehst du darunter? Griechisch, Lateinisch, Hebräisch, Chaldäisch?"

— Ich lese die alten Griechen und Römer gern, habe dabei Geschichte und Mathematik getrieben, und liebe auch die französische und italienische Literatur.

„Pfui Teufel! Aus dir muß es keinen Federfuchs geben. Fort damit! Daß du gut schreiben, lesen und rechnen kannst, freut mich. Ich will dich avanciren."

— Eure Majestät wollen geruhen . . .

„Ich nehme dich unter meine Garde nach Potsdam. Verstehst du? Soldat mußt du werden, wenn aus dir ein ganzer Kerl werden soll. Du wirst nicht der Kleinste bleiben, hast vollkommen den Ansatz zu sechs Schuh und darüber."

— Eure Majestät . . .

„Wenn du dich rechtschaffen aufführst, sollst du nicht sechs Wochen lang Gemeiner bleiben. Ich brauche in meiner Garde geschickte Leute. Hast du eine Braut?"

— Eure Majestät . . . stammelte Wilmson, und ward feuerroth.

„Seht mir doch, der Milchbart wird da krebsroth! Nun, hat nichts zu sagen. Ohne meine Spezialerlaubniß darfst du keine Frau nehmen; ich will dir schon ein Mädchen geben. Also wir sind mit einander im Reinen. Hast du den Soldatenstand lieb?"

— Nein, Eure Majestät, ich will frei bleiben.

„Schock Millionen Teufel, was unterstehst du dich?"

— Ich habe nicht die Ehre, einer Ihrer gebornen Unterthanen zu sein.

„Einerlei!“

— Ich bin Bürger in den vereinigten Niederlanden.

„Gleichviel.“

— Ich werde in mein Vaterland zurückgehen.

„Das wirst du unterwegs lassen.“

— Ich rufe den Schutz meiner Hochmögenden Herren der Generalstaaten an.

„Halt's Maul, oder ich lasse dir, statt des Handgeldes, zwanzig aus dem ff aufzählen.“

— Die Gerechtigkeitsliebe Eurer Majestät wird nicht gestatten, daß man einen freien Mann wider seinen Willen . . .

„Du kennst jetzt meinen Willen, und ich will keine freie, sondern treue Leute. Danach hast du dich zu richten. Fort, nach Potsdam! Man soll dir gutes Handgeld geben.“

— Erlauben Eure Majestät allergnädigst, ich begehre kein Handgeld, ich werde keines annehmen. Ich habe einen Vater. Er ist mehr als vermögend, er ist reich. Er wird sich zu jeder Summe verstehen, mich loszukaufen, wenn . . .

„Ich verlange kein Geld. Du bist Soldat; damit holla!“

— Ich verwahre feierlich meine Rechte als Mensch gegen jede Gewaltthat. Ich werde lieber sterben, als Fahneneid schwören.

„Himmel-Tausend-Sapperment!“ schrie der König, sprang auf und schwang den Stock gegen den jungen Wilmson. Dieser, stolz und bescheiden, sah den Monarchen mit einem festen Blick an, ohne die geringste Furcht blicken zu lassen.

Der König ließ den Stock wieder langsam sinken, warf einen zornigen Blick auf den Jüngling, und sagte mit furchtbarer Stimme: „Du nicht den Fahneneid schwören, Wurm du? Du hast keine Wahl mehr, merke dir's, als zwischen der Garde oder dem Galgen.“

— Eure Majestät, ich wähle lieber den letzten! sagte Wilmson ruhig.

Der König hob wieder im Zorn den Stock, wandte sich dann aber rasch um und sagte zum Kommandanten: „Laß Er mir den verdammten Schurken da auf der Stelle in die Kaserne bringen, oder in die Wache. Morgen geht er mit dem übrigen Transport ab. Und macht der Kerl die geringsten Umstände, so lasse Er ihn krumm schließen oder in den Bock spannen. Marsch!“ — Der König wies mit Hand und Stock gegen die Thür. Der Kommandant faßte den jungen Wilmson hart beim Arm und stieß ihn zum Zimmer hinaus, wo der Zeisig hämisch lachend das Gesicht

verzog, als er seinen verhaßten Ueberwinder stolpernd aus des Königs Zimmer hervorschießen sah.

Angekommen im Saale, übergab der Kommandant den trotzigen Rekruten an zwei Offiziere, ihn sogleich zum Depot zu führen, mit Befehl, ihn auf der Stelle krumm zu schließen, bei Wasser und Brod, sobald er sich im mindesten ungeberdig anstelle.

„Eure Excellenz," sagte Wilmson, „wollen mir doch wenigstens erlauben, daß ich meinen Vater noch einmal sehe und von ihm Abschied nehme."

„Wozu das? Ist ganz unnöthig."

„Aber ich flehe darum, als die einzige Gnade, die Sie oder Seine Majestät mir noch erweisen können."

Der Kommandant schwieg einen Augenblick unentschlossen, ging dann in das Zimmer zurück, von woher er gekommen war, und kehrte nach einer Weile mit den Worten zurück: „Man wird's deinem Vater melden, wenn er dich noch sprechen will. Du gehst jetzt zum Depot."

„Aber Eure Excellenz wollen gestatten, daß ich mich in meine Wohnung begebe; denn ich bin durchaus nicht in Kleidern, die zur Reise geeignet sind."

„Packe dich zum Depot!" rief der Kommandant unwillig. „Das Andere mache mit deinem Vater ab! Ich schicke zu ihm."

Der Kommandant verließ ihn. Die Offiziere nahmen den Garderekruten zwischen sich und führten ihn ab. Auf der Straße folgte ihnen ein Korporal mit kurzem spanischem Rohr.

5.

Ade, ade, ade!
Ja, Scheiden und Meiden thut weh.
Volkslied.

Der Jüngling, welcher durch einen einzigen Machtspruch Vater und Vaterhaus, Beruf, alle bisherigen angenehmen Verhältnisse, alle frohen Aussichten in die Zukunft verloren hatte, um nun zeitlebens unter den Hefen des Volkes zu dienen, ging zwischen seinen Wächtern in finsterer Wuth durch die Gassen der Stadt.

„Sei Er nicht so verzweifelt und traurig!" sagte einer von den ihn begleitenden Offizieren, der Mitleid für den schönen jungen Mann zu fühlen schien.

„Ich bin nichts weniger, als traurig!" — antwortete Wilmson kurz, und knirschte mit den Zähnen.

„So ist's recht. Kein Soldat hates besser, als die Garde. Es wird Ihm in Potsdam schon gefallen; nur Geduld! Sei Er lustig und guter Dinge."

„Wenn man Alles, Alles, Alles, was Gegenwart und Zukunft boten, zerschmettert sieht!"

„Denk' Er, ein Erdbeben habe Ihm das verschlungen."

„Dann wäre ich traurig."

„Warum dann?"

„Wer kann wider blinde Naturnothwendigkeit? Aber daß man mich aus meinem Hause, aus den Armen meines Vaters wegreißen, zum Sklaven machen darf — — Himmel und Hölle! das ist . . ."

Der Offizier verstand ihn nicht.

Angekommen im Wachthause, ward der Rekrut dem dortigen Offizier übergeben und zu andern jungen Burschen geführt, die in einer schwarz geräucherten Stube an langen hölzernen Tischen saßen, Bier tranken, aßen, sangen und stinkenden Tabak schmauchten. Sie wollten den Neuankommenden in ihren lustigen Kreis ziehen. Er warf sich schweigend, mit verschränkten Armen, in einen Winkelsitz. Sie tranken ihm zu. Er wies sie zurück. Sie machten sich über das arme Muttersöhnchen lustig, wie sie ihn nannten. Er antwortete nicht. Er brütete über Pläne von fürchterlicher Art. Seines entehrten, zertretenen Lebens achtete er nicht mehr. Er beschloß, zu sterben und den Tod zu suchen, um der Welt das Beispiel zu geben, daß Macht und Gewalt nichts über den Willen des Entschlossenen vermögen, der nicht in Fesseln der Sklaverei leben mag.

Die lärmende Gesellschaft um ihn her war eben hinausgegangen, frische Luft zu schöpfen, als sich die Thür öffnete. Der wachthabende Offizier und Herr Wilmson traten ein. Als Fritz seinen Vater erblickte, sprang er auf, warf sich an dessen Brust und schluchzte so laut, so heftig, daß es selbst den Offizier zu rühren schien. Dieser mochte nicht länger Augenzeuge des Abschiedes sein, und entfernte sich schnell.

Herr Wilmson sprach kein Wort. Er ließ den Schmerz seines Sohnes austoben. Erst als sich dieser erschöpft auf eine der hölzernen Bänke niedersetzte, trat Herr Wilmson zu ihm und sagte, indem er Fritzens Hand nahm: „Du weinst, wie ein Knabe. Ich erwartete, in dir einen Mann zu sehen, der jedes Schicksal tragen könne. Was ist's denn mehr? Du bist Gefangener, bist Soldat.

Aber bleib' nur in dir stark und frei und gerecht, dann ist nichts verloren. Sei ruhig! Es ist noch nicht Alles verloren, wenn du dich nicht selbst aufgiebst."

— Wie, Sie haben noch Hoffnung, mich frei zu sehen?

„Allerdings!"

— Sie können mich wieder loskaufen? — rief Fritz, trocknete die Augen und sprang freudig auf.

„Nein! Ich habe das Aeußerste für dich versucht. Man hat mich abgewiesen. Der König besteht darauf, dich in der Garde zu haben. — Nun denn, du gehst also nach Potsdam! Du ergiebst dich in dein Schicksal!"

— Und das können Sie, lieber Vater, so kalt aussprechen?

„Du ergiebst dich in dein Schicksal! Ich werde dir Reisekleider senden. Hier hast du Geld, wenn du dessen bedarfst. Du gehst nach Potsdam; du unterwirfst dich Allem, was dir geboten wird; du sollst dir Jedermanns Vertrauen erwerben. Ich verlange das von dir."

— Ich laufe davon, und steht gleich Galgenstrafe darauf.

„Nimmermehr! Du bleibst, bis ich dich rufe. Deine Unbesonnenheit würde dich und mich verderben. Wir haben hier kein schützendes Gesetz. Wage es nicht, Argwohn oder Zorn zu erwecken; erst dann würden wir verloren sein. Ich will sorgen. Ueberlaß Gott und mir Alles! Ich werde dich retten. Nur du übereile nichts."

— Und wie lange muß ich Sklavendienste thun?

„Bis ich selbst frei bin, bis mein Vermögen in Papier verwandelt und außer Landes ist. Dann wollen wir handeln. Sei ohne Kummer! Gehe deinem Verhängnisse heiter entgegen!"

— Aber soll ich den Eid der Treue schwören?

„Kannst du den Zwang hindern? Gezwungener Vertrag ist kein Vertrag. Gott und Vernunft sagen dich vom erpreßten Eide los. Sollten solche Eide wider die ewigen Rechte gelten, so könnte man uns auch schwören lassen, vernunftlose Thiere zu werden."

— Ich gehorche, Vater.

„Du thust wohl daran. Wer nichts zu bereuen hat, hat an nichts zu verzweifeln. Der König wollte mir heute ein festliches Gastmahl vereiteln; mehr ist's nicht. Meine Schwester . . ."

— Ach, weiß sie mein trauriges Loos?

„Sie weiß Alles. Ich selbst kündigte ihr es an. Ich sagte nur: Schwester, dein Wunsch wird nun erfüllt. Ich verlasse

Magdeburg und ziehe mit Fritz zu dir hinaus in die Freiheit, sobald ich mich hier von allen Banden losgerissen habe. Sie war vor Freude außer sich. Ich erzählte ihr, was mit dir geschehen sei. Sie dachte an ihren unglücklichen Gatten, und warf ein bitteres, fürchterliches Wort über die Gewaltigen dieser Welt hin. Dann aber sagte sie: „„Ich danke diesmal dem Könige. Er macht mir den Abend meines Lebens schön, ohne es zu wollen. Laß anspannen! mir brennt dieser Boden unter den Sohlen.““

Die Ruhe, mit welcher Herr Wilmson zu seinem Sohne sprach, wirkte besser auf des Jünglings Gemüth, als jeder Trostspruch. Er betrachtete die überraschende Begebenheit der letzten Stunden wie ein Abenteuer, die Reise nach Potsdam mit den übrigen Rekruten wie eine Lustpartie, und seinen Eintritt in die Garde wie eine Maskerade. Er schied heiter von seinem Vater, und erinnerte diesen nur noch, ihm mit andern Sachen auch das weiße Tuch und den Meerschaumkopf nachzusenden.

Folgenden Morgens, mit Sonnen-Aufgang, wanderte der Rekrutentransport zum Thor hinaus über die Elbbrücke. Fritz, um nicht die Augen der Menschen zu sehr auf sich zu ziehen, hatte die zierlichen Kleider, in denen er vor dem Könige erschienen war, mit den abgetragensten Reisekleidern vertauscht. Er wanderte niedergeschlagen vor sich hin. Am Ende der Strombrücke hörte er sich rufen. „Alle Wetter und Hagel, Fritzchen, wer hätte uns gestern früh erzählt, daß der Blitz so schnell in den Pulverthurm fahren und Alles sprengen würde! Aber das sag' ich Ihnen, der König und der alte Dessauer meinten es verdammt gut mit Ihnen. Nur Sie sind an Allem Schuld. Sie ganz allein! Warum sind Sie so schön und lang aufgeschossen, daß Sie Kopfslänge über Alles wegsehen? Warum machten Sie sich nicht klein, oder krumm, oder lahm? Sie kennen die Grille unsers braven Königs!“

Es war der Invalide Krabb, der dem jungen Wilmson die Hand reichte und ihn noch eine Strecke begleiten wollte. Fritz drückte den Alten heftig an die Brust. Er konnte vor Wehmuth nicht sprechen. Thränen stürzten aus seinen Augen.

„Kreuzbataillon!“ schrie Krabb, und wollte mannhaft scheinen, den Schmerz verbeißen, der ihm die Brust zusammenzog, und die Thränen wegschütteln, die ihm in den grauen Schnurrbart fielen. „Was ist denn das? Ich glaube gar, Sie flennen wie ein altes Weib, Fritz. Schämen Sie sich, Herr! Hol's der Teufel, ich habe nichts mehr mit Ihnen zu thun! Ein Soldat muß nicht heulen.

Krabb wollte noch mehr zu Fritzens Ermuthigung sagen, aber seine Stimme brach. Er brachte kein Wort mehr über die bebenden Lippen, drückte dem jungen Wilmson die Hand und ging weinend und fluchend über die Brücke zurück in die Stadt, indem er zwischenein für sich sang:

Ade, ade, ade!
Ja, Scheiden und Meiden thut weh'!

Sobald der junge Wilmson die Thürme von Magdeburg hinter sich aus den Augen verloren hatte, beruhigte sich sein Inneres. Er sah in die Zukunft hinaus, sah im fernen Hintergrunde seine Erlösung, seine Flucht, die freien, schönen Ufer des Bodensee's und das Landgut der Schwester seines Vaters. Zwar das rechtlose, gewaltthätige Verfahren, durch welches er binnen vierundzwanzig Stunden aus der Mitte aller seiner Freuden und seiner Freunde hinweg in einen Haufen roher oder lüderlicher oder unglücklicher Menschen geworfen war, empörte noch von Zeit zu Zeit seine Galle; aber er zerstreute sich, wie er konnte, und zum ersten Male fühlte er die Weisheit und ihr Glück in Ausübung der Lebensregeln seines Vaters: Sei dein eigner Meister und du bist Meister in der Welt!

6.

Der Mensch denkt,
Gott lenkt!

Die Rekruten machten nur kleine Tagereisen. Nachdem sie in Potsdam eingezogen und gemustert waren, wurden sie verschiedenen Regimentern einverleibt. Wilmson kam unter die Garde zu Fuß. Er fügte sich geduldig in Alles; erlernte die puppenhafte Stellung, die Handgriffe mit dem Gewehr, Links- und Rechtsschwenken schnell; ward in die blanke Uniform eingekleidet und versah bald den Dienst gleich andern. Wie wenig er sich auch Mühe darum gab, so gewann er in doch kurzer Zeit die Aufmerksamkeit und Gunst der Hauptleute. Er war ohne Widerrede der schönste Mann im ganzen Regimente, wenn auch nicht der längste. Sein Ton, sein Anstand, seine feinen Sitten verriethen bald, daß er aus gutem Hause sei. Man unterschied ihn von den Andern. Seine mannigfachen Kenntnisse blieben nicht unbemerkt. Die Hauptleute benutzten ihn. Er mußte bei vielen Schreibereien und Rechnungen helfen. Er trug unter der groben Soldatenuniform das feinste Linnen. Er machte große Ausgaben, bald seinen Kameraden einen frohen Tag zu schaffen, bald Nothleidenden Trost zu bringen, denen mit Geld zu helfen

war. Dies Alles erwarb ihm eine Achtung unter den Obern, wie sie sonst dem Soldaten nicht zu Theil wird. Er empfing sogar Erlaubniß, ein eignes Zimmer zu bewohnen; und damit war unter diesen Verhältnissen sein höchster Wunsch gewährt. Er richtete sich niedlich, aber einfach ein. Man wußte wohl, er sei wider seinen Willen und auf des Königs unmittelbaren Befehl unter die Soldaten gebracht. Viele Andere beim Regimente waren auf ähnliche Weise dahin gerathen. Aber Keiner schien mit seinem neuen Stande schneller versöhnt zu sein. Er selbst äußerte bei jedem Anlaß Zufriedenheit, und erklärte, daß er entschlossen wäre, lebenslänglich Soldat zu bleiben, und wenn sein Vater für den Loskauf Tonnen Goldes böte.

Dies Alles war List. Er erreichte seinen Zweck, Vertrauen zu gewinnen. Man gestattete ihm vorzugsweise große Freiheiten. Selten machte er von ihnen Gebrauch, Mißbrauch nie. Der Oberst des Regiments nannte ihn nicht nur seinen Sohn, sondern behandelte ihn mit einer Freundlichkeit und Achtung, deren sich selbst wenige Offiziere zu rühmen hatten. Wilmson mußte oft bei ihm im Hause sein und Schreiberdienste verrichten; zwar nicht an seiner Tafel, doch aber mit seinen Hausleuten speisen. Durch die Gunst des Obersten rückte Wilmson, besonders da der König sich selber eines Tages nach ihm erkundigt hatte und seine Beförderung wünschte, schon im ersten Vierteljahre zum Feldweibel.

Indessen unterhielt er mit seinem Vater fleißigen Briefwechsel, aus welchem er immer hellere Hoffnungen seiner nahen Erlösung hervorschimmern sah. Vater Wilmson in Magdeburg verkaufte fort und fort seine gesammten Waarenvorräthe; und konnte es nicht ohne Nachtheil geschehen, ließ er sie in Niederlagen außerhalb der preußischen Grenze bringen. Er zog nach und nach alle ausstehenden Gelder ein, zuweilen nicht ohne baaren Verlust, unter dem Vorwande, daß er durch auswärtige Bankerotte in seinen Vermögensumständen zurückgekommen sei. Man hielt ihn zwar für den ehrlichsten Mann von der Welt; aber sein kaufmännischer Kredit ging dabei unter. Und eben das wollte er, um zuletzt auch nur sein Letztes, seine liegenden Besitzungen in Magdeburg, ohne Andern Verdacht zu erregen, in Geld umwandeln zu können.

Als ihm dies gelungen war, schrieb er seinem Sohne: „In vierzehn Tagen verlasse ich Magdeburg und eile zum Bodensee. Man glaubt hier, ich begebe mich in die Niederlande zurück. Dort erwarte ich dich bei meiner Schwester; ich erwarte dich unter See-

lenangst. Denn du hast ein schweres Werk vor dir. Triff deine Anstalten zur Flucht mit Vorsicht. An Geld fehlt es dir nicht, und verlangst du noch mehr, so send' ich es dir auf der Stelle. Heute reist, weil du es wünschest, Krabb zu dir, um beim Befreiungswerke dein Gehülfe zu sein. Der alte Mann ist närrisch vor Freuden. Du bringst ihn mit dir zum Bodensee. Er soll und will seine alten Tage bei mir beschließen. Damit weniger auf dich und ihn Argwohn falle, und ihr Beide in euerm Einverständnisse desto freier handeln könnet, vermeidet, öffentlich beisammen zu erscheinen. Ich habe ihn genugsam mit Geld versorgt."

Der Feldweibel zu Potsdam hatte wirklich schon die Entwürfe zur Flucht vollkommen ins Reine gebracht. Aber zu ihrer sichern Vollziehung war er eines treuen Mannes bedürftig, den er in Potsdam nicht finden konnte. Darum verlangte er den treuen Krabb zu sich. Diesen wollte er, als reichen Kaufmann gekleidet, nach Berlin senden, von dort mit Extrapost nach Potsdam kommen, dann sich von ihm aufnehmen lassen in den Wagen und so über die preußische Grenze nach Sachsen fliegen.

Krabb kam wirklich an. Der Alte weinte Freudenthränen, als er in der Dämmerung eines Abends zum jungen Wilmson ins Zimmer trat. Fritz erdrückte den treuen Hausfreund fast an seiner Brust und weihte ihn in seine Plane ein.

„Holla!" rief der Invalide. „Geht mir jetzt das Licht auf, warum mir der alte Herr zu Magdeburg einen ganzen Reisekasten voll feiner Wäsche und Kleider machen und einpacken ließ. Fritzchen — hol' mich — straf' mich, — ich sehe darin aus, wie ein geheimer Rath oder Bürgermeister, und metzle ich mir erst den Bart weg, so soll mich der Teufel selbst nicht erkennen."

Alle Verabredungen wurden nun genommen. Krabb sollte im Wirthshause wohnen bleiben. Man wollte nie öffentlich zusammentreffen, und von Magdeburg den letzten Brief des Herrn Wilmson erwarten, worin derselbe seine Abreise melden würde; dann alsbald zum Werke schreiten.

Der Brief kam endlich an. Auch Krabb hatte einen, fast gleichen Inhalts, von Herrn Wilmson empfangen. Mit diesem in der Hand, lief er voller Entzücken, sobald es am Abend dunkel geworden, zum Feldweibel. Dieser aber, der, den Kopf auf den Arm gestützt, in schwermüthiger Stellung am Tische saß, schien das Entzücken des Invaliden diesmal gar nicht mit ihm theilen zu wollen, und antwortete auf Alles sehr kurz und trocken, oft gar nicht.

Der Invalide stand etwas verblüfft vor seinem jungen Herrn und gaffte ihn mit großen Augen an. „Sind Sie krank geworden?“

— Nein, Krabb!

„Ist etwas vorgefallen?“

— Nichts.

„Nun, so stehen mir alle meine fünf Sinne still, wenn ich das begreife. Ich dachte, Sie wären vor Freuden in allen Lüften, und sitzen nun da, wie ein Delinquent, verzeih' mir's Gott, auf dem armen Sünderstuhl. Muß ich nicht morgen nach Berlin, den Reisewagen kaufen, anspannen lassen?“

— Krabb, mit der ganzen Sache hat's noch keine Eile.

„Keine Eile? Warum nicht?“

— Ich weiß nicht.

„Ei, so schlag' doch das Wetter drein! Weiß nicht! Wie soll ich's denn wissen? Der alte Herr ist ja schon fort ins Reich.“

— Ich bleibe einstweilen noch hier. Laß mich in Ruhe!

Mit diesen Worten stand Fritz auf, ging mit großen Schritten einige Male durchs Zimmer, hielt dann plötzlich vor dem Invaliden still, und legte seine Hände auf dessen Schultern, während er einen Blick voll inniger Seligkeit, die sich in seinem ganzen Antlitze offenbarte, in die Höhe richtete. Krabb schwieg, wie ein Mäuschen, und sperrte Mund und Ohren auf; sein ganzes Gesicht ward Ohr, und horchte der Erzählung, die da kommen sollte. Statt dessen runzelte Fritz plötzlich die Stirn, wandte sich ab und ging langsam mit gesenktem Kopfe und verschränkten Armen schweigend ans Fenster.

„Tröste mich Gott, Fritzchen, aber das Ding ist mit Ihnen nicht richtig!“ sagte der Invalide verlegen.

„Eben darum!“ rief der junge Mensch rasch und ärgerlich. „Eben darum schweig! Ein- für allemal, ich bleibe; ich will nicht fort; ich kann nicht fort. Laß mich in Ruhe! Morgen, übermorgen, und wenn's in einem Vierteljahre oder einem Jahre wäre, kann ich dir mehr sagen. Die Sachen stehen jetzt anders.“

„Das sind mir schöne Geschichten!“ brummte der Alte. „Komme in Hast und Jast; will, Gott verzeihe mir die schwere Sünde, Kopf und Hals daran wagen, einem Deserteur beim Ausreißen zu helfen und den König zu betrügen; setze mich dem Galgen aus — denn da wird's heißen: mitgefangen, mitgehangen! — und nun ist's mit Allem nichts; soll hier ein Vierteljahr oder ein Jahr auf

der Bärenhaut liegen. Alle Hagel, ich lasse mich hängen, aber das thu' ich nicht!"

Der junge Wilmson hörte nicht auf ihn; und als es der Invalide zu arg trieb, sagte Wilmson: „Freund Krabb, laß mir Ruhe! Ich bin in einer unseligen Lage; ich kann nicht fort; bin festgebannt; will nicht davon, darf nicht davon; und wenn mich der König über die Grenze bringen ließe, würde ich heimlich wieder umkehren. Nun geh'! Du sollst ja, vielleicht schon in einigen Tagen, Alles erfahren. Nun geh'!" Mit diesen Worten schob er den Alten zur Thür hinaus. Krabb schüttelte den Kopf und ging still fluchend in sein Wirthshaus.

7.

Ach, Frówlin, solt ich dich verlan, . .
Das wäre sere missethan,
Ein wahrhaft Mann nit missethut.
Altdeutsches Lied.

Daß Fritz Wilmson seinen Sinn so plötzlich geändert hatte, und nun Potsdam, seinen Kerker, nicht verlassen wollte, hatte gute Gründe.

Er war am vorigen Tage auf der Wache beim Schlosse gewesen, und erst mittags, nach Gewohnheit, abgelöst worden. Als er des Morgens, um sich im Frühstrahle der Sonne zu erquicken, auf dem Platze zwischen den Bildsäulen umherging, bemerkte er ein junges, in halbe Trauer gekleidetes Mädchen, welches in Verlegenheit längs den Häusern hinging, sich links und rechts umsah, und endlich in geradester Richtung auf ihn selbst zukam. Seit ihm die trauernde Schönheit in Magdeburg erschienen war, konnte er keine weibliche Gestalt in schwarzen Kleidern gleichgültig betrachten. Inzwischen verrieth schon die Tracht und der gefüllte Handkorb am Arme der Kommenden, daß diese nur eine Dienstmagd war.

Als sie aber näher trat, vor ihm stehen blieb und schüchtern fragte: „In dieser Gegend soll eine Frau Majorin Malzahn wohnen. Können Sie mich nicht zurechtweisen? Ich bin noch allzufremd in Potsdam, kaum drei Tage hier!" — und als er die schöne Flötenstimme wieder hörte, die einst sagte: „Ich bin eine Waise, und stehe recht allein unter dem Himmel!" und sie ihm, wie damals, in allen Nerven wiederklang; als er abermals das kindlich-helle Antlitz sah, und das freundliche, demüthige Lächeln der Augen, die er nie vergessen hatte, da blendete es ihn, wie Wetterleuchten.

„Wie ist mir denn?“ sagte er mit ungewisser Stimme. „Haben Sie in Magdeburg eine Verwandte, die Ihnen ähnlich ist, eine Schwester . . . oder sah ich Sie selbst dort, aber — in anderer Tracht . . . oder . . .“

Sie richtete nun erst ihren gesenkten Blick zu ihm auf und trat erröthend einen kleinen Schritt zurück. „Mein Gott!“ stammelte sie. „Trügen Sie nicht den Soldatenrock, ich würde glauben . . . Sie waren also in Magdeburg? Wären Sie vielleicht . . . aber, das ist doch unmöglich!“

Er ward noch verwirrter.

„Ja!“ sagte er traurig, „ich bin aus Magdeburg, bin der Sohn des Kaufmanns Wilmson, und wider meinen Willen, auf Befehl des Königs, unter die Soldaten gebracht; bin schon seit einem halben Jahre hier, und der schönste Tag meines Lebens, den ich in Magdeburg gehabt, ward mir zugleich der schrecklichste. Sind Sie es? Habe ich Sie vielleicht selbst beim Einzuge des Königs gesehen?“

„Ach!“ seufzte sie und senkte ihre Augen zur Erde, „der Tag entschied auch mein Schicksal. Ich erinnere mich Ihrer sehr wohl, Herr Wilmson! und was man mir Böses von Ihnen gesagt hat, nie habe ich's geglaubt.“

„Wer konnte Ihnen aber Böses von mir sagen?“

„Herr Kiek; Sie kennen ihn ja wohl, der Kammerdiener des Herrn Geheimenraths von Gundling. Er behauptete, Sie wären ein Beutelschneider und hätten ihm den Pfeifenkopf und das Tuch geraubt. Ich versichere Sie, nie habe ich dem schlechten Menschen das geglaubt.“

„Ist's möglich? Also wären Sie dasselbe Frauenzimmer, das ich . . . hätte ich Sie damals nur wieder gefunden! — Ich verwahre seitdem Tuch und Meerschaumkopf, wie Heiligthümer, für Sie. Aber Ihr Name war mir unbekannt. Im Tuche standen nur die Buchstaben C. v. St.“

„Clementine Stern!“ lispelte sie halblaut.

„Clementine Stern?“ lispelte er leise nach. „Also müßte es lauten: Clementine von Stern?“ — Und indem er diese nachträgliche Frage that, fiel unwillkürlich sein Blick auf den schweren Handkorb an ihrem weißen Arme, auf die bunte Schürze von grobem Leinen, auf das kleine, schwarze Halstuch und die weiße Haube mit schwarzem Bande, wie sie von weiblichen Dienstboten damals getragen zu werden pflegten, die sich etwas städtisch kleideten.

Clementine schien den Lauf seiner Augen besser zu verstehen, als er sich dessen eben bewußt war. Sie ward blutroth und sagte: „Es könnte wohl so lauten; aber meine Familie hat das Von längst fallen lassen und nur ihren Unglücksstern behalten. Seit mein seliger Vater als Subkonrektor gestorben, und meine selige Mutter nach Berlin gegangen war, in der Hoffnung, eine Unterstützung durch einen weitläufigen, aber reichen Verwandten zu erhalten, nämlich durch den Herrn Geheimenrath von Gundling, vollendete sich unsere Noth. Meine arme Mutter starb. Und ich war dahin gebracht, die bessern Kleider abzulegen, um mein Brod, als Magd, zu verdienen.“ Indem sie das sagte, perlten einige helle Thränen über ihre rothen Wangen. „Legen Sie meine Traurigkeit nicht falsch aus, Herr Wilmson! ich schäme mich meines niedrigen, doch ehrlichen Standes gar nicht. Ich dachte vorhin nur an den Schmerz meiner Mutter, den sie gefühlt haben würde, wenn sie meine Zukunft hätte ahnen können.“

„O liebes Fräulein, wenn ich . . .“

„Nennen Sie mich ja nicht: Fräulein!“ rief sie und sah ihn mit Aengstlichkeit und Verwunderung an. Als sie aber seine Augen von Thränen verdunkelt erblickte, setzte sie mitleidig hinzu: „Auch Sie also sind nicht mehr glücklich?“

„Wie können Sie mich für glücklich halten, wenn ich Sie weinen sehe, liebe Clementine? Wie stelle ich Ihnen den Meerschaumkopf zu, den ich von Ihnen in Händen habe?“

„O!“ rief Clementine, und ihre Wangen färbten sich höher. „Lassen Sie mich den nicht wieder sehen! Er ist nun bezahlt. Er hat mein Unglück vollendet, oder vielmehr, er war das Werkzeug des schändlichen Kiek, des Kammerdieners, zu meinem Verderben.“

Sie erzählte die Geschichte des Kopfs nun mit der ihr eigenen Anmuth. Der Eigenthümer dieses Prachtwerks war der Geheimerath von Gundling, welcher sich auf den Besitz des köstlichen Schaustücks nicht wenig einbildete. Er hatte ihn um eine beträchtliche Summe in Magdeburg, wohin er in des Königs Gefolge gekommen war, angekauft und daselbst seinen Namenszug von einem der Goldschmiede auf den Silberdeckel graben lassen. Clementine, welche zu gleicher Zeit nach Magdeburg mit einer dem Geheimenrath verwandten Familie gereist war, in der sie einstweilen nach dem Tode ihrer Mutter aus Mitleid aufgenommen worden, mußte an jenem Unglückstage das Prachtstück vom Goldschmied zurückholen. Wir wissen, wie sie es verlor. Der bekannte Zeisig,

ein Wüstling, hatte längst Absichten auf das arme Mädchen gehabt, welches er durch den Raub ein wenig necken oder kirrer machen wollte. Er hielt den Unbekannten, mit welchem sie im Menschengewühle so traulich plaudernd Arm in Arm ging, für seinen beglückten Nebenbuhler. Die Wuth des jungen Wilmson, ihm den Raub wieder zu entreißen, bestätigte Kiek's Verdacht. Dies und die eigene Niederlage unter Wilmson's Fäusten erfüllte ihn mit Rachsucht. — Er erfuhr erst nach der Rückkunft in Berlin, daß der Pfeifenkopf nicht wieder zurückgestellt worden sei. Der Geheimerath Gundling, ohnehin ein Mann von verschrobener Gemüthsart, bekanntlich des Königs Hofnarr dabei, gerieth über den Verlust in Raserei. — Sein Kammerdiener Kiek wollte von Clementinens Angst Vortheil ziehen, versprach ihr, den Geheimenrath zu beruhigen, und den Preis des Kopfes zu bezahlen, wenn die spröde Schöne ein wenig milder werden wolle. Da sie ihn aber stolz zurückwies, erzählte er dem Geheimenrath von dem Vorfalle in Magdeburg, nur mit Entstellungen. Er habe gehört, wie Clementine von einem ihrer Liebhaber um den Kopf gebeten worden sei, und wie sie ihm endlich das Geschenk gegeben. Kiek habe dem Kerl den Meerschaumkopf aus den Händen gerissen, wäre aber sogleich von demselben und mehreren von dessen Kameraden verfolgt, beraubt und mißhandelt worden; denn mit einem einzigen allein würde er's wohl noch aufgenommen haben. Ohne Zweifel wäre der Räuber des Meerschaumkopfs aus Berlin; denn in einer fremden Stadt, wie Magdeburg, könne Mamsell Stern unmöglich einen Liebhaber gefunden haben, gegen welchen sie so große Freigebigkeit geäußert hätte.

Weil Clementinens eigener Bericht über den Vorfall in Magdeburg ziemlich mit der Lüge des Kammerdieners übereinstimmte, diente ihr Wort zur Bestätigung von Kiek's Lüge. Daß sie den jungen Menschen, mit dem sie vertraulich gegangen war, nicht gekannt, noch weniger in ihm einen Liebhaber gehabt hätte, glaubte ihr natürlich Niemand. Sie mußte also vollen Schadenersatz leisten und aus dem Hause; ja es für Gnade halten, daß man sie nicht ins Zuchthaus schickte. Nun Clementine in voller Verlassenheit und Armuth war, erbot sich der Zeisig zu ihrem Beschützer und Versorger. Er zweifelte nicht, daß die Noth, in welche er sie gestürzt, ihre Widerspenstigkeit besiegen müsse. Er irrte sich. Und als sie nach vergeblichem Bemühen, in irgend ein Haus von Berlin als Kammerjungfer aufgenommen zu werden, keine Hoffnung vor sich sah, begab sie sich

nach Potsdam, um als Haus- und Stubenmädchen ein ehrliches Dasein zu fristen.

Der junge Wilmson hörte die Erzählung der Unglücklichen mit Schmerz. „Läuft mir der Bösewicht irgendwo über den Weg," rief er mit nassen und funkelnden Augen, „ich jage ihm, wäre es im Königlichen Vorzimmer, den Pallasch durchs Herz. Nun begreife ich, daß der ruchlose Bube, der mich doch im Vorzimmer des Königs sah, der doch wußte, daß ich als Soldat fortgeschleppt wurde, mich Niemandem nannte, und mich nicht als Dieb verklagte. Er mußte fürchten, Ihre Unschuld und seine Niederträchtigkeit und Unwahrheit komme zugleich an den Tag. — Ach, liebe Clementine, wieviel haben Sie um meinetwillen gelitten! Denn Alles wäre vielleicht nicht geschehen, wenn ich Sie im Menschengedränge nicht begleitet hätte! Ich muß Ihnen Vieles vergüten. Und ich will es. Ich kann es. O mein Gott, wieviel haben Sie gelitten! Wieviel leiden Sie noch!"

„Nein, Herr Wilmson, ich leide nichts mehr. Ich habe eine gütige Herrschaft gefunden."

„Ach, die gütigste Herrschaft ist eine Herrschaft! Sie sollten frei sein. O, meine Liebe, ich bin freilich jetzt noch Soldat, — aber mein Vater ist reich, ich bin reich, haben Sie Vertrauen zu mir. Ich bin gewiß nicht von dem Schlage, wie der elende Kammerdiener; — ich biete Ihnen . . ."

„Für alle Anerbietungen danke ich Ihnen, Herr Wilmson. Sie sind sehr gütig. Aber ich bin nur frei, so lange ich Niemandem Verpflichtungen schuldig bin. Und daß ich Sie nicht für einen Mann halten solle, wie jenen elenden Menschen, nein, das hätten Sie nicht nöthig gehabt, zu bitten. Er ist mein bösester Feind. Ich kenne ihn."

„O, daß Sie mich auch kennen würden! Vielleicht . . ."

„Wache heraus!" schrie die Schildwache. Ein General ritt über den Platz. Die Soldaten eilten aus der Wachtstube hervor. Der Feldweibel verbeugte sich flüchtig gegen das artige Kammermädchen und sprang zu seinen Leuten in Reih' und Glied. Als der General vorbeigeritten war, hatte sich die schöne Clementine vom Platze verloren.

Träumend ging der Feldweibel auf und ab. — Die unerwartete Erscheinung hatte sein Inneres verwandelt. Er wie[illegible] sich ihre Worte und Erzählungen. Die Bewegunge[illegible] müths, während des Plauderns, hatten sie noch [illegible]

als er sie in Magdeburg gefunden. Er trat wieder auf dieselbe Stelle, wo sie vor ihm gestanden hatte. Ein Schauer drang von dem geweihten Boden durch seine Fersen empor. Potsdam, welches ihm bisher wie ein Kerker erschienen war, hatte sich in ein Feen-Reich, und der Befehl des Königs, der ihn zum Soldaten gemacht hatte, in eine göttliche Fügung verwandelt. Er segnete den Monarchen, er segnete sein Loos. Er dachte nicht mehr daran, Potsdam zu verlassen. Auch die Hölle würde ihm in Clementinens Nähe reizend geworden sein.

Sobald er von der Wache abgelöst worden war, durchstrich er alle Gegenden der Stadt, Neustadt, Friedrichsstadt und Bodengraft. Das Unglück aber hatte gewollt, daß er nicht nach der Wohnung des Mädchens gefragt hatte. Er suchte bis zur dunklen Nacht, und fand sie nirgends wieder. Doch war er überglücklich. So fand ihn Krabb am Abende desselben Tages.

8.

Lenardo sah her, Blondine sah hin;
Sie trugen im Herzen wohl liebenden Sinn.

Ballade von Bürger.

Man wird nicht daran zweifeln, daß der junge Feldweibel auch folgenden Morgens seine Nachforschungen fortgesetzt habe. Die Residenz Potsdam ist nichts weniger als von außerordentlicher Größe, und noch weniger von außerordentlicher Volksmenge. Man weiß aber aus allen Romanen, daß Liebende, die sich suchen, einander finden, und müßten sie auch Welttheile durchkreuzen. Daher ist es nichts Erstaunliches, daß Fritz Wilmson, nachdem er seine Entdeckungsreisen kaum drei Stunden lang fortgesetzt hatte, sein Ziel erreichte. Im mittlern Stock eines großen Hauses stand Clementine am Fenster, und zwar etwas vorgeneigt, als suche sie auch ihn zu erkennen. Ihm ward als schlügen Flammen über ihm zusammen. Sobald er aber näher kam, um sein Haupt vor der Angebeteten in ehrfurchtsvollem Gruße zu entblößen, schien sie ihn nicht mehr zu bemerken, sondern trat zurück, schloß nicht nur das Fenster, sondern zog sogar die weißen Vorhänge vor.

Das überfiel ihn mit Frost und Kälte, wie wenn sich Schnee-
plötzlich über eine blühende Frühlingswelt ausleeren. Er
in seine Zelle heim, kämpfte lange mit sich, und ward
Er schämte sich seiner Leidenschaft für eine Un-

bekannte, die sein reines Wohlwollen verschmähte, und beschloß, mit Ernst an seine Flucht zu denken. Er sprach mit Krabb. Tag und Stunde wurden verabredet. Krabb sollte nach Berlin, einen Reisewagen kaufen, als vornehmer Kaufmann mit Postpferden durch Potsdam eilen, und ihn, als Bedienten gekleidet, zur nächtlichen Stunde vor dem Thore aufnehmen und entführen.

Krabb kam folgenden Tages noch einmal zu Wilmson, um vorläufig Abschied zu nehmen. Krabb trat frohen Muthes ins Zimmer, während sein junger Herr im Fenster lag und in die stille Straße hinab sah. Krabb grüßte und lärmte vergebens. Der Feldweibel sah sich nicht um. Denn die Straße entlang kam Clementine; sie bemerkte ihn oben am Fenster, erkannte ihn, lächelte mit verschämter Freundlichkeit einen Augenblick empor, grüßte sogar, ging vorüber, und schon ziemlich entfernt, wandte sie noch einmal das Köpfchen und blickte nach ihm. Fritz war außer sich. Aller Schnee schmolz, und der warme Frühling mit den gebeugten, aber unzerknickten Blüthen ging wieder in ihm auf.

Als Krabb endlich Gewalt brauchte, um seine Gegenwart bemerkbar zu machen, drehte sich der junge Herr zu ihm mit glühenden Wangen und flammenden Blicken. Lange verstand er nicht, was Krabb wollte, und zuletzt gab er den einfachen Bescheid: „Wir bleiben. Ich reise nicht. Ich werde Potsdam nicht verlassen; und wenn ich wüßte, daß die Stadt in wenigen Stunden von einem Erdbeben verschlungen würde, ich ließe mich mit verschlingen.“

Der Invalide glich nun selber einem Erdbeben, das Alles zu zerschmettern Miene macht. Er fluchte und tobte, gleich einem Besessenen, im Zimmer umher, während Fritz im Fenster lag, in die Straße niedersah und die Steine suchte, welche Clementinens Füße berührt und geheiligt haben konnten. Es blieb dabei. Krabb also mußte wieder in Potsdam forthausen.

Wilmson erneuerte nun seine Entdeckungsreisen vor dem wohlbekannten Hause, ohne glücklicher zu sein. Die Fenster waren geschlossen. Besser gelang's ihm in der Garnisonkirche. Er erblickte die Schöne, aber sie bemerkte ihn nicht in ihrer sonntäglichen Andacht. Er folgte ihr auf dem Fuß, als sie mit einem ältlichen Frauenzimmer aus der Kirche ging; er grüßte. Sie erröthete, aber dankte ihm nicht einmal, sondern wandte sich gleichgültig zu der alten Begleiterin. Er fand sie denselben Tag wieder auf einem öffentlichen Spaziergange, faßte Muth und trat mit höflichem Verneigen an ihre Seite. „O, wie glücklich bin ich endlich . . .“

stammelte er. Aber ihr Gesicht, plötzlich finster und mit dem Ausdruck der Verwunderung über eine Frechheit ohne Gleichen, endete schnell sein Entzücken. „Was wollen Sie von mir?“ sagte sie. „Ich kenne Sie nicht! Was haben Sie mit mir zu schaffen? Sie haben sich ohne Zweifel zur unrechten Person verirrt.“ Damit wandte sie sich stolz von ihm weg und einigen Frauenzimmern ihrer Bekanntschaft zu, die in der Nähe wandelten.

Der arme Feldweibel stand eine Weile steif und gerade da, wie wenn ihn sein Oberst musterte. Dann schwenkte er plötzlich, und marschirte im Doppelschritt davon, über Clementinen und alle Weiber unter allen Himmelsstrichen fluchend. „Sie hat dich zum Narren, scheint's. Sie ist nur Kokette. Himmel und Hölle, welchen Ton nahm sie an! Wie, sie kenne mich nicht? Ich habe mich an die unrechte Person verirrt? Wie, ist sie denn doppelt in Potsdam vorhanden?“ — In diesem Selbstgespräch rannte er durch die Gassen, suchte den alten Krabb auf und befahl ihm, ohne Verzug nach Berlin zu gehen, den Reisewagen zu kaufen und zur Flucht alle Veranstaltungen zu treffen. Krabb, hoch zufrieden, daß sein junger Herr den gesunden Menschenverstand wiedergefunden, ließ sich den Befehl nicht zweimal geben, sondern miethete auf der Stelle den Wagen, und fuhr noch in derselben Stunde zum Thor hinaus nach Berlin.

Der junge Feldweibel wünschte sich zur Festigkeit und Schnelligkeit seines Entschlusses Glück. Er fühlte wohl, daß er in Potsdam nicht glücklich sein könne; daß er, um seiner Ruhe willen, eine Stadt verlassen müsse, welche neben ihm ein Wesen beherberge, das er nicht genug hassen und nicht genug lieben konnte. Doch ehe die Nacht kam, stand es schon wieder mit der Festigkeit seines Entschlusses mißlich, und die eilfertige Abreise des Invaliden hätte er gern widerrufen.

Denn als er, da es dunkel geworden, sein Zimmer verließ, um seinen Verdruß zu zerstreuen, und über den einsamen Schloßplatz ging, mit dem Vorsatze, irgendwo in lustiger Gesellschaft eine Flasche Wein zu leeren, lispelte eine süße, schüchterne Stimme: „Guten Abend, Herr Wilmson!“ Es war ein Mädchen, das ihm zufällig mit hellbrennender Laterne auf dem Schloßplatze begegnete. Er erkannte Clementinen. Er wäre kalt grüßend vorübergegangen, hätte sie zu ihrem „guten Abend“ nicht noch hinzugesetzt: „Sie werden mir wegen meiner heutigen Unart zürnen. Thun Sie es doch nicht. Ich war leider gezwungen. Gott weiß es, ich habe

seitdem keinen Frieden im Herzen, seit ich undankbar schien, und Ihnen so wehe gethan."

Natürlich, nach einer solchen Erklärung konnte man nicht scheiden. Der Feldweibel erachtete der Gerechtigkeit gemäß, Niemanden ungehört zu verdammen. Er blieb stehen. Clementine, die vielleicht auch gern stehen blieb, hielt es der klugen Vorsicht angemessen, sich für zufällig Vorübergehende in die Dunkelheit der Nacht einzuschleiern, und blies die Laterne aus. Der junge Wilmson hatte in diesem Augenblicke Besonnenheit genug, sich zu erinnern, daß Clementinens an das Licht gewöhnte Augen, nun plötzlicher Finsterniß hingegeben, weder Weg noch Steg erkennen würden. Er bot ihr daher, wie in Magdeburg, als Führer den Arm, und führte sie, ohne zu fragen und zu wissen, wohin?

Nun erfuhr er von der Flüsternden, die ihm ihr Leid klagte, die Ursache ihres bisherigen räthselhaften Betragens. Nämlich der vielbekannte Kiek, welcher sich eben jetzt mit dem Geheimenrath Gundling zu Potsdam befand, war auch im Hause von Clementinens Herrschaft wohlbekannt; hatte auch hier das arme Mädchen mit Zudringlichkeiten verfolgt und dann verleumdet: es habe sich mit einem schlechten Kerl unter den Soldaten der Garde eingelassen. Man müsse das Mädchen wohl unter den Augen behalten. Folge davon war gewesen, daß Clementinens gegenwärtige Gebieterin, eine äußerst gottesfürchtige, andächtige Frau, dem armen Mädchen erst die Sünde des Schielens nach Soldaten ernstlich vorhielt, Clementinens Selbstvertheidigung gar nicht anhörte, sondern kurz und bündig erklärte: „sie werde die Mamsell ohne Barmherzigkeit auf die Straße hinauswerfen lassen, sobald man das leiseste Einverständniß mit einem Soldaten ausspüren könne."

Clementine weinte bitterlich bei der Erzählung ihres Unglücks; aber sie vergaß bald ihres eigenen, als der junge Wilmson an die Erzählung des seinigen, an die Schilderung seines ehemaligen glücklichen Verhältnisses, und seiner jetzigen Niedrigkeit und Abhängigkeit gerieth.

„Mein Gott!" rief sie. „In Ihrer Stelle lief ich davon. An Geld und Mitteln dazu fehlt es Ihnen ja nicht. Die sächsische Grenze ist ja nicht so fern. Ihr Vater und sein Vermögen sind ja schon in Sicherheit. Sie stellen ihn keiner Gefahr mehr aus durch Ihre Desertion. Warum säumen Sie noch einen Augenblick?"

„Warum? Unglückliche Clementine, Ihretwillen!"

„Wie, meinetwillen? Was sagen Sie? Wie könnte ich ein Hinderniß an Ihrem Glücke sein? Wir stehen ja doch nur in sehr entfernter Berührung mit einander.“

„Eben darum. Sie dürfen mir nicht fern bleiben, wenn ich glücklich leben soll. Ich kann Potsdam nicht verlassen, so lange Sie hier athmen. Ich werde hier bleiben. Ich will, daß Sie mich näher kennen lernen, daß ich Ihr Vertrauen gewinne, daß Sie mir, wie eine Schwester Ihrem Bruder, glauben; und nur erst, wenn Sie diese Stadt, diese Gegenden verlassen wollen, wo Sie an keine Seele gebunden sind, wenn Sie zu meinem Vater und zu meiner Muhme Zuflucht nehmen wollen, erst dann fliehe ich.“

„Ach, Herr Wilmson, was sagen Sie . . .“ lispelte sie erschrocken und ungewiß, was sie antworten sollte.

„Machen Sie sich vorläufig von Ihrer Herrschaft frei, theure Clementine! Sie dürfen keine Magd sein. Sie sollen sich selbst ein Mädchen zu Ihrer Bedienung halten. Ich habe Geld zu meiner Verfügung. Nehmen Sie davon an, soviel Sie zu bedürfen glauben.“

„Das werde ich nimmermehr, Herr Wilmson!“

„Hegen Sie so viel Mißtrauen?“

„Keines, Herr Wilmson! Ich habe Ihnen ja in der Erzählung meiner Verhältnisse das größte Vertrauen bewiesen. Können Sie mehr verlangen?“

„Allerdings mehr, wenn Sie nur einen Blick in mein reines, redliches Herz gethan hätten. Doch, wie Sie wollen. Ich werde schweigen und Ihren Willen ehren. Vielleicht haben Sie irgend einen Freund, irgend eine Freundin . . .“

„Ach Gott, Niemanden.“

„So lassen Sie denn doch mich, bis Sie einen Würdigern finden, den Namen Ihres Freundes tragen. Ich verdiene ihn, weil ich nichts will, als Ihr Glück, und weil ich nur in dem Ihrigen das meinige finde.“

„Herr Wilmson, ich bin Ihrer Güte sehr dankbar; glauben Sie es mir. Um mich Ihrer Achtung würdig zu erhalten, erlauben Sie mir, nichts von Ihnen anzunehmen. Machen Sie, wenn ich mein Vertrauen zu Ihnen bewahren soll, keine Anträge mehr. Ich kann arbeiten, und Arbeitsamkeit und Redlichkeit werden mich emporhalten.“

„Theure Clementine, Sie verkennen mich. Sie glauben viel-

leicht mich in Reih' und Glied mit dem elenden Kammerdiener Kiek stellen zu müssen . . ."

„Pfui, daß Sie mir das sagen können!" rief sie mit einiger Heftigkeit und drückte dabei unwillkürlich seinen Arm fester an sich, als wolle sie ihm vom Gegentheil Versicherung geben.

Nun ging Wilmson schweigend neben ihr hin. Sie redete ihn einige Male vergebens an. Seine Stille beunruhigte sie. Als er selbst auf die Frage nicht antwortete: „Zürnen Sie mir, Herr Wilmson?" gerieth sie in Verlegenheit. Lange schwieg sie, und immer verlegener und gekränkter. Endlich zog sie ihren Arm aus dem seinigen und flüsterte leise: „Gute Nacht, Herr Wilmson!"

Sie fühlte ihre Hand ergriffen, an seine Lippen gedrückt, und von einer warmen Thräne seiner Augen bethaut.

„Was machen Sie, lieber Herr Wilmson?" sagte sie zitternd.

„Gute Nacht, liebe Clementine!" antwortete er. „Ich bin durch Sie recht unglücklich. Sie wissen es nicht!"

„Unglücklich? Nein, Herr Wilmson, das sollen Sie nicht sein!" rief sie bewegt und hielt seine Hand fest.

„Wenn ich es nicht sein soll, Clementine, so versprechen Sie mir wenigstens, daß ich Ihre Zuflucht werden soll, sobald Sie in irgend eine Verlegenheit gerathen."

„Ich verspreche es. Aber mehr als dies Versprechen fordern Sie nicht. Gute Nacht, lieber Freund!"

Damit war sie in der Finsterniß verschwunden. Er wollte ihr nach. Er wagte es nicht. Er blieb noch eine Weile auf dieser Stätte. Er wiederholte ihre Worte und ahnte sein höchstes Glück in denselben, und noch mehr in dem seelenvollen Klange der Stimme, womit die Worte ausgesprochen waren.

Noch eine Stunde lang schwärmte er in den Straßen von Potsdam umher. Seine Augen flammten, seine Wangen brannten. Seine Brust war voller Jünglingsseligkeit. Er dachte nicht mehr an Abreise oder Flucht, sondern an den Augenblick, wo er die kleine Wunderliebliche wiederfinden könnte. Er schwor sich's: er sei das glücklichste Wesen, und könnte nie wieder unglücklich werden.

9.

Unverhofft
Kommt oft.

Was den letzten Punkt betrifft, so irrte er sich, wie sich voreilige Jünglinge oft zu irren pflegen. Hätte er ein wenig Lebenserfahrung mehr gehabt, so würde er eher vermuthet haben, daß nach dem glücklichsten der Tage, die er in Potsdam erlebt, vielleicht ein eben so unglücklicher nahe stehe. Wirklich schwebte am andern Morgen, als er noch mit froher Seele in seinem Zimmer, unter den schönen Erinnerungen des gestrigen Abends, umhertanzte, die unerwartetste Gefahr über seinem Haupte.

Der König nämlich machte an diesem Morgen, in Begleitung einiger seiner Generale, einen Lustritt ins Freie. Sie waren noch nicht weit vom Thore, als sie den Weg daher ein städtisch gekleidetes Mädchen kommen sahen, welches wegen seiner ungewöhnlichen Größe Allen auffiel.

„Woher die junge Riesin?“ fragte der König seine Begleiter.

„Ich erinnere mich,“ sagte einer derselben, „diese lange Schönheit schon öfters in Potsdam gesehen zu haben. Sie ist Dienstmagd im Hause eines Kriegsraths . . . eines, ich habe den Namen vergessen . . . genug, sie ist die Flügelmännin aller Potsdamer Schönen.“

„Meiner Treu!“ rief der König, „wenn sie einen Mann, ihrer würdig, das heißt, keinen kleinern heirathete, als sie selber ist, könnte sie die Stammmutter eines neuen Gigantengeschlechts werden.“

„Aber,“ versetzte Einer des Gefolges, „der Teufel plagt eben die Leute, daß sie gerade das, was sie selber nicht sind und nicht haben, an Andern am meisten lieben. Ich wette, das große Stück Schönheit dort hat sich schon in irgend ein Zwerglein verliebt.“

„Hm! das läßt sich verhüten!“ sagte der König. „Das geht nicht! Die Weibsperson verdient ein gutes Loos. Ich will einen hübschen, jungen Kerl glücklich damit machen, bei dem ich ohnehin noch Manches gut zu machen habe. Der Bursche soll mit mir zufrieden werden. Ich meine den Feldweibel Wilmson von Magdeburg.“

Während dieses Gesprächs war das Mädchen ganz herangekommen. Die Größe desselben war wirklich auffallend, weniger

seine übrige Schönheit. Der König hielt das Pferd an und sagte zu dem Mädchen, das ihn zu erkennen schien: „Mein Kind, geht Sie in die Stadt?“

Das große Mädchen antwortete erschrocken ein unverständliches Ja und ward blutroth.

„Will Sie mir den Gefallen thun, und sogleich einen Zettel an den Kommandanten überbringen? Es soll Ihr ein gutes Trinkgeld dafür werden.“

Das Mädchen versprach es. Der König verlangte Papier. Einer aus dem Gefolge überreichte eine große Brieftasche mit Papier und Reißblei. Der König schrieb zu Pferde einige Zeilen, faltete dann das Blatt, zeichnete die Adresse darauf, und schloß den Zettel mit einem Stückchen Mundlack, dem er, so gut es ging, sein Petschaft aufdrückte.

„Sie überbringt dies also auf der Stelle dem Herrn Kommandanten. Sie weiß doch, wo er wohnt?“ sagte der König, und indem er ihr erst den Brief und dann einige Goldstücke in die Hand legte, fügte er hinzu: „Und hier etwas zum Botenlohn. — Wie steht's? Hat Sie schon einen Mann?“

Sie schüttelte lächelnd den Kopf.

„Aber doch schon einen Schatz?“

Sie schüttelte abermals den Kopf und wurde feuerroth.

„Nun, nun, ich verstehe!“ sagte der König. „Gehe Sie! Der Kommandant muß auf der Stelle diesen Brief haben. Hört Sie?“

Das Mädchen nickte ehrerbietig. Der König ritt fort. Die Generale lachten still. Sie erriethen den Inhalt des Briefes.

Kaum eine halbe Stunde nach dieser Begebenheit trat eine Ordonnanz zum Feldweibel Wilmson und holte denselben in das Haus des Kommandanten. Er ward, sobald er gemeldet war, in ein großes Zimmer geführt, worin er, außer dem Kommandanten, noch den Obersten seines Garde-Regiments und den Feldprediger fand. Alle drei lachten. Dies Lachen bildete einen widerlichen Gegensatz zu dem Winseln und Schluchzen, welches sich aus einem benachbarten Zimmer vernehmen ließ und von einer weiblichen Person herzurühren schien.

„Wilmson,“ sagte der Oberst, „ich habe dir eine angenehme Nachricht anzukündigen. Alle deine Kameraden werden dich beneiden, weil der König dich so ungemein begünstigt.“

Der Feldweibel erschrak freudig. Er erwartete nichts Gerin-

geres, als der König habe ihm Abschied und Freiheit bewilligt. Er vergaß darüber seine ehrerbietige, soldatische Haltung, und fuhr mit den Händen zusammen, die er stumm und erwartungsvoll faltete.

„Kann Er's errathen?" sagte der Kommandant lächelnd. „Hat Er einen Wunsch?"

„Meine Freiheit, meinen Abschied!" versetzte der Feldweibel.

„Possen!" schrie der Oberst. „Es ist etwas Besseres, als das. Was machst du dir aus dem Abschied? Man weiß ja, du bist jetzt gern Soldat. Denke dir also etwas Besseres! Nun, es ist umsonst. Das fällt dir nicht im Traume ein. Denke, der König hat dir ein Mädchen ausgesucht."

Der Feldweibel riß die Augen weit auf, und konnte vor Erstaunen nichts sagen, als: „Ein Mädchen? Was soll ich mit dem?"

Alle schlugen lautes Gelächter auf. „Narr du!" schrie der Oberst, „was anders, als eine Frau daraus machen?"

Wilmson schüttelte stolz den Kopf.

„Bei meiner Ehre," sagte der Kommandant, „es ist das schönste Kind von der Welt! Potsdam und Berlin weisen keine größere Schönheit auf. Ich sage Ihm, Feldweibel, es ist auf Ehre eine Schönheit, eine groſze!"

„Aber ich verheirathe mich nicht, und wäre es die größte!" entgegnete der Feldweibel.

Der Kommandant antwortete trocken: „Darum wird man Ihn nicht fragen! Es ist des Königs Spezialbefehl. Das Mädchen ist im Nebenzimmer und heult; hat wahrscheinlich schon etwas Liebes. Hier steht der Feldprediger. Die Trauung geschieht auf der Stelle! Damit Punktum!"

„Aber wie kann der König," rief Wilmson mit innerm Grimme, „wie kann der König . . ."

„Das geht Ihn und uns nichts an! Hier der eigenhändige Befehl Seiner Majestät. Er lautet dahin, ich solle ohne Verzug den Feldweibel Wilmson mit der Ueberbringerin des königlichen Handschreibens in Gegenwart des Herrn Obersten kopuliren lassen, und auf keine Einwendungen hören. — Also still! Ich nehme nicht Wenn's und Aber's an, weder von Ihm, noch von dem Mädchen."

„Nie gebe ich Hand und Herz auf Befehl des Königs. Der König kann das nicht durch Befehl erzwingen!" rief Wilmson.

Der Kommandant machte ein ernstes Gesicht und sagte: „Hand und Herz soll Er behalten, aber das Mädchen nehmen. Nur nicht weiter gemuckst, oder . . ."

„Es ist wider menschliches und göttliches Recht!“ rief Wilmson.

„Geht den Soldaten nichts an!“ erwiederte der Kommandant.

„Herr Kommandant, Herr Oberst, zwingen Sie mich nicht, um Gottes willen nicht!“ schrie Wilmson empört. „Sie machen zwei Menschen unglücklich. So wahr Sie mich zwingen, so wahrhaftig erleben Sie, ehe der Tag vergeht, ein schreckliches Schauspiel! Aus der Braut wird eine Wittwe, aus der Hochzeit ein Begräbniß. Ich werde frei bleiben, trotz Ihrer und Ihres Königs Gewalt, sobald ich frei sein will!“

Der Oberst trat zu ihm, traulich, beruhigend, ihm auf die Achsel klopfend und sagte: „Närrchen, der Befehl des Königs muß vollzogen werden. Gehorche! Es wird dich nicht gereuen. Du empfängst gewiß zur Aussteuer mit dem Mädchen zugleich ein köstliches Hochzeitgeschenk. Folge mir diesmal! Das Mädchen ist allerliebst, und das Unglück, es zur Frau machen zu müssen, nicht groß. Man gewöhnt sich zuletzt an nichts leichter, als an ein so allerliebstes Unglück.“

Da trat Wilmson einen Schritt vor, und sagte stolz und kalt: „Der König kann mir nichts mehr schenken, nachdem er mir mehr geraubt hat, als er aus seinem Reichthum irgend einem Sterblichen zu geben vermag. Er hat mich aus dem Schooße meiner glücklichen Familie, aus dem Arm meines theuern Vaters gerissen. Er hat meine persönliche und bürgerliche Freiheit vernichtet, und mich zu einer Gliederpuppe erniedrigt, der ich vorher Mensch war. Diesen Augenblick läßt er mir durch Sie ankündigen, daß ich noch elender werden müsse, als ich schon durch ihn war. Er soll sich in der Berechnung seiner Gewalt irren. Wer den Tod nicht fürchtet, hat nichts zu fürchten. Ich erkläre Ihnen hiermit, ich gehorche nicht! Und gebrauchen Sie Zwang, so kommt mein Blut über Sie. Dies ist mein fester Entschluß, das mein Schwur. Bedenken Sie, was Sie thun wollen!“

„Schnickschnack!“ rief der Kommandant ärgerlich. „Halt Er das Maul und gehorch' er Seinem Monarchen, der's mit Ihm gut meint. Ich will keine Zeit mit Ihm länger verlieren.“ Damit ging der Kommandant zur Thür und winkte hinaus. Zwei Unteroffiziere von der Garde traten herein. Der Kommandant flüsterte ihnen einige Worte ins Ohr. Sie blieben an der Thür, wie Bildsäulen, stehen.

Der Oberst, die Hände auf dem Rücken zusammengefaltet, ging etwas unruhig im Zimmer auf und ab, und warf von Zeit

zu Zeit einen Blick voller Mitleid und Besorgniß seitwärts auf den unglücklichen Wilmson, der ihm lieb war. Er zog den Kommandanten ans Fenster und redete leise mit ihm. Die Antworten des Letztern verriethen sich aus seinem Achselzucken. Während der Stille im Zimmer hörte man nebenan das Gewinsel und dumpfe Schluchzen deutlicher; von Zeit zu Zeit mehrere weibliche Stimmen durcheinander reden.

„Das Ding muß auf Ehre ein Ende nehmen!“ sagte der Kommandant. „Es ist Königs Wille. Herr Feldprediger, machen Sie sich fertig!“

Mit diesen Worten begab er sich ins Nebengemach. Er ließ die Thür offen. Eins der Frauenzimmer stieß einen herzzerreißenden Schrei aus. Zwei Weiber ergriffen es unter den Armen und schleppten es vor. Der Oberst wandte erschüttert den Blick von dem Schauspiele ab. Wilmson stand düster da, den Blick zur Erde gerichtet; er sah nicht auf, und ein gräßlicher Entschluß entwickelte sich in seiner Seele.

Der Feldprediger trat vor. Wilmson sah und hörte nichts von Allem, was um ihn her vorging. Der Oberst trat zu ihm und schob ihn vor den Feldprediger hin, indem er schmeichelnd sagte: „Geh', geh', mein guter Bursch'! Sei brav!“

Jetzt erst bemerkte Wilmson den Feldprediger mit aufgeschlagener Agende vor sich, und neben sich die, welche seine Braut werden sollte, von zwei Weibern gehalten und unterstützt, schluchzend, weinend, das Gesicht in ihr Schnupftuch gedrückt. Sie that einen tiefen Seufzer, und indem sie das nasse Tuch vom Gesichte nahm und unwillkürlich seitwärts auf Wilmson blickte, erkannte dieser in ihr Clementinen. Er war so verwirrt, daß er sich selber nicht glaubte und ganz regungslos blieb. Clementine erstarrte im ersten Augenblicke. Eine dunkle Röthe flog plötzlich über ihr blasses, verweintes Antlitz; dann ward sie einer Leiche ähnlich bleich. Sie sank mit einem Seufzer kraftlos zusammen.

„Ihr habt die Unglückliche gemordet!“ schrie Wilmson; „so mordet mich denn auch!“ Er umfaßte die Ohnmächtige und trug sie zu einem Sessel. Sie erholte sich bald unter den Hülfeleistungen der beiden Weiber. Kaum schlug sie die Augen auf, so rief der Kommandant: „Sie lebt noch! Vorwärts, Herr Feldprediger, und frisch weg kopulirt! Machen Sie es kurz und bündig, ehe das Ding da den Geist aufgiebt. Feldweibel, stell' Er sich neben den Stuhl! Seine Braut mag sitzen bleiben. Nun drauf los, Feldprediger!“

Der Feldprediger gehorchte. Wilmson stand gedankenlos da, sein Auge auf Clementinen niedergesenkt, die, in Ohnmacht verloren, von Zeit zu Zeit, wie ein Sterbender, die Augen aufschlug und wieder schloß. Man fragte den Bräutigam und die Braut um kein Jawort; man ließ sie keine Ringe wechseln, sondern steckte ihnen solche an die Finger, so gut es ging. Die Ceremonie war vorüber.

Der Kommandant trocknete sich den Schweiß von der Stirn und ließ eine Miethskutsche holen. „Wenn mir das Ding nur nicht im Hause stirbt!“ schrie er. „Auf Ehre, das war ein höllisches Stück Arbeit! Zehntausendmal lieber in ein Bataillon Quarree eingebrochen!“

Der Oberst zog den Feldweibel zu sich, der noch immer starr und stumm da stand, und sich das Unglaubliche nicht entwirren konnte. „Mein Sohn,“ sagte der Oberst, „beruhige dich! Das Unglück ist nun einmal geschehen. Du kannst es nicht ändern. Laß deine rasenden Gedanken fahren; das taugt nur für feige Memmen. Du siehst da das arme Mädchen, es ist deine Braut, dein Weib. Es jammert mich. Behandle es schonend! Ihr Leben hängt an einem Spinnefaden. Ein rohes Wort von dir zerreißt ihn. Sei menschlich und beherrsche deinen Unwillen! Das gute Kind ist an deinem Unglücke ohne Schuld. Gieb mir die Hand darauf, mein Sohn, daß du nicht in der ersten Betäubung und Leidenschaft handeln willst! Es soll dich nicht gereuen. Ich will mich deiner väterlich annehmen. Gieb mir die Hand darauf, dich keiner Verzweiflung zu überlassen, sondern die Stunden ruhiger Ueberlegung zu erwarten!“

Wilmson gab dem gütigen und besorgten Manne schweigend die Hand, ohne von Allem, was er sah und hörte, das Mindeste zu begreifen. Eine solche Höllen- und Himmelfahrt binnen einer halben Stunde wäre aber auch wohl vermögend, dem Verstande des Besonnensten Schwindel zu verschaffen.

Ein Miethswagen fuhr vor. Der Kommandant winkte den Weibern: „Fort mit ihr, fort!“ Man führte oder trug Clementinen in den Wagen. Wilmson blieb träumend, wie er war, am Fenster, bis ihn der Oberst weckte. „Vorwärts, mein Sohn!“ sagte er zum Feldweibel mit Herzlichkeit. „Du hast mir die Hand gegeben, würdig zu handeln. Ich zähle auf dich und dein Ehrenwort. Geh' in den Wagen; führe das arme Mädchen in deine Wohnung ein, und vermehre die Verzweiflung der Unglücklichen

nicht durch Grausamkeit und Härte! Es wäre unmännlich, diese Verlassene ärger zu quälen, als sie schon von ihrem Schicksale gequält ist. Geh', Freund, beruhige sie und dich selbst, so gut du es in deiner Lage vermagst, durch freundliches Gespräch! Geh'!"

Wilmson ging. Er stieg in die Kutsche, wo Clementine sich matt und ängstlich in einen Winkel geschmiegt hatte. Er setzte sich zu ihr. Der Wagen rollte fort.

„Aber ist das Alles wahr? Ist das Alles Wirklichkeit?" sagte er mit einem Blicke, in welchem das Entzücken funkelte, indem er Clementinens Hand an seine Brust drückte. „O theure Clementine, wenn ich nur träumen sollte, so wecken Sie mich nicht! Wenn ich wahnsinnig wäre, so lassen Sie mich nicht heilen!"

Clementine drückte schwach seine Hand und lächelte ihn schweigend an, und schüttelte das schöne Köpfchen. Noch hing auf ihrer blaßgerötheten Wange eine Thräne.

Der Wagen hielt. Wilmson hob die Anvermählte heraus und führte sie in das Haus, worin er wohnte.

10.

Wenn wir schon im Erdenleben
Liebe nehmen, Liebe geben,
Welt, so bist du doch gewiß
Paradies.

Als das Pärchen bis zur Treppe gekommen war und Clementine hinaufsteigen sollte, weigerte sie sich verlegen. „Wohin soll ich? Herr Wilmson, wohin führen Sie mich?"

„Wohin anders, als in meine Wohnung, theure Clementine! Wir sind vermählt mit einander, ohne unsere Einwilligung. Ich gehöre Ihnen, Sie gehören mir. Ich weiß nicht, wie die Sache gekommen; weiß nicht, wer dem Könige das heiligste und schönste Geheimniß meines Herzens verrathen konnte. Ich bin an Allem unschuldig. Unser Loos aber ist unwiderruflich entschieden."

Er führte die Zaudernde, welche jeden Augenblick still stand, die Treppe hinauf, öffnete sein Zimmer und ließ sie eintreten.

Sie stand fremd, schüchtern und verschämt in der Mitte eines geräumigen und ausgeschmückten Zimmers, wie es nicht leicht bei einem Feldweibel erwartet wird. Bücher und Schriften, kleinere Kleidungsstücke, Blumen und Musiknoten lagen auf Stühlen und

Tischen in etwas junggesellenhafter Ordnung umher; Zeichnungen auf dem Erdboden, Schuhe neben einer Weinflasche im Fenstergesims.

„Ach, Clementine, als ich vor wenigen Viertelstunden die Stube verließ, konnt' ich nicht glauben, solchen Gast zu empfangen!"

„Herr Wilmson, haben Sie in der That nichts voraus gewußt von Allem, was geschehen ist? Haben Sie nichts Ihrem Obersten, oder vielleicht dem Könige selbst . . . ach, Herr Wilmson, gestehen Sie es nur, ich bin nicht der Gegenstand gewesen, um welchen Sie so gewaltig werben ließen!"

„Sie haben Recht, theure Clementine! Ich hätte es nie gewagt. Ich bin durchaus schuldlos an der Begebenheit. Ich habe Sie nie vom Könige begehrt."

„So sind Sie unglücklich, wie ich's bin, Herr Wilmson. Sie haben das Kammermädchen des Kriegsrathes Bär verlangt. Die Unglückliche wußte nicht, was der Brief enthielt, den sie mir gab."

„Ich habe weder die Ehre, den Kriegsrath, noch sein Kammermädchen zu kennen. Ich ward zum Kommandanten beschieden, erfuhr dort erst den Willen des Königs, der mir ein Mädchen zur Frau bestimmte, das ich nicht kannte. Ich drohte mit Selbstmord, wenn man mich zwingen würde. O theure Clementine, konnte ich denn glauben, daß Sie mir bestimmt waren? Niemand nannte Sie mir."

Nun erzählte er umständlich die seltsame Geschichte der letzten Stunde. Clementine hörte sie mit Verwunderung. Nun erzählte auch sie, auf welche Weise sie in das Haus des Kommandanten gekommen sei. Sie war nämlich in Geschäften ihrer Herrschaft ausgegangen und dem obenerwähnten langen Kammermädchen begegnet, mit dem sie seit einiger Zeit nachbarliche Bekanntschaft gemacht hatte. Sei es, daß das Mädchen Eile, oder sonst einen Grund hatte, nicht in des Kommandanten Haus zu gehen, sie bat Clementinen, den Brief, der ihr von einem Offizier, einem General, oder wer er gewesen sein möge, gegeben worden war, an die Behörde zu bestellen. Clementine leistete ihr die Gefälligkeit, gab den Brief an eine Ordonnanz ab und hatte sich schon entfernt, als sie schnell zurückgerufen wurde. Der Kommandant erklärte, es sei des Königs Wille, sie müsse sich auf der Stelle mit einem jungen, hübschen Burschen von der Garde kopuliren lassen. Sie mußte ihren Namen angeben. Clementine behauptete vergebens, es sei Irrthum. Man hielt sie mit Gewalt fest, da sie die Ueberbringerin des königlichen Befehls gewesen; und der König schreibe

ausdrücklich von der Ueberbringerin. Sie erklärte vergebens, daß sie den Brief von einem andern Mädchen übernommen habe; der König werde dieses gemeint haben. Man lachte dazu. Der Oberst und der Feldprediger wurden berufen. Clementine gerieth vor Angst und Schrecken in verzweiflungsvolle Sinnlosigkeit, von der sie erst beim Anblicke Wilmson's genesen sei.

Clementinens Erzählung, statt in Wilmson's Gedanken das Räthsel zu lösen, verwirrte ihn nur noch mehr.

„Also nicht Sie waren mir bestimmt? Und Sie sind mir gegen des Königs Willen zu Theil geworden?“ rief er und konnte sich des Lachens nicht wehren. „Uebler hat sich noch kein König verrechnet, und glücklicher hat noch kein Quidproquo gemacht.“

„Aber,“ sagte Clementine und sah sich ängstlich um, „was soll daraus werden? Das kann doch nicht gelten. Ich kann doch nicht . . . ich werde nicht . . .“

„Clementine, Sie sind mir angetraut. Wir sind unauflöslich verbunden. Der höchste aller meiner Wünsche, meine Sehnsucht ist erfüllt, und die unerhörteste Gewaltthat hat mir aufgedrungen, was ich nur von Ihrem Herzen, als freies Geschenk, als Belohnung meiner reinen und treuen Liebe mit Schüchternheit hoffte. Ja, ich habe Sie geliebt, mit Leidenschaft, seit dem ersten Tage in Magdeburg. Sie waren und blieben mein einziger Gedanke. Sehen Sie doch da und da auf Büchern und Zetteln Ihren Namenszug; lesen Sie da in der Fensterscheibe das Wort Clementine, mit dem Diamant eingeschnitten! Ach, könnten Sie in meinem Herzen lesen!“

Clementine sah erröthend auf den Jüngling, dann verlegen nach der Thür. „Ich kann ja doch unmöglich . . . bei Ihnen bleiben!“ sagte sie in verschämter Verwirrung und Bangigkeit.

„Wie?“ rief Wilmson; „wollten Sie mich verlassen? was der Himmel wundersam genug gefügt hat, vernichten? Ganz Potsdam weiß jetzt die wunderliche, ich möchte sagen, die tolle Begebenheit, weiß, Sie sind meine Braut, meine Anvermählte, mein Weib . . . o Clementine, welch ein Himmel liegt für mich in diesen Worten! — Wohin wollen Sie? Wer würde Sie aufnehmen? Ach, ich glaubte nicht, daß ich Ihnen so gleichgültig wäre; und doch nannten Sie mich gestern noch Ihren Freund. Haben Sie denn kein Vertrauen, keinen Glauben an mein Herz?“

Sie sah ihm mit einem zärtlichen Blicke in die Augen, reichte ihm die Hand und sagte halblaut mit zitternder Stimme: „Ich glaube ja an Ihr Herz, aber nicht an mein unglaubliches Glück.

— O, Sie wissen es wohl, wie . . . ach, ich sollt' es nicht sagen, ich bin eine Verlassene. Sie waren mein einziger Freund auf Erden. Und wollten Sie es auch nicht sein, ich müßte dennoch — Ihre Freundin bleiben. Ich habe Sie immer — —" das Wort erstarb auf ihren Lippen. Sie schlug in tiefem Erröthen die Blicke nieder.

Wilmson umschlang entzückt die Verschämte mit seinen Armen und drückte sie an sein Herz und sagte: „Was denn? immer . . ."

„Geliebt!" flüsterte sie kaum hörbar, und sah mit Augen voller Thränen zu ihm empor. Da drückte er den ersten Kuß des Bräutigams, des Gatten auf die nie entweihten Lippen, und fühlte den schüchternen Gegenkuß.

Nun half sie ihm traulich das Zimmer ordnen und das Nebenzimmer. Wilmson besorgte durch den Aufseher des Hauses ein stattliches Hochzeitmahl, das unter vier Augen genossen wurde; ließ von Clementinens ehemaliger Herrschaft, die schon vom Schicksale ihres Stubenmädchens unterrichtet war, die kleine Habe der Neuvermählten in seine Wohnung bringen, und alle Bekannte abweisen, welche, unter dem Vorwande des Bedauerns oder Glückwünschens, von Neugier herbeigezogen wurden.

Der Tag entschwand. Die Glücklichen lebten ihn ganz nur sich. Wie viel hatten sie einander zu erzählen! Ein einziger Gedanke allein noch machte sie Beide zittern: der Gedanke an den König, und daß er, in seiner furchtbaren Willensstärke, vielleicht eben so gewaltthätig ihre Ehe zerreißen könnte, als er sie geknüpft hatte.

„Als ich deine Gestalt, du Geliebter, in dem schrecklichsten Augenblicke meines Lebens neben mir, wie in einem Nebel erkannte, ward es in mir wieder stiller!" sagte Clementine. „Ohne dies wäre mein Tod unvermeidlich geworden. Und er ist unvermeidlich, wenn mich ein königlicher Machtspruch wieder von dir reißt. Die Ewigkeit hält ja tausend Pforten offen."

„Zittere nicht, Clementine! Der König ist gut. Er kann und wird das nicht wollen. Wenn aber dennoch . . . wir entfliehen. Jeden Tag, jede Stunde erwart' ich den alten Krabb, jeden Augenblick bin ich zur Flucht fertig. In meiner Brieftasche trage ich ansehnliche Summen. Und mißlingt Alles — du hast Recht, die tausend Pforten stehen offen."

Indem die Liebenden in die dunkle Abenddämmerung hinein plauderten und koseten, ward an die Thür gepocht. Wilmson trat

hinaus. Ein Ordonnanzoffizier stand vor ihm, und brachte den königlichen Befehl: Wilmson solle mit dem ihm heut' angetrauten Mädchen sogleich auf dem Schlosse erscheinen. Beide hörten mit Schaudern den Befehl. Der Offizier ließ ihnen keinen Augenblick. Clementine warf den Seidenmantel, das letzte Ueberbleibsel ihres ehemaligen Standes, um sich, und Wilmson führte sie schweigend an seinem Arme dem Boten des Königs nach. Erst unterwegs bemerkte der Feldweibel, daß er, wie er zu Hause pflegte, in seinen bürgerlichen Kleidern geblieben. So könne er vor dem Könige nicht erscheinen. Der Ordonnanzoffizier aber hatte Eile, und gebot, ihm zu folgen.

11.

Der Stachel der Ferse, der Schrecken des Rufs
Verdoppeln den Donnergalopschlag des Hufs.

Sie wurden in ihrem Zuge zum ziemlich entfernten Schlosse auf eine sehr unerwartete Weise unterbrochen. Kaum hundert Schritte mochten sie gegangen sein, als ihnen fluchend und brummend mit großer Hast ein Stelzfuß entgegen kam. — Wilmson erkannte sogleich den getreuen Krabb, und streckte ihm durch die Dunkelheit die Hand entgegen. Er war's. Wilmson gebot ihm Schweigen und deutete auf den Offizier. „Ist Alles bereit? Wo sind Wagen und Pferde?" flüsterte er ihm zu.

„Kreuzbataillon, draußen an der Havelbrücke!" murmelte der Alte, und noch ein paar Flüche dazu.

„Geh' und erwarte mich!"

Mehr sprachen sie nicht. Clementine zitterte an allen Gliedern. Wilmson tröstete sie, aber verrieth durch seine eigene Bewegung und den ungewissen Ton seiner Stimme, in welche Unruhe das Zusammentreffen aller dieser Umstände ihn gestürzt hatte.

Sie kamen zum Schlosse. Es herrschte Todesstille darin. Von Zeit zu Zeit hörte man aus entfernten Zimmern eine harte Stimme donnern. Es war die Stimme des Königs.

In einem Saale, wo sonst die königlichen Bedienten sich aufzuhalten pflegten, befand sich der Gardeoberst. Als er Wilmson gewahr ward, trat er ihm näher und sagte: „Du bist brav, mein Sohn! Dein Schicksal ist aber nicht mehr zu ändern. Der König ist gegen den Kommandanten ergrimmt. Dir war ein sehr

großes, langes Mädchen zur Frau bestimmt, dem der König diesen Morgen auf einem Spazierritte begegnete. Es ist Verwechselung geschehen. Der König selbst bedauert dich. Es ist ein verdammter Handel. Aber was willst du hier in bürgerlicher Kleidung? Der König will dich sehen."

Wilmson entschuldigte sich mit der Eile und dem Befehle des Ordonnanzoffiziers. Der Oberst ließ sogleich den Feldweibel der Schloßwache erscheinen, und Wilmson mußte aus den Kleidern desselben seine Toilette machen. Dies kaum vollbracht, ward er mit Clementinen in das hell erleuchtete Gemach des Königs geführt.

Als das Paar eintrat, blieb der König finster stehen, und runzelte verdrießlich die Stirn, indem er seine Blicke auf Clementinen heftete. Sie schien einer Ohnmacht nahe. In Wilmson's Zügen malte sich Furcht, Schmerz und verzweiflungsvoller Trotz. Der bleiche Schein der Kerzen entstellte die sonst schönen und edlen Züge beider Gesichter noch mehr.

„Hast du dem Kommandanten nicht gesagt, daß du die unrechte wärst, daß dir eine andere Weibsperson meinen Brief gegeben?" fuhr der König das bebende Mädchen mit rauhem Tone an.

„Eure Majestät, hundertmal sagt' ich's!" antwortete Clementine, indem sie ihre letzte Kraft zusammenraffte, mit zitternder, kaum vernehmbarer Stimme; „aber man hörte mich nicht an."

„Eure Majestät haben mir ausdrücklich verboten, irgend eine Einwendung anzuhören!" sagte der Kommandant, welcher sehr bestürzt und düster seitwärts stand.

„Schweig' Er den Augenblick!" donnerte ihn der König an. „Er rede, wenn Er gefragt wird! Augen hätte Er haben sollen, gesunde Augen. Konnt' Er sich denn einbilden, daß ich solchem Kerl von meiner Garde den Zwerg von Mädchen, solch ein schwächliches, zerbrechliches Ding, wie das da, zur Frau geben würde? Nimmermehr!"

Der König ging mit raschen, großen Schritten nachdenkend durchs Zimmer, dann plötzlich auf Wilmson zu. „Thust mir leid, armer Teufel!" sagte er zu ihm mit sichtbarer Gutmüthigkeit. „Wollen sehen, wie sich's ändern läßt! Ich hab's wohl mit dir gemeint, und dich nun durch den kleinen Knörpel da unglücklich gemacht. Ergieb dich in dein Schicksal und spiele keinen gottlosen Streich! Du hast gedroht, Hand an dich legen zu wollen. Untersteh' dich's nicht! Pfui, ein Kerl, wie du, Selbstmörder! Hast du

keine Religion und willst ewig verdammt sein? Untersteh' dich's nicht, oder ich lasse dich unter den Galgen begraben und ... Höre, ich will's dir wieder gut machen. Bitte dir eine Gnade aus. Ich will dir Alles gewähren; aber von dem kleinen Geschöpf da kann ich dich nicht wieder losmachen. Das ist gegen Gottes Gesetz. Sonst bitte, was du willst, und ich gewähre es dir gern. Was wünschest du? Was könnte dich zufrieden stellen?"

Wilmson besann sich nicht lange. „Eure Majestät, die Freiheit, meinen Abschied aus dem Dienst!"

Man sah, diese Bitte hatte der König nicht erwartet. Er trat einen Schritt zurück mit unzufriedenem Gesicht. Nach einer Weile sagte er lächelnd: „Hat mich der Blitzbursche gefangen! Aber ich habe dir Vieles gut zu machen. Ich halte dir Wort. Du bist frei. Geh'! Doch morgen begieb dich zu deinem Obersten! Vielleicht änderst du über Nacht den Sinn. Er wird dir noch Vorschläge thun in meinem Namen. Geh' und versöhne dich mit deinem Schicksal, das ich dir wider meinen Willen gegeben habe!"

Die Thüren öffneten sich. Wilmson und Clementine, entzückt von der Gnade des gutmüthigen Monarchen, entfernten sich. O, um wieviel lieber wären sie dankbar zu seinen Füßen auf die Kniee gesunken! Rasch wechselte Wilmson seine bürgerlichen Kleider wieder gegen den abgelegten Soldatenrock ein. Er war frei. Der Gedanke machte ihn trunken. Als er mit Clementinen hinaus trat in die Nacht, auf die Straße, schloß er die Geliebte an seine Brust und rief: „Ich bin frei! frei! Ich sehe meinen Vater wieder!" Dann gingen sie, innig an einander gepreßt, langsam hinaus, um den alten Krabb bei der Havelbrücke aufzusuchen, der ihrer draußen harrte, und ihn zum Zeugen ihres Glücks zu machen, statt seine Fluchtanstalten zu benutzen.

So wandelten sie dahin. Wie finster der bewölkte Himmel auch über ihnen hing, — ihnen strahlte Alles in wunderbarer Herrlichkeit. Das rothe Licht, welches hier und da durch die Nacht von einem erleuchteten, einsamen Fenster schimmerte, war ihnen Morgenröthe des ewigen Festtages.

„O, ich bin so selig," sagte Clementine; „o, ich bin allzu glücklich! Ich kann nicht glauben, daß Alles Wahrheit und Wirklichkeit ist. Ich fürchte mitten in meiner Ueberzeugung, und habe Angst mitten in meiner Freude, es komme neues Unglück und zertrümmere unser Paradies!"

Sie sagte es; und in der That schien ihnen ein Unglück

nachzukommen. Sie hörten hinter sich die raschen Fußtritte eines Menschen, bald näher seinen fliegenden Odem. Er nahm, da er ihrer in der Finsterniß gewahr ward, die Richtung gegen sie. Wilmson, als er dies bemerkte, blieb stehen. Er erkannte den Mann nicht, der nur einen Augenblick verweilte, und mit kurzathmiger, hastiger, ängstlicher Stimme sagte: „Um Gottes willen, machen Sie sich fort! fort! Sie werden arretirt! Eilen Sie davon, so schnell Sie können!“ — Damit rannte der Mensch hinweg. Wilmson stand bestürzt neben Clementinen und sagte: „Was ist das? Hat der König den Sinn geändert? Bereut er, mein Glück gemacht zu haben? Hat er vielleicht erfahren, daß er mir wider seinen Willen dich gab, du höchstes Ziel meiner Wünsche? Laß uns eilen! Die Warnung kommt von meinem guten Obersten!“

„Meine Glieder aber sind vom Schrecken wie gebrochen!“ seufzte Clementine. „Meine Ahnung, o meine Ahnung! Ich kann nicht weiter. Laß mich Athem schöpfen!“

Sie sank mit diesen Worten kraftlos zusammen. Er hielt sie im Fallen. Er hob sie auf seinen Arm und trug sie schnellen Schrittes fort. Nicht lange war er gegangen, so bemerkte er in der Finsterniß unter den Bäumen einen wartenden Wagen. Er näherte sich demselben. Ein breitschultriger Mann saß auf dem Kutschenbock; ein Anderer riß den Kutschenschlag auf und rief mit gedämpfter Stimme: „Geschwind, hinein! geschwind! wir dürfen keinen Augenblick verlieren.“ Man hob die entkräftete Clementine in den Reisewagen; schnell folgte Wilmson. Der Diener sprang auf den Kutschensitz. Im Trabe ging's davon.

Clementine schien in einer Ohnmacht zu sein. Wilmson gerieth in Angst. Er wollte halten lassen, in der Hoffnung, frisches Wasser in der Nähe zu finden. Er lehnte sich zum Kutschenschlag hinaus und rief: „Krabb, Krabb!“

„Teufel, was soll das, Herr Wilmson, sind Sie toll und besessen?“ erwiederte die Stimme des barschen Invaliden durch die Finsterniß, und der Wagen flog unaufhaltsam weiter. Zum Glück erholte sich Clementine. Sie that einen tiefen Seufzer. Sie hob an zu sprechen und fragte: „Wo sind wir?“

Es gelang ihm, liebkosend die Furchtsame zu beruhigen. Was ihn selber aber am meisten beruhigte, war eine Flasche Malaga und einige Eßwaaren, die er beim Suchen und Umhertappen in den Wagentaschen fand. Der edle, bittersüße Feuertrank aus den hesperischen Gärten stellte Clementinens Kräfte wieder her, und erquickte auch

ihn, daß er zur frohen Laune zurückkehrte. Welch eine himmlische Nacht, wenn schon kein Stern hernieder funkelte! Sein junges Weib an der Brust, schien es, als werd' er in einem Wolkenwagen durch die Lüfte getragen.

Bald aber hatten die Glücklichen neue Ursache zur Unruhe. Man hörte in einiger Entfernung hinten Pferdegetrappel, Menschenstimmen. Offenbar wurden sie von Nachsetzenden verfolgt. Es scholl deutlich aus der Ferne das schreckliche „Halt! Halt!" und die auf dem Bocke vorn riefen: „Vorwärts!" Die Peitsche pfiff; die Pferde sprengten mit dem Wagen über Stock und Stein, bis sich hinterwärts jede Spur der Verfolgenden verlor.

So ging es durch Dorf und Wald und Feld; bald schneller, bald langsamer, bis der Weg durch tiefen Flugsand führte. Es mochte Mitternacht schon vorüber sein. Man ließ die erschöpften Rosse sich im Schritt erholen. Aber nicht lange, so hörte man wieder hinterwärts Rosse wiehern. „Vorwärts!" schrieen die vorn auf dem Bocke; die Peitsche pfiff. Rasch flog der Wagen über den Sand hin. „Halt! halt!" schrieen schon ziemlich nahe die Verfolger. Es fielen einige Schüsse. Eine Kugel schlug durch den Wagen. Clementine bebte in Todesangst an Wilmson's Brust.

Auch diesmal noch rettete die Kraft der vortrefflichen Rosse. Die Nachsetzenden blieben weit im Sande zurück. Nur wenige Minuten hielt der Wagen vor einem einsamen Hofe an. Es stand Vorspann bereit. Der wackere Krabb hatte meisterhaft gesorgt. Mit frischen Rossen ging's im Trabe weiter. Nach und nach verlor sich die Furcht der Flüchtlinge wieder. Clementine sank übermüdet an die Brust ihres Freundes und entschlummerte. Der Wagen zog weich durch den sandigen Weg hin. Die Stille und Einförmigkeit der Bewegung lockte auch in Wilmson's Augen erquickenden Schlaf, gegen dessen Gewalt er sich vergebens sträubte.

Beide erwachten erst, als schon das Tageslicht begann und durch die aufgezogenen Kutschenfenster schimmerte. Sie fühlten, der Wagen halte. Sie hörten draußen heftigen Wortwechsel. Der alte Krabb ließ sich mit seiner Donnerstimme in lästerlichen Schwüren und Flüchen vernehmen.

Wilmson vermuthete Gefahr. Er öffnete das Fenster der Kutsche und ward Zeuge eines wunderlichen Schauspiels. Da stand der treue Invalide und fuchtelte mit bloßem Säbel einen jungen, wohlgekleideten Mann, der, genauer betrachtet, kein anderer als der bekannte Herr Kiek war, im zeisiggrünen Rock.

„Du verdammter Schuft, du Leute-Entführer! sollte ich dir nicht meine Klinge im Leibe umdrehen?“ schrie Krabb, und fuhr fort, den Rücken des Zeisigs zu bläuen. „Habe ich dir nicht gerufen, still zu halten?“

„Herr!“ schrie Kiek heulend, mit gefalteten Händen. „Sie haben hier kein Recht mehr! Wir sind nicht mehr auf preußischem Gebiet und Boden.“

„Ich wollte, mein Pistol hätte dir schon auf preußischem Boden den Pavianskopf mit Blei gefüttert!“ schrie Krabb und fuhr in seiner Korporalsarbeit unverdrossen fort.

„Halt!“ rief Wilmson zum Wagen hinaus. „Bist du rasend, Krabb? Was hat der Mensch dir gethan?“

„Was? Alle Wetter! Entführt hat er Sie mir. Wer weiß denn, was der Judas mit Ihnen vorhatte?“ sagte Krabb und ließ seinen Arm ruhen, um Athem zu sammeln.

Kiek, froh, dem grimmigen Schnurrbart zu entgehen, stand ganz verblüfft, als er Wilmson's Kopf aus dem Wagenschlage hervorschauen sah. „Mein Gott und Herr!“ schrie er voller Entsetzen. „Wie kommt denn Er da in den Wagen meiner Herrschaft?“

Mehr konnte er nicht sagen, denn Krabb's flache Klinge fiel ihm schon wieder auf den Rücken. „Ich will den Schubjak Mores lehren. Was? Er nennst du meinen jungen Herrn?“ schrie der Invalide.

Wilmson sprang aus dem Wagen und stiftete Frieden. Nach vielen Fragen, Hin- und Herreden löste sich das Räthsel, aber zu Kiek's unaussprechlicher Bestürzung. Es ergab sich, Kiek habe als Helfershelfer in dem verbotenen Liebeshandel eines jungen Herrn von Stande, der mit seinem Liebchen entwischen wollte, Hand geboten und in den Reisewagen das unrechte Pärchen gepackt. Krabb hingegen, der mit vierspänniger Chaise auf Wilmson gewartet hatte, hörte, als Kiek's Wagen an ihm vorübersprengte, Wilmson's Stimme rufen, da dieser halten lassen wollte, um für die ohnmächtige Clementine Wasser zu fordern. Der gute Schnurrbart glaubte, sein junger Herr sei arretirt und werde auf eine Festung gebracht. Er wollte nun das eigene Leben daran setzen, ihn zu befreien. So war er mit seinem wohlbezahlten Kutscher der nächtliche Verfolger gewesen, der Allen Furcht gemacht hatte.

Der arme Zeisig gerieth in wahre Verzweiflung, als er jetzt seine Lage erkannte. „O, meine Herrschaft! o, der junge Baron!

was ist nun aus ihnen geworden? Weh' mir, was soll ich thun? Was wird aus mir?"

„Ein Schwengel am Galgen!" rief der Invalide.

Aber Herr Kiek konnte nichts entgegnen; denn neues Erstaunen lähmte ihm die Zunge. Er stand wie versteinert, als Wilmson ein junges Mädchen aus dem Wagen hob, das die Arme um Wilmson's Nacken schlug, und beim Wenden des Gesichts Clementinen erkennen ließ. Er stand da, wie ein wahres Marterbild, mit dem wechselnden Ausdruck aller Leiden und Leidenschaften. Bald blickte er scheu hinter sich nach Krabb's bloßem Säbel, bald mit allem Grimm der Eifersucht auf das glückliche Pärchen, welches Arm in Arm dem Wirthshause zuging, vor dem die Wagen der Verfolgten und der Verfolger Halt gemacht hatten; bald fluchte und brüllte er wie ein Wahnsinniger, wenn er die leere Kutsche betrachtete, in der er statt seiner neuen Herrschaft, die er in Potsdam jedem Schicksale preisgegeben, die zwei Personen entführt hatte, welche ihm unterm blauen Himmel die verhaßtesten geworden waren.

Wilmson, dem nun deutlich ward, daß die Mahnung zur eiligsten Flucht, die er und Clementine auf der Straße von dem Unbekannten empfangen hatten, und ebendesselben Warnung vor Arrestation, ganz andern Personen gegolten, schickte sogleich durch Eilboten einen Brief an seinen Gönner, den Gardeobersten. Er berichtete diesem das nächtliche Abenteuer und seine Entführung durch den ehemaligen Kammerdiener des Geheimenraths Gundling. Er erklärte, nach Potsdam zurückkehren zu wollen, wenn man dort seine Entführung nicht als Desertion auslegen würde.

Erst nach drei Tagen kehrte der Bote zurück. Der Oberst sandte in freundlichen Ausdrücken seinem gewesenen Feldweibel den ehrenvollen Abschied vom Regiment und die Versicherung, der gute König habe herzlich über die Entführung gelacht, durch welche in einer der angesehensten Familien zum Glück großes Unglück verhütet worden wäre.

Wilmson mit seiner jungen Frau und dem treuen Krabb fuhren gemächlich durch Deutschland den Ufern des Bodensee's zu, wo die Glücklichen mit Sehnsucht erwartet, mit Freudenthränen empfangen wurden.

Hans Dampf in allen Gassen.

1.

Hans Dampf.

Die Rückkehr des berühmten Hans Dampf von der hohen Schule des Auslandes in seine Vaterstadt wird, mit Recht, als ein Hauptabschnitt in der Geschichte des lalenburgischen Freistaates und, wenn man will, der gesammten europäischen Welt betrachtet. Wenigstens hielt jeder Lalenburger die Angelegenheiten seines Städtchens für wichtig genug, die Aufmerksamkeit der entferntesten wie der nächsten Völker zu fesseln; und Keiner zweifelte einen Augenblick daran, daß die leiseste Schmälerung der alten Rechtsame von Lalenburg oder von lalenburgischen Patriziern das heilige Gleichgewicht der europäischen Staaten zerreißen, und die Welt vom Ural bis zum Tajo in Feuer und Flammen setzen müsse. Es ist immer gut, wenn die Bürger eines auch noch so kleinen Freistaates groß von sich selber denken. Um so seltener werden sie kleinlich handeln. Denn großer Rath und kleine That mahnt nur an Donquixoterie und Gasconade. Auch liegt ja die wahre Größe eines Staates nicht im Umfange seiner Besitzungen, sondern in der Kraft und im lebendigen Geiste seiner Bewohner oder zuletzt Derer, die den Stab der Herrschaft führen. Völker sind an sich nichts, als Nullen; nur die Obrigkeit die Zahl, welche voransteht und jenen erst Bedeutung giebt.

Hans Dampf war der Sohn des verstorbenen Bürgermeisters Peter Dampf, eines der größten Staatsmänner seines Jahrhunderts. Peter's hoher, menschenfreundlicher Geist hatte niemals die Ruhe von Europa unterbrochen. An Einsichten übertraf er alle Zeitgenossen, in Urtheilen war er unfehlbar, in Entscheidungen vollkommen gerecht, in witzigen Einfällen kam ihm Niemand gleich.

Und dies Alles aus dem einfachen Grunde, weil er die erste Magistratsperson im Staate war. Nicht, was er wirklich gethan hat, sondern was er noch Alles hätte thun können, müßte, sollte es beschrieben werden, ganze Folianten füllen und ihn, wo nicht über, doch neben die herrlichsten Fürsten in der Weltgeschichte stellen. Er starb zu früh für Lalenburgs Glück; nur die Tugenden seines Nachfolgers, Herrn Bürgermeisters Tobias Krach, konnten den gerechten, doch verschwiegenen Schmerz des Staates um den Verlust des großen Peter Dampf mildern.

Der junge Hans Dampf hatte sich auf den Schulen des Auslandes gebildet, um als Patrizier einst den ihm gebührenden Rang mit Würden einnehmen zu können. In Lalenburg selbst war zwar eine gute Schulanstalt, jedoch diese nur für die Bedürfnisse der geringern Bürgerklasse und der ärmern Patrizierfamilien berechnet. Denn die lalenburgischen Großen hatten schon längst begriffen, was spät erst andere Staatsmänner zum Grundsatz ihrer Staatsklugheit machten: daß Aufklärung und Kenntnisse die tödtlichsten Gifte sind, welche man einem Volke beibringen könne. Europa hat den größten Theil seiner Uebel nur der Selbstdenkerei zu verdanken. Kann diese schon in Monarchieen so nachtheilig sein, daß der Secretair oft mehr als sein Minister versteht, und der Capitain oder Lieutenant die strategischen und taktischen Sünden seines Oberfeldherrn richtig einsieht, womit folglich das Oberste zu unterst gekehrt wird: um wie gefährlicher muß die Wirkung in Freistaaten sein!

Die Herren von Lalenburg hatten daher frühzeitig schon die herrliche Einrichtung getroffen, daß jeder Volksklasse aus dem Quell der Weisheit nur eben so viel zugetröpfelt wurde, als zur Lebensnothdurft und Nahrung erforderlich war. In den paar unterthänigen Dörfern der freien Republik überließ man aus angestammter landesväterlicher Milde den Bauern das Recht, eine Schule zu haben oder nicht, und den Schulmeister zu besolden oder nicht. Natürlich fanden die Landleute mit ihrem gesunden Menschenverstande die ewig richtige Wahrheit von selbst: daß ein Bauer zum Pfluge keiner Gelehrsamkeit bedürfe. Sie erwuchsen demnach in frommer Einfalt und Gottesfurcht so gut wie Andere, und wurden dabei dick und fett zu Jedermanns Verwunderung. Ueberhaupt that sich, und mit Recht, die Regierung von Lalenburg auf den blühenden Wohlstand ihres Volkes viel zu gut. Sie betrachtete das Volk, wie eine ihr anvertraute Heerde, die gemästet werden sollte. Je fetter

der Mann, je ansehnlicher er war. In der Stadt beobachtete man das gleiche Verhältniß. Und so kam, wie von selbst, zu Lalenburg wieder eine der preiswürdigsten Staatsordnungen in Flor die nur in China, Indien, Aegypten und den berühmtesten Ländern des Orients gekannt worden ist. Nämlich der Sohn des Bauers ward wieder Bauer und konnte in Ewigkeit nichts Anderes werden; des Handwerkers Kind ward wieder Handwerker, des Predigers Sohn Prediger, des Kaufmanns Sohn Kaufmann, des Rathsherrn Sohn Rathsherr. Wer anders dachte, hieß ein unruhiger Kopf, ein Demagoge, oder was man damals Metaphysiker, Jakobiner und dergleichen hieß.

Diesen Geistesfrieden sicherer zu behaupten, und alle Neuerungen zu verbannen, hatte man die vortrefflichsten Censuranstalten eingerichtet, welche den Lalenburgern erst spät nachher in andern Ländern nachgeahmt wurden. Schriften und Bücher von sogenannten unruhigen Köpfen wurden mit gehöriger Vorsicht verboten; nur Gesang- und Gebetbücher, auch Katechismen zu drucken erlaubt. Die Lalenburger Zeitung enthielt nur ausländische Artikel; von Stadt und Republik Lalenburg durfte kein Wörtchen in der Welt ruchbar werden, damit nicht etwa ein wichtiges Staatsgeheimniß verrathen werde. Nur bei Rathswahlen, und wo etwas Löbliches ohne Gefahr von der Stadt gepriesen werden konnte, stieß die Lalenburger Fama ins Horn, und billig ward das Rühmliche gepriesen, anderen Staaten zum Muster, oder künftigen Geschichtschreibern reichhaltigen Stoff zu geben. Dies erweckte dann unter den jungen Patriziern eine edle Nacheiferungssucht.

Auch Hans Dampf war von derselben entflammt. Aber schon die Natur hatte für diesen liebenswürdigen Jüngling viel gethan. Er schien zu großen Dingen geboren. Billig setzen wir an die Spitze seiner großen Vorzüge das seltene Verdienst, daß er nicht nur reich war, sondern auch reiche Vettern und Basen zu beerben hatte. Schon das stille Bewußtsein, Geld zu haben und zur Herrschaft geboren zu sein, erhebt über den großen Haufen; macht klug, gelehrt, verständig, rechtschaffen, geistvoll und liebenswürdig. Ohnehin von angenehmer Gestalt, sah man es ihm an, wohin er auch kommen mochte, daß er um seines Selbstes willen geschaffen sei; in seinen Worten, in seiner Haltung, in seinen Bewegungen herrschte eine gefällige Leichtigkeit, ein ungezwungenes Leben, welches man bei jedem Andern, der von geringerem Herkommen gewesen wäre, Ungezogenheit oder Dummdreistigkeit ge-

nannt haben würde. Er wußte mit edler Freimüthigkeit über Alles zu sprechen, was er verstand und nicht verstand; war kenntnißvoll ohne Schulfuchserei, denn er hatte seine Kenntnisse aus Romanen, Journalen und gelehrten Zeitungen geschöpft, die ihm das Lesen pedantischer Bücher ersparten und doch deren Fünftelsaft mittheilten. Zu sogenannter Gründlichkeit des Wissens fehlten ihm ohnehin Laune und Beruf. Er war rastlos thätig, man möchte sagen, ein queckſilberner Mensch; mischte sich in Alles; wollte Alles wissen, Alles sagen, Alles thun, — genug, er hatte jene Eigenschaften in vollem Maße, die an geringeren Personen zwar für Naseweisheit gelten, aber in Lalenburg nicht ohne die wichtigsten Wirkungen bleiben konnten, und als Universalgenialität bei großen Staatsmännern geachtet werden müssen.

2.

In allen Gassen.

Auf der hohen Schule hatte ihm diese Lebhaftigkeit seines Geistes manche kleine Unannehmlichkeit verursacht, und von rohen Menschen zuweilen sogar Schläge. Doch nur gemeine Seelen lassen sich von irdischen Unfällen schrecken. Er blieb sich gleich. Erhaben über jeden Sturm des Schicksals und über die Schmerzen seines Rückens, verfolgte er die erwählte Laufbahn, welche ihm unter seinen Mitschülern den etwas dunklen und seltsamen Namen eines Stänkers erwarb, der aber auf dem Thron eines Weltbeherrschers mit Recht in den Beinamen des Großen verwandelt worden sein würde. Denn bekanntlich ist Nichts an sich groß oder klein, sondern wird es erst durch Ort, Zeit und Umstände. Alexander der Große so gut als sein schwedischer Affe, Karl der Zwölfte, Karl der Große so gut als sein korsischer Nachahmer, jeder war zu seiner Zeit ein Hans Dampf in allen Gassen, und spielte in den Leidensgeschichten der verschiedensten Nationen seine unvergeßliche Rolle, ohne dafür gesegnet zu werden.

Eben diese rege Schmetterlingshaftigkeit des Gemüths, dies überall Sein und nirgends, dieses Alles in Allem sein, zeichnete den edlen Jüngling nicht minder unter seinen Mitbürgern aus, als in der Fremde. Seine Mitbürger hatten ohnedies die Gewohnheit, etwas langsam zu denken und vorsichtig einherzuschreiten. Das Glück war ihm hold in Allem. Kein Wunder, wenn die meisten Lalenburger ihn für eine außerordentliche Erscheinung in der Welt-

und Menschengeschichte hielten und zuletzt alle Spiele des Zufalls für Werke seiner Kraft ansahen, und Sachen auf die Rechnung seiner Vielthätigkeit schrieben, von denen er selbst garnichts wußte.

Sobald er in die Vaterstadt zurückgekommen war, bemerkte man allgemein, daß er an Jahren, Verstand und Körper zugenommen hatte. Er ragte in der That um eines Kopfes Länge über die meisten seiner Mitbürger hervor, und daher gab man ihm, zur Unterscheidung von andern Gliedern des Dampfischen Geschlechts, den Beinamen des Großen. Daß es auch eine Größe des Geistes geben könne, welcher solch ein Beinamen gebühre, kam keinem Lalenburger in den Sinn; denn ein Geist hat weder Fleisch noch Bein.

Nach einigen Jahren, da der große und souveräne Rath der Stadt und Republik erneuert oder vielmehr ergänzt wurde, gelangte er durch Recht und Geburt in die Würde Derer, welche die höchste Gewalt übten, Gesetzgeber des Staates waren, und aus welchen Diejenigen genommen zu werden pflegten, welchen man die höchsten Ehrenstellen ertheilte.

Natürlich mußte es einem jungen, aufstrebenden Jüngling kein geringes Vergnügen sein, zu den Vätern des Vaterlandes zu gehören. Diese Benennung, die höchste und ehrenvollste, welche das erhabene Rom einst seinen vortrefflichsten Regenten gab, und in neueren Zeiten die Völker ihren Großen beilegten, ertheilten sich die Herren Rathsherren von Lalenburg sowohl gegenseitig in feierlichen Reden, als in öffentlichen Verkündigungen, selbst wenn sie nur eine Fleisch- oder Brodtaxe bekannt machten. Bald nach dieser Standeserhöhung warf ihm das Glück noch die Würde eines Staatsbaumeisters der Republik zu.

Ich sage das Glück; denn mit Ausnahme der Konsulwürde, welche von geheimer Stimmenmehrheit in förmlicher Wahl abhing, wurden zu Lalenburg, ohne Ausnahme, alle übrigen Aemter durch das Loos vertheilt. Diese vortreffliche Einrichtung verdient mit Recht bewundert zu werden. Denn nicht nur ward dadurch allem Entstehen von Factionen und Parteien vorgebeugt, die in Republiken durch den Ehrgeiz der Bürger gewöhnlich veranlaßt werden, sondern die Ernennung empfing damit ein geheiligteres Ansehen. Es waren nicht Menschen, es war der Himmel selbst, welcher durchs Loos den Würdigsten bezeichnete. Nun geschah freilich nicht selten, daß dadurch ein Metzger Ober-Schulrath, ein Barbier Ober-Postmeister, ein Garkoch Ober-Schatzmeister der Republik ward. Aber dies beförderte eine Mannigfaltigkeit der Geistesbildung, welche

sonst nirgends leicht gefunden wird. Auch bewährte sich immerdar das alte, sinnvolle Sprichwort: wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand; ein Sprichwort, welches ursprünglich aus Lalenburg stammt, wie Jedermann weiß.

Hans Dampf war daher keineswegs verlegen, als er, der in seinem Leben kaum ein Kartenhäuschen gebaut hatte, Staatsbaumeister der Republik ward. Er übernahm die Aufsicht über die zwei öffentlichen Brunnen der Hauptstadt, über die Landstraßen der Republik, auf denen man ohne besondere Mühe am hellen Tage Hals und Bein brechen konnte, und über sämmtliche Staatsgebäude, wozu vornehmlich das Rathhaus, die Schule und das Spritzenhaus gehörten, nebst Kirche und Pfarrwohnung.

Seine Jugend, sein Reichthum und die neuen Ehrenstellen machten ihn zu einer hochwichtigen Person im Staate. Alle Jungfrauen und Mütter von Lalenburg dachten mit stiller Erwartung an ihn, und Hans Dampf dachte natürlich auch an sie. Aber der Lalenburger Göttinnen waren so viel, daß die Wahl schwer ward, welcher er den Apfel zuwerfen sollte.

Er flatterte prüfend von Blume zu Blume umher. In allen Gassen nährte er eine kleine Liebschaft. Bald waren in Lalenburg keine Bürgerstöchter mehr, die nicht Ansprüche auf das Herz dieses Alcibiades machen zu können meinten.

3.

Hans Dampf.

Vettern und Basen, da sie seine Unentschlossenheit sahen, traten endlich zusammen, um über die Wahl der künftigen Frau Staatsbaumeisterin Rath zu halten. Man erwog die zu einer Heirath unentbehrlichsten Erfordernisse der Töchter des Landes, als da sind: Vermögen und Familie. Und nach langem Bedenken, Forschen und manchem beseitigten Aber und Wenn fiel die Wahl der Vettern und Basen einhellig auf Jungfrau Rosina Piphan, einzige Tochter des Herrn Seckelmeisters der Stadt und Republik, Enkelin des vor zwölf Jahren selig verstorbenen Bürgermeisters der Republik, Verwandte der angesehensten und reichsten Häuser der Stadt, und dabei selbst die reichste Erbin unter allen, jetzt zu Lalenburg blühenden Schönen.

Hans Dampf bemerkte freilich mancherlei gegen die Person dieser Auserwählten; allein wahrhaft Gründliches nichts. Sie

war um zehn Jahre älter als er, aber sie war die Enkelin eines Bürgermeisters. Sie trug geduldig einen etwas unförmigen Auswuchs auf dem Rücken, aber sie hatte Geld. Sie war dazu so kleiner Gestalt, daß sie, ohne die Hand hoch über den Kopf zu strecken, nicht einmal Arm in Arm mit ihm durchs Leben wandeln könnte; aber er konnte sich ja bücken oder mit gekrümmten Knieen verkleinern.

Nachdem Alles zum Vortheile der kleinen holden Rosine entschied, ward die Unterhandlung sogleich bei den Aeltern derselben in aller Form eingeleitet. Hans Dampf ließ es sich gern gefallen, daß man die Mühe für ihn übernahm. Diese wurde mit dem besten Glück gekrönt. Der Tag erschien, da er selbst feierlich beim Herrn Seckelmeister und der Frau Seckelmeisterin um die Hand ihrer Erbin anhalten sollte. Zu dieser wichtigen Handlung, die übrigens, der Sitte gemäß, als ein stadtkundiges Geheimniß betrieben ward, mußte der vornehmste Theil der beiderseitigen Verwandtschaft eingeladen und ein glänzendes Abendessen veranstaltet werden.

Hans Dampf konnte an dem bestimmten Tage kaum den Abend erwarten und die zum Geheimniß des Festes nöthige Dunkelheit. Inzwischen freute sich die sämmtliche Vetter- und Basenschaft nicht nur auf den Verlobungsschmaus, sondern auch auf die Ueberraschung der ganzen Stadt am folgenden Morgen, wenn das Geheimniß laut und Glückwunsch auf Glückwunsch herbeiströmen würde. Der Staatsbaumeister hatte sich schon am Morgen festlich gekleidet, und es that ihm nichts so leid, als in diesem Putze bis zur Nacht warten zu müssen. Seine Eitelkeit dachte nebenbei an manche seiner Gefälligen und Spröden in der Stadt, denen er gern in seinem Schmuck noch als der wahre Liebesgott von Lalenburg erschienen wäre.

Um wenigstens einige Bewunderung einzuärndten, unternahm er eine kleine Rundreise.

4.

In allen Gassen.

Den ersten Besuch legte er beim Herrn Stadtpfarrer ab, der nebst seiner Gemahlin ihn immer mit christlicher Liebe aufzunehmen pflegte. In der That hatten sie eine hübsche Tochter, eine fromme, schüchterne Blondine, Susanna geheißen, die wohl werth gewesen wäre, Frau Staatsbaumeisterin zu werden. Herr Dampf sah die Blondinen überhaupt gern, und die geistliche Blondine besonders. Er hatte dazu den allen großen Männern eigenen Fehler, daß er

für diejenige Schönheit am lebhaftesten brannte, der er am nächsten stand.

Es war Nachmittags. Die Zeit floß unter angenehmen Gesprächen über Haushaltungs- und Ehestandsgeschichten der Nachbarn vorüber. Man brachte den Kaffee. Um einen schwarz lakirten, mit großen goldenen Landschaften japanisch verzierten runden Tisch, der auf säulenförmig gewundenem Beine ruhte, setzten sich rechts und links der Herr und die Frau Pfarrerin, und dem zärtlichen Hans Dampf die sittige Susanna gegenüber. Sie bediente ihn zuerst mit dem arabischen Tranke. Der Baumeister hatte Susannen noch nie so schön gefunden, als heute; vielleicht eben darum, weil er, heute und nach wenigen Stunden, seine Freiheit an die kleine Rosine auf immer verlieren sollte. Er verglich im Stillen das reizende Gegenüber mit dem Schatzkästlein, welches ihn auf den Abend erwartete; aber gegen Susannens goldenes Haar, welches sich so schön um ihre weiße Stirn kräuselte, ward alles Gold und Geld der Jungfer Seckelmeisterin nur Plunder; und bei Susannens blauen, frommen Augen, beim Anblick ihres kleinen rothen Mundes, ihres schneeweißen, feinen Halses und was sonst mit dem in Verbindung war, vergaß man gar leicht Rosinens ganze preiswürdige und vornehme Verwandtschaft. Als er nun noch dazu von ungefähr unter dem Tische ihr Füßchen im engen Schuh und zarten, weißen Strumpf erblickte, und dabei an Rosinens breiten, männlichen Fuß dachte, loderte sein Herz für die Blondine in hellen Flammen. Er vergaß die erkorene Braut, und wünschte sich kein anderes Paradies, als in welches ihn die keusche Susanna einführen könnte. Es that ihm recht weh, daß sie die schönen Augen züchtiglich vor sich niedergesenkt und der Kaffeetasse zugewandt hielt. Nicht einmal seine ganz neue veilchenfarbene, seidene Weste konnte ihre Blicke fesseln. Er hätte ihr gern die süßen Gefühle, die ihn bewegten, erklärt, hätte ihn nicht die Gegenwart der Aeltern geschreckt. Doch konnte er sich nicht enthalten, ihr, indem er mit seinem Fuße dem ihrigen nahte, durch einen sanften, zärtlichen Druck auf denselben zu verrathen, wie gern er mit ihr in Berührung stände.

Zum Unglück aber hatte er nicht bemerkt, daß Suschen ihren Fuß zurückgezogen, und die Mutter dagegen auf die Stelle desselben ihren eigenen gesetzt hatte. Dieser war aber nicht minder empfindlich, als jener der siebzehnjährigen Schönen; denn die Frau Pfarrerin klagte schon seit längerer Zeit über sogenannte Krähenaugen. So erklärt sich's, daß der verliebte Fußtritt des Bau-

meisters ihr nicht nur ein Mordiogeschrei auspreßte, sondern unter der verzweifelten Anstrengung, ihre Zehen aus der unerwarteten Klemme zu retten, der einbeinige japanische Tisch theilnehmend ward, und mit dem ganzen Kaffeemahle seitwärts taumelte. Weil aber Niemand so unhöflich war, noch sein wollte, Kaffee, Milch, Zucker und Semmeln in Masse für sich allein zu nehmen, warf Jeder in Eile den Tisch zurück, so daß er wie ein Ball nach allen Richtungen rund umherflog und Jeglichem einen Theil seiner Ladung mittheilte.

Alle staunten sich erschrocken an, weil Keiner auf diesen Streich des Schicksals gefaßt gewesen war. Die schwarzen Beinkleider des Pfarrers leuchteten so gut, als des Baumeisters veilchenfarbene Weste von einer neuen Milchstraße, und die Frau Pastorin mit ihrer Tochter baten Herrn Dampf mit hundert Knixen um Verzeihung wegen eines Vorfalls, der ihre schönen weißen Schürzen mit kaffeefarbenen, abenteuerlichen Gestalten verziert hatte. Dampf sah voraus, daß am Ende seine Verlegenheit und Schuld am größten werden würden, da man nach dem ersten Schreck dem Ursprunge alles Uebels nachzuforschen anfing. Er fand, es sei spät, und nahm Abschied.

Ein regnerischer, wolkenschwerer Himmel hatte den Eintritt der abendlichen Dunkelheit beschleunigt. Hans hoffte, sich bei dem feckelmeisterlichen Schmause zu entschädigen für das geistliche Abenteuer, eilte nach Hause und von da in seine Kleiderkammer, um die seidene, veilchenfarbene Weste mit einer trockenen zu vertauschen.

Dies vollbracht, ging er ans Fenster, um zu erforschen, ob der Regen noch Sicherheitsmaßregeln nothwendig mache. Allein der Regen war plötzlich vergessen, da ihm, als er das Fenster öffnete, statt Wasser Feuer entgegen kam; kein irdisches, sondern ein wahrhaft überirdisches Feuer; nicht vom Himmel, sondern aus den schwarzen Augen einer hübschen Nachbarin, namens Katharine.

Diese Nachbarin war Niemand anders, als die Tochter des Herrn Stadt- und Platzmajors Knoll. Sie wünschte sich aber in der ganzen Stadt keinen bessern Platz, als im Herzen des Herrn Stadtbaumeisters; auch glaubte sie längst im Besitze desselben zu sein. Denn Herr Dampf, so oft er in ihrer Nähe sein konnte, liebte keine Andere, als sie; und er war oft in ihrer Nähe, obgleich der Herr Platzmajor übrigens sein guter Freund und Gönner nicht war. Denn beide hohe Staatsbeamte waren bei einer Kindtaufe um Rang und Vortritt in diplomatischen Streit gerathen. Der

Platzmajor, als Militair, behauptete, schon vermöge des hohen Federbusches auf dem Hut, eine erhabenere Person, als Herr Dampf zu sein; dieser aber bewies dagegen, daß, weil ein Staatsbaumeister neue Schöpfungen aufzurichten, ein Kriegsheld nur zum Zerstören da wäre, jenem in jeder Rücksicht der Vorzug gebühre. Obgleich nun der Staatsbaumeister noch nichts gebaut, und der Stadt- und Platzmajor weder eine Stadt noch einen Platz zerstört hatte, währte doch der Prozeß um den Rang schon seit Jahr und Tag vor Räthen und Bürgern.

Die holde, kleine Katharine hingegen, mit den Feuerblicken, war ganz und gar nicht der Meinung ihres Vaters. Wenn es sein konnte, abends oder morgens im Dämmerstündchen, sah sie gern hinten hinaus, wo die Fenster ihres Hauses den Dampfischen Fenstern gegenüber standen. Die ganze Straße war kaum drei Schritte breit, recht eng und für Liebende gemacht, die sich in der Stille dies und das zuzuflüstern hatten, ohne daß es die Leute hören sollten, die drunten auf der Gasse wandelten.

Man flüsterte sich also einen guten Abend her und hin; man sagte sich viel Schönes, und Hans beklagte abermals, was er schon oft mit der größten Wehmuth betrauert hatte, daß die Straße nicht noch um einen Schritt schmäler sei, damit er Katharinens niedliche Hand über der Straße küssen oder wenigstens berühren könnte. Auch hatte er wirklich schon einige Male, seit er Staatsbaumeister geworden, der Nachbarin geschworen, er wolle von seinem zu ihrem Fenster hinüber noch eine Brücke bauen, wie hundert Meilen um Kalenburg keine zu finden sein sollte. Indessen war es aus allerlei Gründen bei der leeren Drohung geblieben, wiewohl Katharinchen vielleicht gegen die Erfüllung derselben nichts einzuwenden gehabt hätte.

Dieser Brückenbau fiel nun plötzlich dem Herrn Dampf wieder ein, da die Schöne mit den Flammenblicken drüben unter Anderm auch erzählte, daß sie recht froh wäre, ihn und überhaupt einen Menschen zu sehen, weil sie ganz allein im Hause sei und sich beinahe fürchte. So hold hatte ihm die Gelegenheit noch nie gelächelt, die Burg des Stadtmajors durch Ueberfall zu erstürmen, da die ganze Besatzung abgezogen war. Er bat also auf der Stelle um Erlaubniß, seine Luftbrücke errichten und auf derselben hinüberkommen zu dürfen; und ohne Antwort zu erwarten — ein Brett war bei der Hand — vollzog er das kühne Werk. Zwar ängstigte sich die Schöne außerordentlich über die Gefahren

dieser Luftreise; der Baumeister wollte aber schlechterdings nun auch einmal seiner Würde Ehre machen, und Baumeister in der That sein. Ohnehin wußte er aus allen Romanen und Schauspielen sehr gut, wie sehr männlicher Muth und ein Wagstück ungewöhnlicher Art den Schönen zu gefallen pflege. Er segnete die Bauart von Lalenburg, welche die nachbarlichen Vertraulichkeiten erleichtert; legte das Brett von Fenster zu Fenster, und kroch mit gehöriger Vorsicht auf allen Vieren kühn hinaus ins Freie. Entdecken konnte ihn nicht leicht Jemand, denn es war stockfinster.

Diese Stockfinsterniß, so vortheilhaft sie sein mochte, hatte jedoch auch ihren kleinen Nachtheil. Denn Katharinchen, als es das Ende des Brettes in das ihr gehörige Fenster zog, bemerkte leider nicht, daß es des Guten zu viel that; und der Zunftmeister Pretzel, seines Handwerks ein Töpfer, bemerkte nicht, welches Gewitter über ihm schwebe, als er unten auf der Straße mit seinem Wagen voll irdenen Geschirrs durchfuhr, das dem Jahrmarkt eines benachbarten Städtchens zugedacht war.

Wie nun oft widrige Umstände im Leben zusammentreffen, um dem Sterblichen alle Lust an der bessern Welt zu verderben, so geschah es auch hier. Die Brücke verlor ihren Stützpunkt am Dampfischen Fenster. Das Brett glitt ab; und obwohl Jungfer Katharine es mit beiden Händen festhielt und zu sich ins Kämmerlein zog, fehlte doch der Baumeister darauf.

Hans Dampf war hinunter, dem Zunftmeister Pretzel in alle Töpfe gefahren; aber so glücklich oder unglücklich, daß er zwar ganz gesund darauf zu sitzen kam, hingegen den ganzen Marktkram in Scherben verwandelte. Dies verursachte ein so schauerliches Geknatter und Getöse, daß der Zunftmeister, welcher vor dem Pferde friedlich einherging, wo nicht den gänzlichen Einsturz des Himmels, doch eines Hauses erfahren zu haben glaubte. Das Pferd, nicht minder erschrocken, that einen gewaltigen Satz, und war damit zur Straße hinaus auf den Rathhausplatz.

Der Zunftmeister, neugierig, wieviel ihm vom Wagen übrig geblieben sei, hielt an, und war im Begriff, die Untersuchung, so gut sie sich in Eile und Finsterniß machen ließ, anzustellen, als er zu seiner nicht geringen Verwunderung einen Menschen von seinem Wagen springen sah, dem noch einige Dutzend Schüsseln unter erschrecklichem Geprassel nachsprangen. Offenbar schien ihm dies nun ein diebisches Wagstück oder sonst ein Werk der Bosheit. Er lief mit vieler Geistesgegenwart, den Thäter handfest zu machen, der, wie

bekannt, kein Anderer, als der Staatsbaumeister war. Doch statt seiner — denn Hans Dampf schlich sich behend davon, um seinerseits alles Aufsehen zu meiden — ergriff der zornige Töpfer den Schuhmacher Ahl, wohlverdienten Oberzunftmeister. Ihn führte sein Schicksal sehr ungelegen aus dem Rathskeller dieses Weges am Unglückswagen vorbei. Herr Pretzel packte den edlen Oberzunftmeister mit so fürchterlicher Inbrunst, und umklammerte ihn so fest, daß er sich nicht regen konnte. Eine Riesenschlange hätte ihn nicht mächtiger umwickeln können. Dabei schrie der Töpfer mit einer Stimme, die weit hinaus über Thore und Ringmauern der Stadt vernommen werden konnte: „Zur Hülfe! Räuber, Mörder, Diebe!“

Der bedrängte Oberzunftmeister, welcher in der That größere Ursache hatte, zu solchen Ausrufungen seine Zuflucht zu nehmen, versäumte sie auch nicht. Freventlicher war nie ein Landfrieden gebrochen worden. Im Gefühl seiner Unschuld und Todesgefahr schrie er wetteifernd mit dem Wütherich, der ihm fast die Rippen brach: „Mordio! Feurio! Banditen, Mörder, Straßenräuber!“

Dies Geschrei, dergleichen man seit einem vollen Jahrhundert nicht in Lalenburg gehört hatte, verbreitete über die ganze Nachbarschaft einen panischen Schrecken. Jedermann verriegelte in größter Behendigkeit Hausthüren und Fensterladen von innen, weil man eine ganze Diebesbande oder den in andern Ländern Mode gewordenen Ausbruch einer Revolution in den Straßen vermuthete. Und wer auf den Gassen wandelte, floh eilfertig in entgegengesetzter Richtung davon, um den Mördern nicht unter die Fäuste zu kommen. Die Stadtwachen an den Thoren, meistens alte, gichtbrüchige Leute, denen der Löbliche Magistrat das Gnadenbrod gab, ergriffen zitternd ihre Hellebarden und flohen ins Wachthaus, verrammelten sich darin aufs beste und schworen, Alle für Einen und Einer für Alle zu sterben, wenn man sie überfallen und angreifen würde. Der Stadt- und Platzmajor Knoll, welcher zufällig auf dem Heimwege zu seiner Behausung den Lärmen vernahm und das Durcheinanderrufen von Mördern und Räubern, glaubte daran, riß den langen Federbusch von seinem Hute, damit ihn Keiner von der Bande für eine Militairperson halte, und flüchtete keuchend in den Rathskeller zurück.

Da nun auf diese Weise den Kämpfern Niemand zu Hülfe kam, hörten sie nach einer guten Viertelstunde auf zu schreien, weil ihre Stimmen ziemlich heiser geworden waren. Sie hatten inzwischen ihre Kräfte auf mannigfaltige Weise gegen einander versucht;

mehr als einmal neben einander auf dem Erdboden gelegen, mehr als einmal das Gefecht erneuert, ohne daß Einer den entscheidenden Sieg errungen hätte. Beide des fruchtlosen Kampfes satt, wollte doch Keiner den Andern fahren lassen. Sie schleppten einander, Jeder in gleicher Absicht, zu einem benachbarten Hause, wo ein Metzger wohnte, der Beider Gevatter war. Nach langen Bitten, daß man ihnen die Thür öffne, geschah es. Der Metzger glaubte in den bekannten Stimmen Mitbürger zu hören, die dem Blutbade auf der Gasse glücklich entronnen wären. Als sich endlich beim hellen Kerzenscheine der Schuhmacher und der Töpfer erkannten, erneuerten sie ohne Zeitverlust mit verdoppeltem Zorn ihre Balgerei. Denn sie waren von der Zunft her noch alte Feinde, und Jeder glaubte zuverlässig, der Andere habe ihm aus Rache einen bösen Streich spielen wollen.

Inzwischen war Hans Dampf in Angst und Schrecken zur Stadt hinausgelaufen, aus gerechter Furcht vor dem Eigenthümer der zermalmten Töpfe, von dem er sich verfolgt glaubte. Er vergaß Rosinen und Mandeln und alles Konfekt der Verlobung, und Katharinen am Fenster und ihr Entsetzen beim Anblicke des leeren Brettes. Er irrte den ganzen Abend umher, und fand, da er mit einiger Sicherheit heimkehren zu können glaubte, die Stadtthore fest verschlossen. Dies beruhigte ihn ungemein, denn nun überzeugte er sich, daß auch sein Verfolger eingesperrt sei. Er übernachtete also in einem Wirthshause außerhalb der Stadt, wo er vorgab, sich auf einem Spaziergange verspätet zu haben.

5.

Hans Dampf.

Folgenden Morgens kehrte er zu guter Zeit in die Stadt zurück, nicht ohne Herzklopfen. Theils konnte der stolze Seckelmeister Piphan sein Ausbleiben von der Verlobung übelgedeutet, theils ihn irgend ein Umstand dem Töpfermeister Pretzel verrathen haben, als Urheber alles Unheils in seinem Marktkram. Inzwischen hoffte er, sich auf jeden Fall mit der ihm eigenen edlen Dreistigkeit durchzuhelfen.

Noch schlief in Kalenburg Alles gar friedlich. Als er aber zu seinem Hause kam, fand er vor demselben drei Eilboten eines benachbarten Dorfes, die schon seit mehreren Stunden auf ihn warteten. Der erste meldete hastig, daß im Dorfe Feuer ausgebrochen sei, und man ihn dringend ersuche, die Spritzen zu senden, da er

den Schlüssel zum Spritzenhause habe. Der andere meldete, es wären schon drei Häuser niedergebrannt, doch aber schon mehrere Feuer= spritzen aus den umliegenden Gegenden angelangt. Der dritte zeigte an, die Brunst sei glücklich seit einer halben Stunde gelöscht.

Hans Dampf strich nachdenklich das Kinn, und sprach zu den Bauern, die mit ehrerbietig entblößten Häuptern vor ihm standen: „Ihr Esel, wenn euer ganzes Dorf abgebrannt wäre, so würde es eure Schuld sein. Denn ihr hättet zur rechten Zeit kommen müssen, ehe das Feuer angegangen, damit ich zu rechter Zeit dazu hätte thun können. In dem Fall würde ich nicht ausgegangen und nicht nachts über Land gewesen sein. Doch ist es gut, daß das Feuer nun gelöscht ist. Ein anderes Mal meldet euch vor Aus= bruch desselben, damit man auch Zeit genug habe, die Spritzen vorher zu probiren. So geht denn heim und saget euern Vor= stehern meinen Bescheid.“

Er hatte sie kaum entlassen und sein Frühstück eingenom= men, als ihn einer seiner Vettern besuchte, der sich den gestrigen Verlobungsschmaus hatte behagen lassen. Er kam aber mit Auf= trägen des Herrn Seckelmeisters Piphan, welchen das Ausbleiben des Staatsbaumeisters so sehr empört hatte, daß er demselben höf= lichst melden ließ: aus Verlobung, Heirath und Schwiegersohnschaft werde nun und in Ewigkeit nichts werden; er möge sich fernerhin nicht mehr um die Hand der liebenswürdigen buckeligen Rosine weiter bemühen, auch sich wohl hüten, das sehr gekränkte seckelmeisterische Haus jemals wieder zu betreten, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, sehr unsanft aus einem von dessen Fenstern zu fahren.

Was nun die Hand der schönen Rosine betraf, tröstete sich Hans gar bald; auch die angedrohte Fahrt aus dem Fenster schien keinen besondern Eindruck auf ihn zu machen, da er den ersten Ver= such ziemlich gefahrlos gemacht hatte. Doch war ihm die Ungnade des Seckelmeisters darum nicht minder ungelegen. Denn dieser Mann hatte bedeutenden Einfluß auf den Rath der Stadt und Republik, welchen er auch mit allem Recht verdiente, weil er bei aller Geistes= armuth einer der reichsten Leute des Ortes war.

Der Vetter gab indessen gar nicht undeutlich zu verstehen, daß Herr Piphan vielleicht die Nachlässigkeit seines Eidams kaum so ungnädig empfunden haben würde, hätte nicht der pfiffige Stadt= schreiber Mucker mit seinen gottlosen Anmerkungen den Zorn des Seckelmeisters tapfer angeblasen. Herr Mucker schien nämlich selber auf den Besitz Rosinens und ihrer Schätze gerechnet zu haben; er

war ohnedies Dampf's bester Freund nicht, weil dieser ihm einst, als er sich um die Stadtschreiberstelle bewarb, und bei dem Hochpreislichen Magistrat seinen bittweisen Rundbesuch machte, das Gesicht, unter dem Vorwande, es von angespritzten Tintenflecken zu säubern, mit Kienruß gar erschrecklich eingerieben hatte. Mucker war nicht der Mann, welcher solchen Pagenstreich so leicht vergessen konnte, wären auch zwanzig Jahre darüber vergangen gewesen. Er pflegte wenig Worte zu machen, hatte es aber, wie man in Lalenburg zu sagen pflegt, immer dick hinter den Ohren; sah Keinem in die Augen, wenn er sprach; aber lächelte immer gar verbindlich, wenn er sprechen mußte, und sogar, wenn er in der Kirche hinter dem vorgehaltenen Hute betete; war dabei auf seine angenehme, hagere Gestalt ein wenig eitel, und behauptete mit großer Selbstgenügsamkeit, daß kein Schriftsteller in Europa eine so zierliche Hand schreibe, als er.

Hans Dampf erfuhr noch gleichen Tages nicht nur die merkwürdigen Folgen seiner gestrigen Invasion in Pretzel's Geschirr, sondern auch, daß der Stadtschreiber Mucker vermuthe, kein Anderer, als Hans Dampf könne der Stifter des Unheils gewesen sein. Mucker nämlich hatte, als er vom Zunftmeister, seinem Nachbar, die Geschichte erfahren, sogleich in eigener Person den Schauplatz der Handlung in Augenschein genommen, und die ersten Scherbenspuren vor der Hausthüre des Staatsbaumeisters, sowie einen Perlmutterknopf vom Kleide desselben daneben gefunden. Dies und Hans Dampf's Nichterscheinen zur Verlobung schien mit einander in genauester Verbindung zu stehen. Es ging auch die Rede, daß der Stadtschreiber vor dem Rathe förmlich Anklage gegen Hans Dampf, sowohl wegen dieses Vorfalls, als Störung des öffentlichen Landfriedens, als auch wegen der nicht zur Feuersbrunst gesandten Spritzen, erheben werde. Der Staatsbaumeister aber, jederzeit unerschrocken, nahm diese Drohung sehr leicht auf. Und obgleich Seckelmeister Piphan, Zunftmeister Pretzel, der auf reichlichen Ersatz seines Schadens Anspruch machte, die ganze Sippschaft des Pfarrers, der das Unglück bei der Kaffeevisite in allen Häusern verkündigt hatte, und mancher Andere um ähnlicher Beschwerden willen die Partei des Stadtschreibers vermehrte, verließ sich Hans Dampf doch auf sein Glück, wie ein Cäsar, und auf seine Beredsamkeit, wie ein Cicero. Unterdessen zettelte er selbst in der Eile eine Verschwörung, wo nicht gegen den Stadtschreiber, doch gegen dessen langen Haarzopf an, auf welchen sich, als den allerlängsten in La-

lenburg, Herr Mucker nicht wenig zu gut that, während doch laut alten Gebrauchs der Stadtschreiber so gut wie ein Bürgermeister verpflichtet war, von Amts wegen eine Lockenperrücke auf seinem Haupte zu tragen. Schon vielen rechtschaffenen Bürgern war dieser Haarzopf ein Stein des Anstoßes gewesen, und einige patriotisch denkende Metzger hatten schon einmal geschworen, ihm denselben vom Kopfe wegzuhauen.

Das Gerücht dieser Verschwörung verbreitete sich schnell durch die Stadt. Denn was auch in Lalenburg und selbst im geheimen Rath der Republik geschah, pflegte jedesmal sogleich im größten Vertrauen von Mund zu Ohr, von Ohr zu Mund zu gehen, bis alle Einwohner beiderlei Geschlechts in das Geheimniß eingeweiht waren. Das neugierige und geschwätzige Völkchen befand sich dabei recht wohl, und ersparte viel Geld für Zeitungen.

Beide Parteien rüsteten sich also, und warben mit großem Eifer für den kommenden Rathstag. Dergleichen ward alle Wochen nur einmal gehalten. Ging die Regierung nach beendigter Sitzung aus einander, so regierte sich die beste der Republiken ohne alle Mühe von selbst; denn der eine Bürgermeister verkaufte in den übrigen Wochentagen Kaffee und Gewürz, der andere fabrizirte Band, der Seckelmeister schenkte Wein aus, ein Rathsherr machte Wurst, ein anderer Brod u. s. w. Genug, jeder war beflissen und sich bewußt, die materiellen Interessen des Staates auf diese Weise besser, als durch Schreiberei in Kanzleien und Schreierei im Rathssaal zu befördern.

6.

In allen Gassen.

Der große Tag erschien, da die gefährliche Lage der Republik verhandelt werden sollte. Begebenheiten, wie die der vergangenen Woche, waren seit undenklichen Zeiten nicht geschehen. Hans Dampf war inzwischen nicht müßig gewesen. Er hatte allen Schönen in der Stadt den Hof gemacht; allen geschworen, er habe nur ihretwillen des Seckelmeisters buckelige Tochter aufgeopfert. Die dankbaren Schönen hatten dafür ihre Mütter, die Mütter ihre Eheherren, und diese ihre im Rathe befindlichen Freunde gegen den ungebührlichen Zopf des Stadtschreibers in Harnisch gebracht. Jedermann erwartete mit Furcht und Zittern den Ausgang der Dinge. Sobald die Rathsglocke läutete, waren alle Lalenburger und Lalenburgerinnen im Geiste auf dem Rathhause, wenn sie nicht Berufs

wegen dort sein konnten. Viele Handwerker verließen ungeduldig ihre Werkstätten, der Schmied den Amboß, der Müller die Mühle, der Leinweber den Webstuhl, um auf dem Platze vor dem Rathhause den Augenblick zu erwarten, wo die Wohlweisen Herren in Mänteln und Degen die hohen Stiegen aus der Sitzung herabkommen und ihren Bekannten vertraulich den Gang der Sachen offenbaren würden.

Der Rath fand sich in höchster Vollzähligkeit beisammen. Abwechselnd wandten sich die Augen Aller während der ersten Stille auf die beiden Parteihäupter, besonders auf den Stadtschreiber, vor welchem auf dem Tische ein paar Scherben von Kochtöpfen neben einem Perlmutterknopfe lagen.

Nach Beseitigung der ersten Geschäfte, forderte Mucker wirklich das Wort, und schritt zur Anklage.

„Woher soll ich Worte nehmen," hob er an, „um das Verderben zu schildern, welches der unruhige Geist eines unserer Mitbürger über die Republik gebracht hat? Seit der Gründung Roms und Kalenburgs haben viele Menschen gelebt; aber nicht Einer von allen war fähig, in so kurzer Zeit, mit so geringen Mitteln, in so ungeheuern Spielräumen, so unheilbringend zu wirken, als Hans Dampf. Ja, ich nenne ihn, o Landesväter! denn schon nennt ihn jedes Kind auf den Gassen als den Stifter alles Uebels in der Republik. Oder, wo wäre ein Haus-, welches nicht über ihn zu klagen hätte? Sind Geheimnisse irgendwo verrathen: so war Hans Dampf dabei. Gab es Klatschereien: so half Hans Dampf. Zankten sich Eheleute: so hatte sie Hans Dampf wider einander gehetzt. Mißlang irgend ein Plan: so war Hans Dampf in die Quere gekommen. Ging eine Verlobung rückwärts: so hatte Hans Dampf die Hand im Spiele. Scheiterte ein Unternehmen: so war es durch die Ungeschicklichkeit dieses Hans Dampf. Er ist wie zum Elend geboren, hat seine Nase überall, fährt überall zu, will Alles wissen, Alles machen, Alles bessern, und bringt Alles in Verwirrung."

Nach diesem Eingange, den der Redner mit vielen Beispielen aus der geheimen Stadtgeschichte erläuterte, kam er auf die letzte Begebenheit, auf die Feuersbrunst, auf die zerschmetterte Töpferwaare, auf den Riesenkampf des Oberzunftmeisters und des Zunftmeisters, auf das unermeßliche Entsetzen der ganzen Stadt, auf die nachtheiligen Wirkungen desselben bei Nervenschwachen, Kranken und Wöchnerinnen. Er sprach so rührend, daß Zunftmeister Pretzel

beim Anblick der Scherben sich nicht der Thränen erwehren konnte; so feurig, daß Seckelmeister Piphan vor Grimm feuerroth ward, und der Oberzunftmeister Ahl die Fäuste ballte. Selbst Hans Dampf schien einen Augenblick die unerschütterliche Hoheit und Ruhe des Geistes zu verlieren.

Bald aber ermannte er sich, und begann seine Vertheidigung mit vieler Würde und Klarheit; bewies, daß man aus einigen Scherben und einem Rockknopfe, den er auf der Gasse verloren haben könne, nichts wider ihn beweisen könne: sonst ließe sich auch beweisen, daß der Stadtschreiber vor einigen Wochen den alten Thorthurm, der von selbst zusammengefallen sei, vermittelst seines steifen Haarzopfes eingestoßen habe, weil bekannt sei, daß er mit demselben drei Minuten vorher am Thore vorbeigegangen. Was die Feuersbrunst betreffe, falle die Schuld nicht auf ihn, daß die Spritzen der Hauptstadt zu spät kamen oder gar nicht, weil man ihm das Unglück erst gemeldet, als es geschehen war. Wären aber auch die Spritzen zeitig genug erschienen, so würde darum das Feuer nicht minder hell gebrannt haben, weil bekanntlich die Löschwerkzeuge Alters wegen zerfallen und verfault wären, also daß keine Tasse voll Wasser darin Stich hielte.

Der Stadtschreiber Mucker aber widerredete dem heftig; bewies, daß Hans Dampf allerdings der Urheber alles Uebels sei, und schloß mit den Worten: „So weit, o Landesväter! ist es gekommen, daß es bei mir gar keines Zuredens mehr bedarf, um mich glauben zu machen, daß an dem blutigen Türkenkriege, daß an der großen Viehseuche in Polen, daß an dem fürchterlichen Erdbeben in Calabrien, daß an dem letzten Sturme, welcher die spanische Silberflotte in den Abgrund des Meeres senkte, niemand anders als Hans Dampf schuld sei. Seit er wieder in unsere Mauern kam, ist Verwirrung, Zwietracht, Parteiwesen und Lärmen an der Tagesordnung. Noch steht Lalenburg; aber wir Landesväter werden den Untergang dieser uralten, herrlichen und weltberühmten Stadt sehen, wenn wir den Hans Dampf nicht von uns weg über alle Meere verbannen. Wessen ist er nicht fähig? Hat er uns noch nicht der Entzweiung, des Schreckens genug gebracht? Wollet ihr noch Bürgerkriege erleben, Mord und Brand, den Einsturz dieses ehrwürdigen Rathhauses, die Einäscherung unserer Wohnungen?“ Und nun fuhr Mucker fort, ein Bild der Verwüstung zu entwerfen, daß allen Zuhörern und selbst dem edeln Hans Dampf die Haare vor Grausen bergan standen, und Jeder den Augenblick

vor der Thür glaubte, wo die Zerstörung Jerusalems sich in Lalenburg wiederholen würde.

Angst und Furcht, Schrecken, Verzweiflung und Rache war in allen Gesichtern zu erblicken. Einige saßen halb ohnmächtig eingesunken da; Andere schnoben mit erweiterten Nasenlöchern wuthvoll, und schossen mörderische Blicke auf den Staatsbaumeister; Andere wollten in bangem Entsetzen zu den Ihrigen flüchten, um sie zeitig zu retten, sanken aber mit gebrochenen Knieen auf die Bank zurück; Andere wollten das Wort fordern und auf den Tod des Hans Dampf antragen, und konnten nur mit vor Zorn erstickter Stimme unvernehmliche Töne hören lassen.

Plötzlich öffneten sich die Thüren des Saals, und der Rathsbote trat herein, in der Hand einen Brief mit einem ungeheuern Siegel. Er übergab ihn dem Bürgermeister und sagte, ein Courier Seiner Durchlaucht des Fürsten von Luchsenstein habe ihn gebracht. Da spitzten Alle mächtig die Ohren. Der Bürgermeister setzte die Brille auf und gab sich ein majestätisches Ansehen, indem er geheimnißvoll links und rechts flüsterte: „Depeschen von allerhöchster Wichtigkeit!“ Die guten Lalenburger brannten vor Neugier und hingen mit ihren Blicken nur an dem gewaltigen Siegel. Die Zerstörung von Jerusalem war unverzüglich rein vergessen.

Als nun der regierende Bürgermeister den Brief des Fürsten entfaltete, rückten Diejenigen, welche dem Oberhaupte der Republik zunächst saßen, ihm so nahe auf den Leib, als sie konnten; die Andern, um keine Silbe, keinen Athemzug des Bürgermeisters zu verlieren, rutschten auf ihren Bänken behutsam nach, daß Einer fast auf den Schooß des Andern zu sitzen kam. Der ganze Saal ward leer, bis auf einen kleinen Platz um den Meister herum, wo sich Köpfe an Köpfe drängten. Dabei herrschte Todtenstille. Obgleich Lalenburg mit dem benachbarten Fürstenthume Luchsenstein vielen Geschäftsverkehr hatte, war es bisher doch noch nie geschehen, daß der Fürst unmittelbar an den Rath der Republik geschrieben hätte. Der Bürgermeister konnte also mit Recht vermuthen, das Sendschreiben umfasse Gegenstände der höchsten Wichtigkeit.

Er fing an zu lesen, aber mit ehrfurchtsvoller, leiser Stimme, der Feierlichkeit des Gegenstandes angemessen. Weil die, welche zuhinterst saßen, die ersten Worte nicht vollkommen verstanden hatten, riefen sie: „Laut gelesen, laut!“ Dadurch wurden die Vordern gestört und geboten einstimmig Stillschweigen. Darüber verloren die Hintern das Vorgelesene gänzlich, und wiederholten ihren

Zuruf um lauteren Vortrag: Andere begehrten, man solle noch einmal von Anfang anfangen. Die Vordern schrieen ungeduldig: es müsse Todtenstille herrschen! Dies Her- und Hinrufen ward immer stärker, weil endlich Alle mit dem Lärmen geärgert waren, und Jeder für sich die Ruhe herzustellen und seine Stimme über die Stimme der Uebrigen zu erheben bemüht war. Da nun die Hintersten sich überzeugten, daß bei so bewandten Umständen die Vordersten offenbar den Vortheil hätten, weil sie dem Brief und dem Vorleser zunächst waren, rückten sie nach. Hans Dampf saß wetterschnell dem Bürgermeister vor der Nase. Der Stadtschreiber behauptete, und schrie sich dabei das Gesicht kirschbraun, Hans Dampf habe ihn vom Platz verdrängt. Es war umsonst. Gleichwie Hans Dampf, hatten auch Andere sich von hinten hervorgemacht. Nun gab es ein erschreckliches Stoßen, Reißen und Sturmlaufen unter Flüchen und Beschwörungen und Bitten und Seufzen, still zu sein.

Unter diesen tumultuarischen Bewegungen ward dem Bürgermeister am übelsten zu Muthe; denn gegen ihn drängte sich, als zum Mittelpunkt, Alles von allen Richtungen her. Da faßte er den großen Entschluß, durch sein Ansehen den Sturm verstummen zu machen. Mit majestätischem Unwillen stand er auf und stieg, damit er über die Menge hervorragte, auf seinen Stuhl. Indem er aber die donnernde Stimme mit gerechtem Zorn erheben wollte, fuhr ihm durch einen unehrerbietigen Stoß des Gedränges der konsularische Thron unter den Beinen hinweg, und er selbst mit dem fürstlichen Briefe, wie eine stürzende Eiche über niederes Gesträuch, in die ringende Menge hinab. Seine Perrücke, die reichlich mit Puder und Pomade das Antlitz des Oberzollverwalters färbte, und demselben schier das Licht der Augen raubte, ward von diesem im Jähzorn erfaßt und in eine Trutz- und Schutzwaffe verwandelt. Ihr Anblick und ihre Wirksamkeit reizte zu unseligen Nachahmungen des gegebenen Beispiels. Bald war keine Perrücke mehr auf dem Kopfe sicher: eine um die andere flog empor über die Häupter der Menge, gleich einer Zornruthe, und verbreitete Gewölke um sich in der Höhe, Schmerzen und Zetergeschrei der Getroffenen in der Tiefe.

In dieser traurigen Verwirrung der Dinge reifte plötzlich die große, lange vorbereitete Verschwörung gegen des Stadtschreibers Zopf. Der Rathsherren einer, seines Handwerks ein Schneider, zog die Scheere, und verfolgte damit den Stadtschreiber, welcher wie eine langgeschwänzte Ratte in dem Getümmel umherfuhr. Im

Hui war der Zopf glatt vom Kopfe weg, ohne daß Herr Mucker nur eine Ahnung von seinem Unstern hatte, bis er einen Hieb damit über das Gesicht bekam. Denn ein Anderer hatte dem heimtückischen Schneider die Trophäe entrissen, und, weil sie die Länge von anderthalb Ellen haben mochte, sich ihrer wie einer Reitpeitsche bedient.

Als der Stadtschreiber seinen Haarzopf in fremder Gewalt sah, und sich durch einen schnellen Griff in den Nacken vom ewigen Verlust dieses Kleinods überzeugt hatte, erhob er jammernd und die Augen voll Thränen die Hände gen Himmel, und rief dessen rächende Blitze auf das Haupt des Frevlers herab. Er würde sich nicht halb so sehr gegrämt haben, wäre ihm statt des Zopfes der Kopf selbst gestohlen worden. Sein Geheul war so übermenschlich, daß die ganze Rathsversammlung darüber mitten im Kampfe erstarrte, alle Fehde vergaß und den Unglückseligen schweigend umringte. Als man aber wahrnahm, daß ihm weder Arm noch Bein, sondern der ohnehin statuten- und amtswidrige Zopf fehlte, lächelte Jeder schadenfroh, lieferte friedlich die Perrücken, wo sie liegen mochten, an ihre Behörde, und nahm den alten Platz auf den Rathsbänken ein.

Der Bürgermeister schüttelte wegen vorgefallener Unordnungen sehr mißvergnügt das Haupt, welches unter der struppigen Perrücke einem wahren Medusen- oder Titushaupte ähnlich geworden. Doch dergleichen lebhafte Debatten gehörten in Lalenburg keineswegs zu den unerhörten Dingen; daher machte man auch diesmal nicht viel Wesens daraus. Man erkannte darin nichts, als Aeußerungen bürgerlicher Freimüthigkeit und republikanischen unbefangenen Sinnes. Jeder brachte seine eigene Haut zurecht, und hielt, was an den Kleidern zerrissen sein mochte, einstweilen mit den Fingern zusammen. Der Stadtschreiber legte seinen entseelten Zopf neben Scherben und Rockknopf auf den Tisch, seine Thränen ins bunte Schnupftuch drückend. Jeder erwartetete mit neuer Andacht die Vorlesung des fürstlichen Briefes. Dieser war während des Gewühls und Gezerrs in viele Fetzen zerrissen worden. Man sammelte sorgfältig die zerstreuten Papierstückchen auf, legte sie vor den Bürgermeister ehrerbietig hin und überließ seiner Weisheit, daraus das Uebrige zu ersehen.

Das war nun schwer; und so mannigfaltig auch die Stückchen nach allen Richtungen zusammengelegt wurden, kam doch nichts Ganzes heraus. Man las nur einzelne Worte ohne Zusammen-

hang. Da gerieth der Rath in große Noth und Verlegenheit. Dreimal hielt der Bürgermeister Umfrage, was dem Fürsten von Luchsenstein auf sein Schreiben geantwortet werden müsse, und dreimal schüttelte die erlauchte Versammlung den Kopf. Endlich erhob sich Hans Dampf und schlug vor, Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht zu melden, daß Dero Schreiben richtig und glücklich angekommen und verloren sei, daß also Ein Edler und Wohlweiser Magistrat bitten müsse, Seine Durchlaucht wolle geruhen, noch einmal zu schreiben.

Als dieser gute Rath allgemein beliebt worden, fing Mucker, der sich unterdessen mit Zusammenfügung der Briefstückchen beschäftigt hatte, folgende Worte an aus denselben abzulesen: „Fangen — Hans Dampf — den Hund — tausend Gulden — Preis — seinen Kopf —“

Jeder horchte mit Erstaunen auf. „Hier ist“, rief der Stadtschreiber, „keine Zweideutigkeit. Hans Dampf ist da wieder im Spiele und hat einen dummen Streich gemacht, der vielleicht ganz Lalenburg ins Unglück bringt. Der Fürst, wie mir's scheint, fordert, wir sollen den Hans Dampf fangen. Er nennt ihn selbst schlechtweg nur einen Hund, und setzt einen Preis von tausend Gulden auf seinen Kopf. Es muß sich also dieser Hans Dampf wieder einmal ungebeten und ungerufen in Dinge gemengt haben, die ihn nichts angingen. Aber mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen. Mein unmaßgeblicher Rath wäre, den Angeklagten einstweilen im Gefängniß zu verwahren, bis Seine Durchlaucht das zweite Schreiben übersendet, und dem Fürsten nachträglich zu melden, daß der Löbliche und Wohlweise Rath zu aller Satisfaktion erbötig sei, auch den oft erwähnten Hans Dampf dermalen schon fest gemacht habe.“

Der Antrag des Stadtschreibers ward mit Einhelligkeit angenommen, so sehr auch Hans dagegen protestirte und versicherte, er habe mit dem Fürsten von Luchsenstein nie Verkehr gehabt. Man berief die Stadtwächter, welche mit ihren Partisanen alsbald anrückten. Der Stadt- und Platzmajor zupfte seinen Federbusch auf dem Hute, etwas länger hervor, stellte sich an die Spitze der Schaar und führte den Verurtheilten, unter großem Zulauf des Volks; ins Staatsgefängniß.

7.

Hans Dampf.

Die Nachricht von der Verhaftung des Staatsbaumeisters und vom Zorne des Fürsten von Luchsenstein, der ihn nur schlecht-

weg einen Hund genannt, verursachte in Lalenburg ein unglaubliches Aufsehen. Jedermann zerbrach sich den Kopf darüber, was Hans Dampf verbrochen haben möchte. Ja, so groß war die Bestürzung, daß man am Stadtschreiber nicht einmal den verlornen anderthalb Ellen langen Zopf vermißte. Man sprach nur von Hans Dampf in allen Gassen, und kein Mensch zweifelte an seiner bevorstehenden Hinrichtung. Einige vermutheten, er werde enthauptet, Andere, er werde gehenkt, Andere, er werde wenigstens lebendig verbrannt werden. Viele bedauerten, daß diese Feierlichkeiten nicht zu Lalenburg, sondern in der fürstlichen Residenz statthaben würden; Andere hingegen freuten sich darüber, weil sie so mit gutem Anlaß und Vorwand die Residenz besuchen könnten. Mehrere redeten mit einander ab, die Reise dahin zur Ersparung der Kosten gemeinschaftlich zu machen. Alle Fuhrwerke und Pferde in der Stadt wurden noch selbigen Tages vorausbestellt und in Beschlag genommen. Man ließ die Schneider rufen und zu neuen Kleidern das Maß nehmen.

Inzwischen mischte sich doch bald auch in diese Betrachtungen und frohen Rüstungen das christliche Mitleid, wenn man des Delinquenten gedachte, der nun, seines Todes gewärtig, im Kerker schmachtete. Hans Dampf, den Jedermann kannte, der mehr oder weniger in jeder Haushaltung etwas zu schaffen gehabt hatte; Hans Dampf, den alle Mütter schalten und zum Eidam wünschten; den auf der Straße alle Mädchen über die Achsel ansahen, aber immer mit freundlichen Augen unter vier Augen; — Hans Dampf, am Tische ein lustiger Zecher, im Rathe ein trefflicher Redner, unter Basen und Muhmen beim Kaffee ein Erzklätscher, in der Kirche der eifrigste Beter — Hans Dampf, Alles in Allem, der Alcibiades von Lalenburg, im Kerker!

Die stille Wehmuth des Mitleids ergriff zuerst die Töchter, dann die Mütter, dann die Männer. Kaum trat die Dunkelheit des Abends ein, so schlich manche sittige Jungfrau, die sonst seine Blicke öffentlich zu fliehen und schon vor dem bloßen Namen eines unvermählten Mannes züchtig zu erröthen pflegte, mit nassen Augen über die Gasse zum Gefängniß, dem „armen Sünder", wie nun der edle Staatsbaumeister hieß, eine letzte Labung und Erquikkung zuzustecken. Die Eine kam mit Würsten, die Andere mit Zuckerwerk, die Dritte mit kleinen Pasteten, die Vierte mit Mandeln und Rosinen, und so Jede.

„Ach, lieber gnädiger Himmel!" riefen die alten Weiber, die Dienstmägde, die Gassenbuben, welche dies bemerkten, „sie brin-

gen ihm schon die Henkersmahlzeit!“ Und nun war unter der ganzen Bürgerschaft länger keines Haltens mehr. Denn diese Mahlzeit mit dem häßlichen Namen war ein alter Lalenburger Gebrauch bei zum Tode verurtheilten Missethätern. Einige Tage vor deren Hinrichtung pflegte man denselben an Eß- und Trinkwaaren zu reichen, was sie wünschten und nicht wünschten. Da das Staatsgefängniß ebenen Bodens mit der Straße war, und seine dickvergitterten Fenster gegen diese hinaus hatte, wo im Gitterwerk eine eigene Oeffnung angebracht war, um Speisen hineinzureichen (denn die Kerkerthür durfte Keinem ohne hochobrigkeitliche Genehmigung geöffnet werden), wurde nun der Platz vor dem Gitterloch bis gegen Mitternacht von Gebern nicht leer. Brod und Backwerk aller Art, Schinken, Würste, gebratene Gänse, Hühner, Enten, Tauben, Torten, Pasteten, Aepfel, Birnen u. s. w., nebst Wein- und Bierkrügen, Liqueurfläschchen, Riechfläschchen u. s. w. krochen durch das Loch. Die Krämer versorgten den armen Sünder sogar mit Salz, Pfeffer, Käse, Butter, Schnupf- und Rauchtabak, so daß der Staatsbaumeister in Gefahr gerathen mußte, unter dem ungeheuern Vorrath, der immerfort hineingestopft wurde, zu ersticken. Er selbst ließ sich vor den menschenfreundlichen Gebern nicht sehen, und antwortete nie auf ihre liebkosenden Tröstungen. Doch sagte Jedem das eigene Zartgefühl: Scham und Schmerz mache, daß er sich in die Dunkelheit zurückziehe.

Allein das Zartgefühl war diesmal im Irrthume, und der Staatsbaumeister gar nicht im Staatsgefängniß. Als ihn um die Mittagsstunde der Platzmajor dahin geführt hatte, fand sich, daß das Staatsgefängniß zwar in dem besten Zustande sei, aber übel verwahrt. Die Thür konnte weder verschlossen noch verriegelt werden, weil Schloß und Riegel eingerostet am mürben Holze hingen. Dies war aber nicht Folge einer Nachlässigkeit des Löblichen Rathes der Stadt und Republik, sondern eines vierzigjährigen Prozesses zwischen der Stadt und der Landschaft (nämlich den paar zu Lalenburg gehörigen Dörfern) über die Streitfrage: ob die Gefängnisse müßten von der Stadt unterhalten werden, welche das Recht zum Einkerkern hätte; oder von der Landschaft, deren Bewohner die Pflicht hätten, sich einsperren zu lassen? Denn daß ein Stadtbürger ins Gefängniß gekommen, war seit Menschengedenken unerhört. Dieser Prozeß war vor dem großen Rathe der Republik seit vierzig Jahren behandelt und noch unbeendet. Alle Jahre war zwischen den Vorstehern der Stadt und denen der Landschaft deswegen ein

Versöhnungsmahl auf sogenannte „ungerechte Kosten“ veranstaltet worden, um dabei die streitführenden Parteien gütlich zu vergleichen. Weil aber beiderlei Vorstehern Wein und Braten des Versöhnungsmahls sehr gut schmeckte, kam die Versöhnung nie zu Stande, theils um nicht die Hoffnung zu einem künftigen neuen Schmause zu verlieren, theils weil man immerfort auf Kosten des Unrechthabenden schmauſete und Keiner Unrecht haben wollte.

Der Platzmajor hatte die kleinen Mängel an der Thür sogleich vermöge seines natürlichen Scharfblicks erkannt, und die Thür, statt zu verschließen, auf der Stelle vernagelt, ja zu allem Ueberflusse noch durch den Stadtschreiber obrigkeitlich versiegeln lassen. Außerdem stand allezeit ein Stadtwächter mit der Partisane davor. Der Gefangene stellte dem Wächter sogleich die triftige Frage: wie er als Gefangener sich in besondern Fällen, die zur Leibes- und Lebensnothdurft gehören, zu verhalten habe? Dem Wächter fiel die Frage auf und schien ihm wichtig genug, deswegen dem Platzmajor und Stadtschreiber, die noch nicht weit entfernt waren, nachzulaufen und Verhaltungsbefehle einzuholen. Während dessen untersuchte der Staatsbaumeister die Beschaffenheit der Thür, und weil auf der Stelle, wo sie nicht versiegelt und vernagelt war, die Thürangeln beim ersten Druck aus dem wurmstichigen Pfosten wichen, ging er hinaus, rückte Thür und Angel wieder ein, und begab sich durch die Hinterpforte nach Hause, ohne bemerkt zu werden.

Der treue Wächter kam zurück und brachte den unbarmherzigen Befehl des Stadt- und Platzmajors: der Gefangene möge sich in solchen Fällen helfen, wie er könne. Die Schildwache äußerte darüber zugleich ihr aufrichtiges Mitleid. Weil aber der Staatsgefangene dem Partisanenträger keine Silbe erwiederte, ungeachtet derselbe wohl eine Viertelstunde lang erzählte, tröstete und guten Rath gab, schwieg dieser endlich auch und begnügte sich damit, von Zeit zu Zeit Nagel und Siegel zu beobachten.

8.

In allen Gassen.

Es war ein wirkliches Meisterstück von Reise, welche der Staatsbaumeister aus dem Gefängniß durch die Stadt nach seiner Wohnung machte, ohne bemerkt zu werden. Er brach in den Hinterhof des Staatsgebäudes durch einen geräumigen Stall, der auch gegen die dahinter liegende Gasse einen Ausgang hatte.

In diesem Stalle wurden die obrigkeitlichen Schweine gemästet, welche bei der Gelegenheit froh wurden, ins liebe Freie zu kommen. Von da sprang der Flüchtling in ein nahes Bäckerhaus, welches einst ein Ganzes mit dem nach der entgegengesetzten Straße stehenden Hause gewesen war. Er wußte zwar, daß seit der Theilung Alles vorsichtig vermauert, auf dem Estrich jedoch noch eine Kommunikationspforte offen gelassen worden sei. Behend war er die Treppen hinauf, und weil die Pforte von Mehlsäcken verrammelt war, stürzte er dieselben aus dem nahen Erker in solcher Geschwindigkeit auf die Gasse, daß, ehe der sechste Sack platzend den Boden erreichte, Hans Dampf schon auf der andern Seite hinaus über die Gasse, mit einem Sprunge in des Platzmajors Hause war, worin sich ein Durchgang nach dem Gäßchen befand, in welchem vor kurzem Meister Pretzel das berühmte Unglück mit den Töpfen gehabt hatte. Ein neues Hinderniß! Der Platzmajor hatte den Durchgang mit einem neuen Gänsestall verbaut, worin er, weil er den Gänse- und Federhandel trieb, in mehreren Etagen bei dreißig dieser frommen Thiere über einander nährte. Zum Glück war der Stall nicht massiv gebaut; das hölzerne Lattenwerk flog links und rechts davon, und der Staatsbaumeister war schon in seinem eigenen Hause, ehe die Gänse alle durch ihr Geschrei und Umherflattern der ganzen Stadt ihre Freude wegen ihrer Erlösung bezeugen konnten.

So sehr auch ganz Lalenburg von den großen Ereignissen dieses Morgens überrascht und beschäftigt war, so daß man für nichts Anderes mehr Sinn zu haben schien, als von der Verhaftung des edlen Hans Dampf, von dem fürstlichen Courier und der im Rathssaale zerrissenen Depesche zu plaudern: mußte es doch kein geringes Aufsehen erregen, als sich plötzlich die Schweine des Löblichen Rathes, mit einem L gebrandmarkt, durch die Stadt verbreiteten; dann in einer andern Gasse die Luft vom aufsteigenden Mehlstaube der herabfallenden platzenden Säcke verfinstert ward, und zuletzt die Gänseschaaren des Stadt- und Platzmajorats schreiend über alle Dachgiebel flogen. Niemand konnte begreifen, woher diese Wunder alle in den verschiedensten Gegenden zu gleicher Zeit? Einige Politiker argwöhnten, es möge von Anhängern des verurtheilten Staatsbaumeisters ein allgemeiner Aufruhr beabsichtigt sein. Der Stadtschreiber Mucker aber soll zu verstehen gegeben haben, er würde glauben, Hans Dampf sei wieder in allen Gassen rege, wenn er ihn nicht in demselben Augenblicke erst versiegelt und ver-

nagelt hätte, wo Schweine, Mehlsäcke und Gänse ins Publikum kamen.

Inzwischen verschlang der Gedanke an die große Sache des Vaterlandes, besonders an die erwartete feierliche Hinrichtung, jede Rücksicht auf geringere Gegenstände, um so mehr, als schon folgenden Morgens der fürstlich-luchsensteinische Courier in vollem Galop mit einer neuen Depesche zur Stadt hineingesprengt kam. Sogleich ertönte die Rathsglocke. Die Bürgermeister und Rathsherren eilten in Mänteln und Degen zur außerordentlichen Sitzung mit Geberden voll Tiefsinns und Ernstes. Viel Volks lief neugierig auf dem öffentlichen Platze zusammen, noch mehr aber, als eine fürstlich-luchsensteinische Kutsche kam, um den Gefangenen abzuholen.

Die Sitzuung ward eröffnet. Der Bürgermeister setzte die Brille auf, erbrach den großen Brief in Gegenwart der Versammlung und hob mit lauter Stimme zu lesen an:

„Wir Nikodemus, Fürst zu Luchsenstein, Graf zu Krähenburg, Baron zu Dachsfelden, Herr zu Sauwinkel und Fuchsbergen u. s. w. u. s. w., entbieten den Wohlweisen Bürgermeistern und Rath der Löblichen Stadt und Republik Lalenburg Unsern gnädigen Gruß zuvor. Ehrenveste, Liebe, Getreue! Als Wir mißfälligst vernommen, daß Unser an euch erlassenes Missiv verloren gegangen, welches von Wort zu Wort also gelautet hat: „Dieweil einer eurer trefflichen Angehörigen, genannt Hans Dampf, zu einem Unserer Hofjäger geredet, wie er sich unterfangen wolle, jeden Hund vernünftig sprechen zu lehren, und uns dies besonderermaßen wohlgefallen, so soll Uns kein Preis zu theuer sein, wenn er Unserm Leibhund Fidele die menschliche Sprache beibringen kann, als welche demselben, ungeachtet seines natürlichen Verstandes, sehr schwer fällt, wiewohl er schon dermalen das Deutsche, zum Theil auch Französische und sogar Italienische versteht, ohne es jedoch selbst zu reden. Wir ernennen den quästionirlichen Hans Dampf einstweilen zu Unserm Hofrath, weisen ihm tausend Gulden zur ersten Einrichtung an; und werden diesen guten Kopf, wenn er reüssirt, zum Erzieher Unserer Prinzen machen, sobald dieselben erwachsen sein werden. Als erwarten Wir von euch, Ehrenveste, Liebe, Getreue, ihr werdet diesen Unsern Hofrath Hans Dampf unverzüglich an Uns anher senden ohne Verzug. Damit geschieht Unser gnädiger Wille.“

Mit den sichtbarsten Zeichen des Erstaunens hörte die Löbliche Rathsversammlung diese Vorlesung an. Kein Einziger, vom Stadtschreiber und ersten Rathsherrn an, bis zum Weibel an der Thür,

war da, der nicht das Maul noch zwei Minuten lang aufgesperrt behielt, auch da nichts mehr zu hören war. Selbst der regierende Bürgermeister, nachdem er Brief und Brille vor sich niedergelegt, behielt vom Vorlesen den Mund offen und starrte außer sich in die leere Luft hin.

Einige verwunderten sich über den Leibhund Seiner Durchlaucht, der schon in drei Sprachen bewandert war; Andere über Hans Dampf's bisher unbekannt gewesene Geschicklichkeit, Thiere reden zu lehren; Andere betrachteten mit Ehrfurcht die Würden und Aemter, zu welchen der Staatsbaumeister plötzlich emporsteigen sollte, da man gerade das Gegentheil erwartet hatte; Andere zitterten nun vor der Rache des großen Mannes, der, aus dem Gefängnisse in die Nähe eines Thrones versetzt, Stadt und Republik Lalenburg in seiner Gewalt hatte. Die Todtenstille des Erstaunens verwandelte sich plötzlich in ein heftiges Geschrei, weil Jeder zuerst reden und zu Protokoll geben wollte, er habe in gestriger Sitzung gegen die Verhaftung des Staatsbaumeisters protestirt. Keiner war dabei verlegener, als der arme Stadtschreiber Mucker. Während die Anderen in Lobeserhebungen des göttlichen Hans Dampf ausbrachen, den sie den Stolz und die Zierde ihrer Vaterstadt nannten; während sie berechneten, was sie ihm den Abend vorher aus treuer Anhänglichkeit durchs Gitterloch des Staatsgefängnisses von köstlichen Speisen und Getränken zugesteckt hatten, kaute Mucker seine Schreibfeder zu Schanden und machte Pläne, sich mit dem Erbfeinde zu versöhnen.

Er trug also zuerst darauf an, eine Deputation des Rathes müsse den fürstlichen Hofrath aus dem Gefängniß abholen und im Triumph zum Rathhause führen; hier müsse wegen gestrigen Mißverständnisses förmlich um Verzeihung gebeten, dem Hofrathe der Ehrenplatz zur Rechten des regierenden Bürgermeisters eingeräumt und ihm das fürstliche Schreiben vorgelesen werden; dann wollte und sollte er, der Stadtschreiber nämlich, feierliche Abbitte thun und sich und die Vaterstadt in die Gewogenheit des erhabenen Mitbürgers empfehlen, damit Hans Dampf nicht gegen Lalenburg, wie Coriolan einst gegen Rom, zöge.

Man muß sich aber über diesen plötzlichen Umschwung der Gesinnungen gar nicht wundern. Mit den Umständen änderten sich bei ihnen Grundsätze, Freundschaften, Feindschaften, Versprechungen, Schwüre und Neigungen so sehr, daß die, welche gestern, im Glück aufgeblasen, den Andern Fußtritte gaben, heute vor dem Gleichen unterthänigst auf allen Vieren krochen. Das hieß bei ihnen Welt-

lauf, Politik und Feinheit, und sie befanden sich recht wohl dabei, so schief es auch oft dabei ging.

9.

Hans Dampf.

Hans Dampf, der seine Mitbürger sehr gut kannte, saß wohlgemuth und furchtlos zu Hause, wo ihn seine alte Haushälterin verpflegte. Er wußte sehr gut, daß in wenigen Tagen Alles anders werden könnte; daß seine lieben Lalenburger, groß in Worten, klein in Thaten, ihm, auch wenn er entdeckt werden sollte, kein Haar krümmen würden. Ohnehin tröstete ihn sein gutes Gewissen, denn er hatte dem Fürsten von Luchsenstein noch nie eine Fliege todtgeschlagen.

Als er aber von der treuen Haushälterin, die von Zeit zu Zeit ausging, Staatsneuigkeiten und Rathsverhandlungen zu erfahren, die seltsame Mähre hörte, er sei zum Hofrath des Fürsten ernannt, um dessen Leibhund Unterricht in der deutschen Grammatik zu geben; die Rathsdeputation habe ihm im Staatsgefängnisse vergebens ihre Aufwartung gemacht; die ganze Stadt wäre in außerordentlicher Bestürzung, sowohl wegen seines Verschwindens, als wegen der unergründlichen Art desselben, da, aufs genaueste untersucht, Mauer- und Gitterwerk, Nägel und Amtssiegel unversehrt gefunden worden: so bereuete er fast seine Flucht. Um also die Sache so bald als möglich ins Geleis zu bringen, kleidete er sich aufs prächtigste, zündete seine Tabakspfeife an, legte sich damit weit ins offene Fenster, rauchte ganz harmlos, und grüßte freundlich die Vorübergehenden. Er erreichte damit seinen Zweck; denn Jeder blieb stehen und gaffte verwundert hinauf; das Gerücht flog wetterschnell durch die Stadt, der wunderbar verschwundene Hofrath rauche zum Fenster hinaus seine Pfeife; Alles lief hin, sich von der Wahrheit des Gerüchtes selbst zu überzeugen, je weniger man daran glaubte. In einer halben Stunde war die Gasse gedrängt voller Menschen von einem Ende bis zum andern; die Honoratioren der Stadt, in die Nachbarschaft zu Bekannten und Freunden geeilt, sahen rechts und links gegenüber, Kopf an Kopf gedrängt, zu den Fenstern hinaus, während Schornsteinfeger, Maurer, Zimmerleute und freche Buben ihre bequemen Plätze auf den Dächern gegenüberstehender Häuser wählten, den neuen Hofrath zu sehen, der mit eben so großer Neugier und Freude das Volksgetümmel betrachtete, wie er von demselben angestaunt wurde.

Mit unsäglicher Mühe arbeitete sich die Rathsdeputation durch das Gewühl der Gaffer zu seinem Hause. Er empfing sie mit herablassender Huld. Der Bürgermeister selbst hatte sich nun an ihre Spitze gestellt, und eröffnete seine Rede mit den Worten: „Hoch- und wohlgeborner Herr fürstlicher Hofrath! Leider ist in unserer theuren Vaterstadt das Sprichwort wahr geworden: „Kein Prophet gilt weniger, als in seinem Vaterlande.“ Aus diesem Text spann der Konsul nun eine lange Glückwünschungsrede, die mit schmeichelnden Komplimenten und Entschuldigungen wegen der gestrigen Uebereilung Eines Wohlweisen Rathes endete. Darauf ward das Schreiben des Fürsten überreicht. Alle Rathsherren weinten Freudenthränen. Der potenzirte Staatsbaumeister hielt ihm nun eine vortreffliche Gegenrede, die so lange währte, bis sich das Volk auf den Straßen verlaufen und die Deputation vollkommen aufgehört hatte Freudenthränen zu vergießen. Dann erschien der fürstliche Kutscher und meldete, daß Seine Durchlaucht befohlen, der Hofrath solle noch diesen Abend sich in der Residenz zur Audienz einfinden.

Da war nun nicht zu säumen. Der entzückte Hans Dampf packte ein und saß nach einer Stunde schon in der fürstlichen Kutsche. Eine ungeheure Volksmenge war wieder versammelt, ihn einsteigen zu sehen. Jeder nahm in tiefer Ehrerbietung den Hut oder die Kappe bei dem Anblicke des goldverbrämten Kutschers und des bestaubten Reisewagens ab. Denn so stolz auch jeder Lalenburger auf seine republikanische Unabhängigkeit und Freiheit war, und wiewohl auch der ärmste Teufel sich als freier Bürger einem Könige gleich dünkte, so hatte doch jeder Lalenburger immerdar eine geziemende knechtische Ehrfurcht vor Allem, was fürstlich war.

Hans Dampf mußte noch denselben Abend zu Seiner Durchlaucht. Fürst Nikodemus war ein vortrefflicher Herr, dem nur ein Kaiserthum fehlte, um einer der größten Monarchen zu sein; so aber war er ein kleiner mit großen Schulden. Zu seinen edelsten Vergnügungen rechnete er, wie billig, die Jagd; und daraus läßt sich erklären, daß an seinem Hofe mehr Hunde als Menschen lebten. Gesellschaften liebte er sonst nicht. Obwohl er eigentlich kein Menschenfeind war, äußerte er doch manchmal in vertraulichen Zirkeln, daß er viel darum geben würde, wenn er, mit Ausnahme des Jagdpersonals, alle seine lieben und treuen Unterthanen in Hirsche, Rehe, Wildschweine, Hasen, wilde Gänse, Enten, Schnepfen, Rebhühner und dergleichen verwandeln könnte. Er glaubte, sie würden ihm dann mehr Vergnügen machen und Nutzen bringen.

„Hör' Er einmal," redete der Fürst seinen neugeschaffenen Hofrath an, der ihm in unterthänigster Unterthänigkeit den Rockzipfel küßte, „ist Er's also, der die Hunde sprechen lehren kann? Sieht Er hier die Fidele? Schade, daß das arme Thier sich nicht mündlich auszudrücken versteht; aber, auf Ehre, was ich dem Geschöpf sage, begreift es." Darauf befahl Nikodemus dem Hunde auf deutsch, französisch und italienisch allerlei, und der Hund vollzog die Aufträge mit bewundernswürdiger Pünktlichkeit.

„He, was sagt Er dazu?" fragte der Fürst mit freudeglänzenden Augen.

„Wie Eure Durchlaucht befehlen!" antwortete der Lalenburger.

„Hofft Er die Fidele zum Sprechen zu bringen?"

„Wenn man uns Beiden Zeit genug läßt —"

„Daran soll es nicht fehlen. Hör' Er einmal, fange Er nur mit dem Deutschen an. Französisch kann nachher vorgenommen werden, wenn das Thier in der Muttersprache hinlängliche Progressen gemacht hat. Er kann hier im Schlosse bei mir logiren. Mein Haushofmeister soll Ihm ein Zimmer anweisen. Er muß sich nur erst das Thier recht attachiren, daß es gern bei Ihm bleibt. Wenn Er Seine Sache gut macht, soll Er noch schöne Recompense haben. Ich werde von Zeit zu Zeit nachfragen, wie es mit den Lectionen geht. Versteht Er auch Französisch?"

„Eure Durchlaucht, zum Unterricht der liebenswürdigen Fidele verstehe ich genug davon; doch wird mir die französische Sprache etwas mühsam zu reden, und zwar wegen eines kleinen Fehlers meiner Zunge. Denn es geschieht zuweilen, daß sie das Wort nicht gleich herausbringen kann, was ich meine."

„Und Italienisch?"

„Eure Durchlaucht, damit habe ich auf Universitäten guten Anfang gemacht, aber das ist leider schon lange her."

„Nun, nun, so lass' Er's, mon cher!"

„Eure Durchlaucht, ich bitte unterthänigst ab, ich habe sie bei mir."

„Was?"

„Die Scheere."

„Ei, ei, was Scheere? Was macht Er da gleich für eine tolle faute?"

Der Hofrath besah sich schamroth die Hände und versteckte dieselben, weil er glaubte, Seine Durchlaucht rede von seiner Pfote.

„Nun, geh' Er jetzt nur! Lass' Er sich Sein Logement zeigen

Bayerische Staats-Bibliothek München

und sich brav Wurst aus meiner Küche geben, denn Fidele frißt sie gern. Damit gewinnt Er gleich ihr Herz.“

Der Hofrath merkte, daß ihm die Thür gewiesen sei, und nahte sich derselben unter vielen Verbeugungen rückwärts, weil er nicht wider die Ehrfurcht fehlen und dem Fürsten den Rücken zukehren wollte. Dabei kam ihm aber unvermuthet Fidele, ein derber Jagdhund, zwischen die Beine, und er stürzte so ungeschliffen rücklings zu Boden, daß ihm die Füße im Aufschwung hoch über den Kopf emporfuhren. Hans Dampf ließ einen tiefen Seufzer fahren, der Hund schrie vor Schrecken laut auf, und Nikodemus lachte sich fast krank. „Nun, ihr fangt an, mit einander Bekanntschaft zu machen!“ rief der Fürst, und der Hofrath lief unter Millionen Abbitten zur Thür hinaus.

10.

In allen Gassen.

Mit Beihülfe der Hofküche hatte sich Hans Dampf die Gewogenheit und das Zutrauen des fürstlichen Leibhundes in Zeit von vier Wochen vollkommen erworben. Von nun an erkundigte sich der Fürst öfter nach dem Gange des Unterrichts. Der schlaue Hofrath bemerkte jedoch Seiner Durchlaucht, daß ein Mensch selbst wohl vier, fünf Jahre gebrauche, ehe er reden lerne, und ein Kind vor Verlauf des ersten Jahres kaum einige Silben lallen könne. Nikodemus fand den Grund sehr vernünftig, und mäßigte seine Ungeduld. Hans Dampf aber, dem sein Leben am Hofe sehr behaglich war, ließ sich wohl sein, und empfand nur dann und wann einige Unruhe, wenn er dem Hunde tausendmal ein und dasselbe Wort vorgesprochen hatte, und doch keine Frucht davon sah. Der Hund gaffte zwar seinen Lehrmeister aufmerksam an, schien aber zum Nachsprechen viel zu schüchtern zu sein.

Hans Dampf erinnerte sich zum Glück an einen Spaßmacher, den er unter den Studenten auf der Universität gekannt. Dieser pflegte seinem Pudel zuweilen die Schnauze zusammenzudrücken, und ihn durch heimliches Klemmen zum Knurren und Murren zu bringen. Wenn er dann im richtigen Zeitmaße die Hand an der Schnauze ein wenig nachließ, entstand durch das Oeffnen und Zusammendrücken derselben aus dem Rachen des mürrischen Pudels der deutliche Ton „Ma Ma“. Hans Dampf versuchte das Gleiche bei Fidele, und es gelang ihm über Erwartung.

Da Nikodemus nach einem halben Jahre den Hofrath ziemlich verdrießlich um Fidelens Fortschritte befragte, lobte der Lehrmeister seinen Zögling ungemein, und erbot sich, von dessen erstem, kindischem Lallen einige Proben zu geben. Der Fürst versammelte seine Vertrauten, und im Kreise derselben erschien der Hofrath mit einer sehr zuversichtlichen Miene, nebst seinem Zöglinge.

Vor Allem aus bemerkte der Hofrath in einer langen, vortrefflichen Rede, voll feiner pädagogischen Bemerkungen, daß er im Unterricht genau den Gang der Natur beobachte, weil sie die beste Wegweiserin sei. Alle Künstelei in Unterricht und Erziehung sei Thorheit und geisttödtend und verderblich für die lebenden Geschlechter, wie für die ganze Nachkommenschaft. Nur durch die schlechte Einrichtung des ersten Unterrichts sei das Unglück aller Staaten, der Untergang großer Nationen entstanden und alles Unheil in der Welt. Nebenbei machte er Hoffnung, seine neuerfundene Buchstabirmethode menschenfreundlich bekannt zu machen, wenn man ihm das Geheimniß mit einigen und zwanzigtausend Gulden bezahlen würde, und erwähnte eines großen Entwurfs, eine neue Fibel, mit vielen Kupferstichen, nach seinem eigenen Ideale herauszugeben und Seiner Durchlaucht dem Fürsten Nikodemus, dem Mäcen und Beschützer der Wissenschaften und Gelehrten, zu dediziren.

Darauf fuhr er fort, den Gang der Natur im Unterricht des menschlichen Geschlechts zu entwickeln. „Wen," sprach er, „wen lernt das Kind zuerst unter allen Lebenden kennen, wen zuerst lieben? Es ist die Mutter. Und die Mutter ist es, deren Zärtlichkeit es auch zuerst durch sein Stammeln auf die rührendste Weise belohnt. Der süße Muttername ist der erste Klang, welcher den zarten, ungeübten Lippen des Kindes entschwebt! Und so begann auch ich bei unserer talentvollen, liebenswürdigen Fidele. — Nun, Fidele, komm her, sei artig, und sage den hohen Anwesenden den Namen deiner Mutter."

Bei diesen Worten nahm er den Hund schmeichelnd in den Arm, hielt ihm die Schnauze, kniff und stieß ihn von hinten, bis er zu brummen anfing, und dann mit tiefer Baßstimme: „Mama!" hören ließ.

Alle Anwesenden brachen in ein lautes und fast unauslöschliches Gelächter aus, womit sie ihrem Beifall oder den Empfindungen ihres Erstaunens Luft machten. Des Hofraths gelehrter Ernst, und Fidelens Baßstimme dazu, gaben diesem pädagogischen Akte etwas sehr Feierliches. Aufgemuntert durch diese Fröhlichkeit,

ließ der Hofrath den Leibhund sein Kunststück noch mehrere Male hinter einander machen, bis sich das Lachen der Gesellschaft in ein lautes Schreien verwandelte und der Fürst um Gottes willen bat, Fidele solle aufhören.

Seine Durchlaucht waren so entzückt, daß Höchstsie den Hund an Ihr Herz drückten und küßten, ja sich in der Freude bald soweit vergessen hätten, sogar den Hofrath zu umarmen. Dieser empfing die Glückwünsche des Hofes mit vieler bescheidenen Selbstgefälligkeit. Der Fürst gab seinem Hunde Zuckerbrod und munterte ihn auf, in seinem Fleiße fortzufahren. Den Hofrath beschenkte er mit einer goldenen Schnupftabaksdose, worauf sich das Bild des Landesvaters befand. Hans Dampf, von Dankbarkeit begeistert, rief: „O, ich stehe dafür, der Hund soll bald auch zu Eurer Durchlaucht Papa sagen können!“

„Dann bekommt Er neue Gehaltszulage!“ erwiederte der Fürst, und entließ den Hofrath in den gnädigsten Ausdrücken.

Mit dem „Papa“ wollte es Hans Dampf nun aber nicht so bald gelingen. Nach einigen Wochen, als sich Nikodemus wieder erkundigte, bemerkte ihm der Hofrath, Fidele werde unstreitig bald Junge werfen, und in solchem Zustande müsse man das arme Thier mit allen Geistesanstrengungen verschonen. Dies leuchtete dem Fürsten ein, und Hans Dampf gewann damit Zeit und ruhiges Leben; wenn er ruhiges Leben verlangt hätte.

Aber er war in der Residenz schon überall bekannt, vertraut und in hundert kleine und große Angelegenheiten verfädelt; sprach überall mit, keck, kühn, zuversichtlich und wie es ihm einfiel; wußte Alles, entschied Alles, veranstaltete Alles. Sein Ansehen beim Fürsten stieg täglich, und aus dem Grunde bei allen Höflingen und Residenzbewohnern. Man hieß ihn schlechtweg nur den Liebling. Der Stadtrath von Lalenburg ordnete auch regelmäßig alle vier Wochen Deputationen an ihn ab, um sich nach dem Wohlsein des erhabenen Mitbürgers zu erkundigen, nannte ihm zu Ehren die enge Gasse, worin sein väterliches Haus stand, die Dampfgasse, und hing sogar, in Ermangelung seines Bildnisses oder seiner Büste, im Rathssaale seinen Schattenriß auf.

Selbst die geheimen Kabinetsräthe des Fürsten machten sich an ihn, um durch ihn auf Seine Durchlaucht einzuwirken, besonders als es um eine neue allgemeine Landessteuer zu thun war, welche Nikodemus zur Fortsetzung seines löblichen Aufwandes eintreiben wollte. Da die geheimen Räthe sehr gegen die Ausschrei-

bung der Steuer arbeiteten, weil das Volk schon genug von Abgaben aller Art gedrückt war, wandten sie sich auch an Hans Dampf, und baten ihn im Namen des schwer gedrückten Landes, den Fürsten zu bewegen, von seinen Forderungen abzustehen.

„Nichts leichter, als das, meine Herren!“ sagte der Hofrath mit der ihm eigenen Zuversichtlichkeit, und begab sich zum Fürsten.

„Aber, hör' Er einmal,“ sagte Nikodemus zu ihm, „ich muß doch Geld haben. Schaff' Er nur Geld, so brauche ich keine neue Auflagen zu machen.“

„Nichts leichter, als das!“ erwiederte der Hofrath. „Wieviel befehlen Eure Durchlaucht?“

„Je mehr, je besser!“

„Vortrefflich! Eure Durchlaucht müssen nur einen kleinen Bandhandel anfangen, der trägt ungeheure Summen Goldes ein.“

„Einen Bandhandel? Hör' Er einmal, Er ist nicht ein Hans Dampf, sondern ein Hans Narr; ich bin kein Bandjude!“

„Eure Durchlaucht geruhen nur die halbe Elle Band zu hundert Nikodemusd'or zu verkaufen, so — —“

„Wer zahlt mir das?“

„Wenn Eure Durchlaucht einen neuen Ritterorden stifteten, zum Beispiel zu Ehren des Jäger-Heiligen — so etwa einen St. Nimrodsorden; wenn jeder Nimrodsritter das Recht empfängt, ein grünes Bändchen im Knopfloche zu tragen, woran von Gold das Bild kreuzweis gelegter Jagdflinten, umfangen von einem Waldhorn, hängt, statt des Ordenskreuzes; wenn Jeder den Ritterschlag mit dem Weidmesser empfängt, der hundert Nikodemusd'or zahlt, und für den großen Orden tausend Nikodemusd'or Einschreibegebühren — wenn man dabei allerlei Ordensfeierlichkeiten anbringt — ich weiß noch aus Universitätsjahren, welche Wirkung das macht — —“

„Hör' Er einmal,“ unterbrach ihn plötzlich der Fürst, „Er ist wahrhaftig kein Hans Narr! Wir wollen das Ding überlegen. Bestelle Er in der Fabrik sogleich Band und lass' Er die Kreuzdinger von den Goldschmieden dazu machen. Ich will Ihn bei diesem Nimrodswesen zum Ordenskanzler anstellen.“

In der That hatte keine Auflage den fürstlichen Kassen so viel Geld eingebracht, als dieser Bandhandel, wie ihn der Lalenburger etwas unschicklich nannte. Denn kaum erschien der Fürst, und sein Halbbruder, der Graf von Krähenburg, und Hans Dampf, der Ordenskanzler, mit dem Nimrodsbande; kaum erfuhr

man, daß, wer die hohen Einschreibegebühren erlegen könnte, zum Nimrodsritter gesteigert werde: so entstand zur Ordenskanzlei ein unerhörtes Gedränge. Jeder brachte seine Nikodemusd'ors für eine halbe oder zwei Ellen Band, denn Keiner wollte dem Andern im Range nachstehen. In kurzer Zeit trugen selbst Perrückenmacher das kleine grüne Band. Dies empörte den gerechten Stolz des Adels und anderer Reichen des Landes. Wie konnten sie mit gemeinen Leuten gleichen Ranges sein? Sie verkauften lieber Haus und Hof, damit sie am breitern Bande den großen Nimrodsorden tragen konnten. Das ganze Land ward voll grüner Bänder und Schulden. Fürst Nikodemus schwamm in Freuden; aber seine treuen Räthe verwünschten den erfinderischen Witz des neuen Ordenskanzlers, und zogen daraus die Lehre, man müsse keinen Hans Dampf zum Finanzminister und keinen Bock zum Gärtner setzen.

11.

Hans Dampf.

Hans Dampf hatte aber gerade so viel und so wenig Gewissen, wie ein großer Staatsmann haben soll, der lieber eine Provinz, als einen seiner Einfälle umkommen läßt, und dem gar behaglich zu Muthe sein kann, wenn auch einem ganzen Volke bei seiner Staatsklugheit höchst übel ist. Als ihn eines Tages einer von den treuen Fürstenräthen auf die traurigen Wirkungen der Nimrodswuth aufmerksam machte, erwiederte er: „So wahr ich Hans Dampf heiße, alles Gute hat sein Böses, alles Böse sein Gutes. Wenn es aber Gesetz wäre, daß ein Staatsmann allen Klagen im Lande ein Ende, oder ein Arzt alle seine Kranken gesund machen müßte: wer möchte wohl Staatsmann oder Arzt werden wollen? Darum, lieber Freund, laßt uns getrost sein. Der liebe Gott hat die Welt so vortrefflich geschaffen, daß unsereins lange daran herumpfuschen kann, ehe er etwas verpfuscht!“

Wirklich mochte sich diese große Maxime nirgends besser bewährt haben, als im Luchsensteinischen. Denn da waren seit mehr als hundert Jahren abwechselnd alle möglichen und unmöglichen Staatstheorieen versucht worden, ohne daß das Land darum öde und menschenlos geworden wäre. Jeder neue Fürst, oder Minister, machte neue Ordnungen und schaffte die alten ab; der eine baute Klöster, der andere machte Kasernen daraus; der eine legte für Staatsrechnung Fabriken an, der andere verkaufte die junge

Mannschaft regimenterweise, gleich anderen Landesprodukten, und hob die Fabriken auf; der eine wollte aus seinem Staate einen großen Harem, der andere daraus einen einzigen Thiergarten machen. Item, die Menschen mehrten und nährten sich dabei nach wie vor, sobald sie nur einmal die große Wahrheit recht beherzigt und sich daran gewöhnt hatten, daß sie zum Vergnügen ihrer Herren und nächstdem auch zu ihrer eigenen Freude geboren wären, übrigens dem neuesten Systeme gemäß heut links, morgen rechts, heut vorwärts, morgen rückwärts marschiren müßten. Auch konnte alles Unheil des Nimrodsordens nichts an der Ehrfurcht, Hochachtung, Liebe und Bewunderung vermindern, mit welcher man dem Ordenskanzler begegnete, wo er sich blicken ließ. Denn er war die Rechte des angebeteten und von seinem Volke vergötterten Fürsten.

Es fehlte ihm dabei nicht an Neidern, aber er bemerkte sie kaum. Auch war er in der Gnade seines Herrn so fest, daß er in den Augen desselben seinen Werth nicht verlor, selbst als die geniale Fidele krank ward und starb. Ohne Zweifel war das arme Thier das Opfer einer Verschwörung und Hofkabale geworden. Denn der Leibarzt hatte am Leibhunde Spuren einer Vergiftung bemerkt, und geflissentlich brachte man das Gerücht vor die Ohren Seiner Durchlaucht, es möge der Ordenskanzler seinen Zögling wohl selbst aus der Welt geschafft haben, um ihn nicht reden lehren und am Ende gestehen zu müssen, daß er nur ein leerer Prahler sei und die Kunst nie verstanden habe. Hans Dampf hatte zu aufrichtige Thränen um Fidelens Tod geweint, und der ganze Hof zu unverhohlene Gleichgültigkeit beim Absterben des edlen Thieres bewiesen, als daß Nikodemus durch boshafte Verleumdungen hätte getäuscht werden können. Im Schloßgarten, unter Thränenweiden und Cypressen, ward dem unvergleichlichen Hunde ein marmorner Obelisk errichtet, und dazu einer der berühmtesten Bildhauer Italiens verschrieben.

Man kann zwar nicht sagen, daß Hans Dampf eigentliche Freunde gehabt hätte; aber wer hat denn am Hofe und in der großen Welt Freunde? Oder wer könnte einzelner Menschen Freund sein, der, wie ein Hans Dampf, aller Welt angehört? Dabei verlor jedoch der Ordenskanzler nichts. Er war Jedermanns Vertrauter. Nicht nur der Fürst, sondern auch dessen Halbbruder, der Graf von Krähenburg, nannte ihn seinen Allesmacher. Jeder lächelte ihm, er Jedem zu. Selbst die schönen Luchsensteinerinnen lächelten. Allein er war auch ein liebenswürdiger Mann, der nichts

übel nahm, und der sein ganzes Vergnügen darin fand, die Freuden Anderer zu vermehren.

Freilich gelang ihm das nicht immer vollkommen, und dann hatte er gewöhnlich nachher Todesverdruß und Undank für seinen besten Willen. Ich will nur zum Beispiel die Geschichte eines einzigen Tages erzählen.

12.

In allen Gassen.

Der Graf von Krähenburg hatte seit längerer Zeit eine kleine Liebschaft in der Residenz gehabt. Fräulein Sabine, eine niedliche Brünette, fand sich durch die Anbetung des Grafen sehr geschmeichelt, und veranstaltete gar gern dann und wann geheime Zusammenkünfte mit ihm, um sich unter vier Augen bewundern zu lassen. Ihr Vater kam dahinter, nahm dies sehr übel, und gab den vielbewunderten Korallenlippen seiner Tochter einige höchst prosaische Maulschellen. Herr von Quast, so hieß er, zwar nur ein gemeiner Edelmann, aber uralten Adels, hielt es für schimpflich, daß die Enkelin jener Helden, die schon Kaiser Karl's des Großen Kammerdiener gewesen, nun zu einer flüchtigen Liebschaft oder Maitressenschaft eines apanagirten Herren dienen sollte. Auch hütete er von der Zeit an seine minder ahnenstolze Tochter so strenge, daß sich die Liebenden kaum alle Woche einmal in der Kirche verstohlen ansehen konnten.

Natürlich gerieth der Graf darüber in billige Verzweiflung; offenbarte dem Ordenskanzler sein Leiden und versprach ihm goldene Berge, wenn er bewirken könnte, ihn nur ein einziges Mal mit seiner Schönen wieder zusammenzubringen. — „Nichts leichter als das!“ sagte Hans Dampf, und suchte sogleich Fräulein Sabinen in einer Gesellschaft. Sie bemerkte erröthend dem getreuen Vertrauten ihres Geliebten, daß sie nichts mehr ohne Vorwissen ihres Vaters wagen könne; würde er aber ein Mittel wissen, ihren strengen Vater zu bereden . . .

„Nichts leichter, als das!“ rief Hans Dampf, und begab sich folgenden Tages zu Herrn von Quast, sprach von der Liebe des Grafen zu Sabinen so rührend, machte ihm so ernste Vorstellungen von den gefährlichen Folgen, welche seine Strenge für die unglücklichen Liebenden haben würde, daß der stolze Alte nicht anders konnte, und die Liebe des Paares billigen mußte, in so fern der

Herr Graf seiner Tochter in Gegenwart der Aeltern die Ehe geloben würde.

„Nichts leichter, als das!“ sagte der Abgesandte. „Machen Sie das mit dem Grafen nur selbst ab. Ich werde ihm — denn er ist seit gestern in Krähenburg — auf der Stelle schreiben, er solle diesen Abend um acht Uhr Fräulein Sabinen seine Aufwartung machen; alle Hindernisse wären gehoben.“

Seines gelungenen Werkes froh, schrieb er auch dem Grafen sogleich, er solle nicht fehlen. Es kam ihm nicht in den Sinn, daß der Graf, weit entfernt, an feierliche Verlobungen zu denken, nur ein einsames Stündchen mit der Geliebten in deren Boudoir zu verplaudern hoffte. Herr von Quast hingegen, nun er die förmliche Anwerbung des fürstlichen Bruders um Sabinen vernommen, lud auf denselben Abend die gesammte Familie der Quaste zu einem prachtvollen Gastmahl, und Sabine, im höchsten Schmuck, im Kreise von vierzig Vettern, Muhmen, Basen und andern Verwandten, erwartete ihren Liebhaber mit triumphirendem Herzen, der doch nur auf ein bescheidenes Schäferstündchen Anspruch gemacht hatte.

Er kam am Abende halb verkleidet, im schlichten Ueberrock, diebisch leise und heimlich ins Quastische Haus; fluchte heimlich auf die brennenden Laternen; verbarg sich in einem Winkel an der Treppe, weil der Bedienten zu viel umherliefen, und lauerte, bis er endlich Sabinens ihm wohlbekannte und vertraute Zofe ersah. Auf seine leise Frage, in welchem Zimmer das Fräulein zu finden sei, führte ihn die Dienstbare dahin. Aber wer kann das Entsetzen schildern, als die Thür aufging, und der Graf, statt an die Brust der einsamen Geliebten zu fliegen, in den großen, kerzenhellen, menschenvollen Prunksaal hineinstolperte, wo ihn Alles erwartete und mit Bücklingen und Knixen umringte.

Allerdings hätte Hans Dampf dem verblüfften Fürstenbruder die grausame Verlegenheit ersparen können, wenn er demselben, statt weniger schriftlichen Worte, mündlichen Bericht von seiner Sendung gemacht hätte. Allein der Ordenskanzler hatte selbst eine Liebschaft, und selbigen Tags den Plan gemacht, seine Huldgöttin auf die allerartigste Weise von der Welt zu überraschen. Die Huldgöttin war wirklich ein hübsches Mädchen und noch dazu eine Landsmännin, des Apothekers Quirl von Lalenburg Tochter, Namens Johanne, die zu einer alten, reichen Tante nach Luchsenstein gekommen war und bei derselben lebte, um sie zu beerben. Die alte Tante war aber eine grämliche Tante, die viel betete, und

ihre Nichte, statt zu Konzerten, Bällen und Schauspielen, nur in die Betstunden der Frommen und Heiligen führte.

Die alte Tante schien es auch gar nicht gern zu sehen, wenn der windige Landsmann, wie sie ihn nannte, gar zu oft bei der schönen Landsmännin zusprach. Das that diesem sehr leid. Er benutzte also jeden Anlaß, Johannen zu sehen.

So sah er sie auch am Morgen dieses Tages, freilich nur sehr vorübergehend und nur im Begegnen auf der Straße. Er brachte die Rede auf seinen Wunsch zu einem Abendbesuch. Sie zuckte die Achseln und bedauerte, diesen Abend außer dem Hause in einer Gesellschaft von Freundinnen zu sein, die wöchentlich in einem bestimmten Lokale zusammenzukommen pflege. Aus weiblicher Eitelkeit mochte sie nicht gern gestehen, daß sie mit der Tante eine Andachtsstunde besuche. „Und wo?“ fragte der Hofrath. Sie nannte das Haus. „Wird getanzt?“ — Sie lächelte erröthend und sagte: „Leider nicht! Höchstens wird gesungen.“ — Er fuhr fort: „Ist es auch einem ungebetenen Freunde erlaubt, dabei zu sein? Denn wenn ich Sie nur sehen kann, wo es auch sei, bin ich glücklich.“ Sie erröthete, stammelte ein: „Ich weiß es nicht!“ und entwischte. Hans Dampf aber, als ein guter Lalenburger, nahm das Erröthen und Lächeln der Lalenburgerin für Einladung und stummen Ausdruck geheimen Wunsches.

Sogleich that er sich mit einigen jungen Herren aus der Stadt zusammen, ohne anders die Abendgesellschaft der jungen Damen durch seine Gegenwart zu verschönern. Die Zudringlichkeit hoffte man, wo nicht zu rechtfertigen, doch einigermaßen durch eine Aufmerksamkeit anderer Art zu vergüten. Man wollte heimlich Musik bestellen, und die jungen Herren, die ohne Zweifel alle unter den Damen ihre liebenswürdigen Bekantinnen haben würden, sollten in Ballmasken erscheinen. „Wenn dann die Frauenzimmer,“ sagte Hans Dampf, entzückt von seinem Plane, „wenn sie dann da an ihren Theetischen, oder beim Spiele, oder bei langweiligen Salbadereien sitzen, und urplötzlich vor der Thür ein lieblicher Walzer erklingt, und wir nun maskirt eintreten, die jungen Schönen auffordern — da wird sich keine mehr halten können, und Alles vergessen und vergeben sein. Es versteht sich übrigens, unsere Entschuldigung machen wir hintennach.“

Alle freuten sich auf das angenehme Abenteuer. Musik und die auserlesensten Ballmasken wurden bestellt und zwar im tiefsten Geheimniß, desgleichen Ort und Zeit der Zusammenkunft in der

Dunkelheit des Abends. Als der ersehnte Augenblick erschien, war Hans Dampf der Erste auf dem Wege. Die Musikanten fanden sich ein; die Tänzer maskirten sich und schlichen, in ihre Mäntel gehüllt, zu dem bestimmten Hause, wo ihnen schon von ferne die Reihe hellerleuchteter Fenster den Saal der Assemblee verrieth. Der Thürhüter, auf die Frage: wo das Zimmer der Versammlung sei? wies die Herren zurecht, obgleich nicht wenig über die mitkommenden Musikanten erstaunt, weil die Frommen beiderlei Geschlechts bisher zu ihren Erbauungsstunden nie Pfeifen, Geigen und Waldhörner gebraucht hatten. Auf den Zehen näherte man sich der Thür des Saals, warf die Mäntel ab, legte die Larven vor, und bereitete sich in tiefster Stille.

Während dessen saß im Saale die kleine Gemeinde auserwählter Christen und Christinnen in gottseliger Andacht beisammen, und hörte den erbaulichen Vortrag eines ihrer Vorsteher über die Freuden und Seligkeiten des himmlischen Jerusalems, wo das Lämmlein mit der Siegesfahne throne, an. Die guten alten Mütterchen, mit gefalteten Händen, die frommen Betbrüder, mit auf die Achseln niederhängenden Köpfen, saßen längs den Wänden herum, und ließen nur zuweilen einen stillen Seufzer der Sehnsucht nach dem überirdischen Zion ertönen. Hingegen die jüngeren Frauen und Jungfrauen fühlten sich erst mächtiger ergriffen, als der Redner die Schönheit der Engel schilderte, das Schweben der Cherubim um den Thron der Herrlichkeit und das feierliche Hallelujah und den Einklang der Sphären.

In diesem Augenblicke begannen die Musikanten vor der Thür des Saals einen lustigen Walzer, erst ganz leise und sanft, dann immer steigender und lauter. Die gottesfürchtige Versammlung glaubte im Anfange wirklich Gesang von Engelchören zu vernehmen; selbst der Vorsteher ward in seiner Rede feuriger und glänzte in stillem Entzücken. Die jüngeren Christinnen, mit ihrem Geiste im himmlischen Zion, zuckten mit den Füßen nach dem Walzertakt, wie sich denn auch das frömmste Mädchen dessen nicht beim Anhören der schlechtesten Tanzmusik enthalten kann. Als nun aber die Waldhörner dazwischen brausten, und die Sphärentöne gar zu irdisch klangen, verstummte der Redner, und die Gemeinde der Auserwählten begriff weder, woher diese weltliche Eitelkeit, noch wohin sie führen werde.

Plötzlich flogen die Thüren des Betsaals auf, sechs bis acht leichtfüßige Masken herein, die Musikanten geigend und blasend

ihnen nach. Während sich diese stellten, hüpften jene mit fröhlichen Verneigungen durch den Saal, und die ganze Versammlung der andächtigen Lämmleinsverehrer saß wie zu Bildsäulen versteinert beim Anblick dieses unerwarteten Schauspiels da. Hans Dampf und seine Gefährten, die nun einmal zum Tanzen kamen, achteten weder auf die Ueberraschung der Anwesenden, noch daß fast alle ein Gebetbuch in der Hand hielten. Am wenigsten fiel ihnen das Geschäft und die heilige Bestimmung dieser frommen Zusammenkunft bei. Einzig unangenehm war ihnen, nur zwei bis drei junge Frauenzimmer, sonst nichts als sehr ehrwürdige Matronen zu erblicken. Hans Dampf nahm Johannen; die andern jungen Damen wurden aufgefordert, und weil nun aus der Noth eine Tugend gemacht werden mußte, bequemten sich die übrigen Tänzer auch zu den alten Mütterchen. Daß sich die Frauenzimmer ein wenig sträubten, fand man ganz natürlich; aber man zog sie mit sich hin; die Tanzmusik ging rasch fort, und so kam man ins Walzen gern oder ungern. Dies Alles geschah in solcher Schnelligkeit, daß Keines zur klaren Besinnung kam. Der übrige Theil der frommen Versammmlung konnte vor Erstaunen weder Bewegung noch Sprache finden.

Nur eine von den betagten Tänzerinnen, die sich durchaus nicht in den wirbelnden Schwung des Walzers fügen wollte, und die ganze Erscheinung für eine förmliche Versuchung von Seiten Beelzebubs ansah, störte den begonnenen Gang der Dinge auf eine geräuschvolle und entscheidende Weise. Es war die verwittwete Oberhofköchin, eine gottesfürchtige, breite, handfeste Dame. Sie hatte von den Tänzern gerade den lustigsten Springinsfeld bekommen, der, so sehr sie auch arbeitete, seiner los zu werden, wie eine Klette an ihr hing, sie mit sich herumzerrte und um sie her hüpfte. Wüthend drang sie endlich gegen ihn ein, und mit einem Stoß lag er zur Erde gestreckt, doch nicht ohne ihm im Fallen Gesellschaft zu leisten. Ihr lästerliches Geschrei erweckte nun auch die übrigen Frommen zum Aufruhr gegen die Entweiher des heiligen Ortes. Herren und Frauen griffen zu den Gebetbüchern, und rückten in zwei Kolonnen gegen die Tänzer und Musikanten. Die Tänzer, erstaunt, sich eben so unartig als undankbar behandelt zu sehen, ließen ihre Damen fahren, und fingen an Erklärung und Entschuldigung zu geben und zu fordern. Nicht so ging es im Orchester. Denn da ein an den Ecken massiv mit Silber beschlagenes Gesangbuch, als Wurfgeschütz, in den Bauch der Baßgeige gefahren war,

säumte der erboste Musikus nicht, den Tod seiner brummenden Freundin zu rächen, und fuhr mit dem Fidelbogen unbarmherzig gegen die erbitterten Angreifer aus. Auch die übrigen Tonkünstler sahen sich gezwungen, aus Nothwehr ihre Violinen, Bratschen, Waldhörner in Waffen zu verwandeln.

Nur mit größter Mühe konnten die Bedächtigen beider Parteien das Handgemenge enden. Die Tänzer erklärten, wie ihre Absichten so wohlgemeint gewesen, baten wegen ihres Irrthums um Verzeihung, und Hans Dampf, der am Ende von allem Unfug der Urheber gewesen, mußte sich gefallen lassen, sämmtlichen verursachten Schaden zu tragen. Man war noch großmüthig genug, ihm die Entrichtung von Schmerzensgeldern zu erlassen, ungeachtet Keiner ohne Schmerzen und blaue Flecke davon gegangen war.

13.

Hans Dampf.

Folgenden Tages gab die Geschichte großen Lärm in der Stadt. Dazu kam noch das verdrießliche Schicksal des Grafen von Krähenburg in der Familie der Quaste. Denn auch hier war es zu Erklärungen und alle Schuld auf den Hans Dampf gekommen. Alle Welt schimpfte. Nur Fürst Nikodemus lachte aus vollem Halse. Der Graf hingegen fluchte und wetterte gegen den ungeschickten Unterhändler, und wollte nichts mehr von ihm hören; ließ ihm auch sein Haus auf immer verbieten. Die fromme Tante von Johanna Quirl that desgleichen, und schickte ihre Nichte sogleich zu ihrem Vater nach Lalenburg zurück.

Der Ordenskanzler ließ sich aber das Alles nicht anfechten. Seiner Unschuld und guten Absichten bewußt, wandelte er seinen Weg freudig fort, und tröstete sich damit, daß Undank der Welt Lohn sei und die Handlungen großer Männer gewöhnlich von den Zeitgenossen verkannt werden. So lange er übrigens in der Gnade des Fürsten stand, war er für Hof und Stadt ein höchst achtungswürdiger Mann, dem Jeder schmeichelnd entgegenkam; dessen Worte Götterssprüche waren.

Seine Durchlaucht der Fürst setzte so großes Vertrauen in den Ordenskanzler, daß er denselben sogar mit in die Gesandtschaft ernannte, welche bestimmt war, die Prinzessin von Mäusenheim, künftige Gemahlin des Herrschers von Luchsenstein, vom Hofe ihres Vaters abzuholen. Weil die übrigen Gesandten meistens uralte

Herren waren, hatte Hans Dampf viel Gnade bei der Prinzessin. Jugend ist zuweilen große Tugend. Die Prinzessin war übrigens mit ihrer Gnade nicht allzuwohlfeil, denn sie hatte mancherlei wunderliche Launen, wie sie einer schönen Prinzessin wohl anständig sind. Da sie nun sehr geneigt war, alle Tage eine neue Laune zu haben, weil eine beständig gleiche Laune keine Laune mehr ist: so fiel es ihren Umgebungen oft ziemlich schwer, die rechte zu erkennen. Sie war sehr reizbar und nervenschwach; darum liebte sie besonders alles Sanfte und Zarte, vielleicht deswegen auch vor allen Dingen ihre Katzen. Sie hatte beständig die schönsten und freundlichsten dieser lieben Thiere in ihrem Gefolge; Katzen von allerlei Größe, von allerlei Farbe. Jede ihrer Hofdamen hatte zwei bis drei Katzen zu verpflegen.

Da nun der Fürst mit gleicher Huld den Hunden, wie die Fürstin den Katzen zugethan war, so besorgte man, des bekannten Sprichworts von Hunden und Katzen wegen, die künftige Ehe dürfte nicht zu den allerseligsten unterm Monde gehören. Trotz dem, wie auch ganz billig, wurden auf die hohe Vermählung unzählige schmeichelhafte Gedichte verfertigt, Reden gehalten, Sinnbilder gemalt, alle voller Weissagungen eines goldenen Zeitalters, da sich die Kraft mit der Anmuth, Weisheit mit der Schönheit einige, wie das nun immer so der Fall zu sein pflegt. Viele gute Dinge in der Welt sind überhaupt eigentlich nichts, als bloße Redensarten.

Das Ansehen des Ordenskanzlers bei der Prinzessin von Mäusenheim, deren Beilager mit Nikodemus auf einem Grenzschlosse vollzogen ward, erhob das Ansehen des edlen Hans Dampf mehr als je. Was er daher zu sagen oder zu schreiben beliebte, ward begierig von allen Hörern, Sagenhörern, Lesern und Nichtlesern aufgefaßt und wiederholt, sogar in Zeitungen nachgedruckt. Weil Hans Dampf nun die herrliche Gabe hatte, ungemein redselig und wortreich zu sein, so war es im Grunde immer der Geist oder das Wort Hans Dampf's, welches die öffentliche Meinung leitete. In der Residenz las man mit Entzücken seine Beschreibung von den Reizen der künftigen Landesmutter, von ihrer zärtlichen Liebe für die Katzen, und daß man bei ihrem feierlichen Einzuge in die Residenz außer der Illumination vorzüglich auf Präsentation von schönen Katzen denken müsse. Das ließ man sich gesagt sein. Jeder wollte nun die schönsten dieser Thiere haben, weiße, getigerte, schwarze, braune, graue, dreifarbige, um sich bei der Fürstin zu empfehlen. Man verschrieb

Katzen von nah und fern, und ungeachtet deren ankamen, gab es doch eine wahre Katzentheurung zehn Meilen weit in der Runde.

14.

In allen Gassen.

Der Einzug des jungen Ehepaars in die Residenz war ungemein prachtvoll; Triumphbogen an Triumphbogen verfinsterten beinahe alle Straßen. Nicht nur waren in jedem Bogen sehr geschmackvoll Gemälde von Katzen zur Augenweide der Fürstin angebracht, sondern einige der Triumphbogen bestanden aus einer sinnreichen Verkettung allerliebster kleiner ausgestopfter Katzen, die einander zu jagen schienen. Aus allen Fenstern ließ man Katzen sehen, die sich jedoch meistens übel geberdeten und schrieen, ohne Zweifel aus unnöthiger Furcht, herabzufallen. Dies allgemeine Miauen der Katzen ward für diese Thierart gewissermaßen ansteckend, und so stark, daß die kleinen Kinder davon heftig erschraken und ihr Geschrei in die herrschende Tonart mischten. Die fürstlichen Jagd-, Wind- und Hofhunde, welche vor dem Wagen her liefen, wie auch alle übrigen bürgerlichen Hunde, die sich aus Neugier, wie andere Zuschauer, von ungefähr auf der Straße befanden, sahen und hörten mit gerechtem Erstaunen an allen Fenstern die zahllose Menge ihrer natürlichen Erbfeindinnen, und geriethen in große Bewegung. Einige sprangen bellend rechts und links, andere vor Wuth heulend gegen die Mauern der Häuser auf, andere kläfften aus Nachahmung oder Sympathie den übrigen nach.

Man hatte bei dieser vorlauten Conversation der Hunde und Katzen die größte Mühe, sein eigenes, menschliches Wort zu verstehen. Einige Zuschauer, um die ehrfurchtsvolle Stille wieder herzustellen, riefen: „Hunde weg!“ Andere schrieen dagegen: „Katzen weg!“ Und im Eifer Aller erhob sich ein Gebrüll von Tönen der verschiedensten Art, daß beinahe die Rosse scheu wurden. Man mußte sie wirklich halten, besonders da unter dem Haupt-Ehrenbogen, in der Mitte der Stadt, der Magistrat, wie man zu sagen pflegt, en corps, oder leiblicher Weise, erschien, und der Amtsbürgermeister das Entzücken des Landes in einer vortrefflichen, von ihm selbst verfaßten Rede auszusprechen hatte. Auch stellte er sich dem fürstlichen Paare, das im Prunkwagen beisammensaß, gegenüber und hob die Rede an. Allein des Geschreies, Bellens, Miauens, Rufens war um ihn her so viel, daß er wohl merkte, ohne

höchste Anstrengung seiner Sprachwerkzeuge wäre es hier um die Pracht seiner Rede, um die überraschendsten Gegensätze, Blumen und Vergleichungen gethan. Zum Glück war er ein baumstarker Herr, dem es nicht an Stimme abging, da er im Rathe seit zwanzig Jahren gestimmt hatte. Er überschrie auch wirklich das ungeheure Getöse sehr glücklich, und ward dabei kirschbraun im Gesicht. Die nervenschwache Fürstin im Wagen hielt sich aber in wahrhafter Seelenangst beide Hände vor die Ohren, und Nikodemus donnerte und wetterte rechts und links aus dem Kutschenschlag. Inzwischen glaubte das Volk, weil man bei dem allgemeinen Toben kein einziges Wort verstand, der Fürst bezeuge nur die Empfindungen seines Danks gegen die Liebe der treuen Unterthanen, und jauchzte nun desto ärger ein feierliches Vivat! und Lebehoch! dazwischen. Auch las man in allen Zeitungen und Journalen jener Tage gedruckt, wie groß der Jubel des Volks, wie herzlich die Erkenntlichkeit des Landesvaters, und wie innig die tiefe Rührung der Fürstin gewesen sei; denn in der That fing sie, da sie keine Hülfe finden konnte, vor Zorn an zu weinen. Der redende oder vielmehr schreiende Amtsbürgermeister nahm den größten Theil dieser köstlichen Thränen auf Rechnung seiner wirklich erschütternden Rede, wandte sich nun vorzugsweise gegen die Fürstin, welche er noch einschaltungsweise mit allen Göttinnen des hohen Olympes verglich, und endete nicht, bis er die letzte Phrase glücklich angebracht hatte.

Darauf jagte der fürstliche Wagen in vollem Galop nach dem Schlosse. Allen sauseten die Ohren noch zwei Stunden nachher davon, am meisten der nervenschwachen Fürstin. So ohrenkrank war sie, daß kein Mensch sie mehr laut anreden, sondern nur leise flüstern durfte, und sie keinen größeren Kummer hatte, als daß sie am Abende noch einem Konzert der fürstlichen Hofkapelle beiwohnen sollte. Zwar hatte, aus zärtlicher Rücksicht für die junge Gemahlin, Nikodemus dem Kapellmeister selbst verboten, Blaseinstrumente, selbst Flöten nicht, anzuwenden. Dennoch beruhigte sie das nicht, und sie äußerte sich gegen den Ordenskanzler im Vertrauen, daß, da nun einmal das Konzert stattfinden müsse, sie ihm die größte Verbindlichkeit bezeigen würde, wenn er die Kapelle bewegen könnte, so leise zu spielen, daß man es kaum höre.

Hans Dampf war dazu bereit, aber fand bei der Kapelle über das beständige pianissimo heftigen Widerspruch. Man weiß, Künstler haben ihren Eigensinn. Der Kapellmeister verhieß zwar, die Instrumente vor Erscheinung des fürstlichen Paares stimmen zu

lassen, um Hochdero Ohren mit den unleidlichen und unvermeidchen Dissonanzen zu verschonen; versprach auch eine andere Auswahl der Tonstücke zu treffen, wobei es leise genug hergehen könne; aber eine etwas geräuschvolle, brillante Ouvertüre wollte er sich durchaus nicht nehmen lassen, weil er sie selbst gesetzt und schon daraus Trompeten, Pauken, Fagots, Klarinetten und andere Blaseinstrumente weggestrichen hatte.

Natürlich setzten diese Aeußerungen des unerbittlichen Kapellmeisters den dienstbeflissenen Ordenskanzler in große Verlegenheit, doch hoffte er noch einen Mittelweg ausfindig zu machen. Und er fand ihn wirklich. Um den scharfen, nervenerschütternden Strich der Geigen einigermaßen zu mildern, schlich er sich, vor Ankunft des Hofes, ins Orchester, und seifte in großer Geschwindigkeit alle Violinbogen ein. Der Hof kam. Die Künstler der Kapelle traten aus dem Nebenzimmer ins Orchester. Jeder nahm seinen gebührenden Stand ein, der Kapellmeister voran. Dieser hob den papiernen Kommandostab, und auf seinen ersten Wink sollten sich die Harmonieen der brillanten Ouvertüre rauschend ergießen. Diesmal aber behielt Hans Dampf Recht.

Zwar fuhren unter dem ersten Winke des Kapellmeisters alle Fiedelbogen muthig auf den Geigen ab und auf; aber es ward kein Ton laut, und eine furchtbare Todesstille herrschte. Der Kapellmeister warf einen grimmigen Blick auf seine Kunstgenossen, hob den Arm noch einmal und winkte, mit einem starken Druck des Leibes, von neuem. Alle Violinen setzten sich wieder in Bewegung; doch blieb das zweite Manöver so fruchtlos, als das erste. Das fürstliche Auditorium fürchtete mit Taubheit geschlagen zu sein. Der Argwohn des Kapellmeisters, daß man aus Neid ungehorsam sei, ward verzeihlich. Er rief voll unterdrückten Grimmes, mit gedämpfter Stimme, durch das Orchester: „Nun, wird's endlich einmal?“ Dabei drehte er sich um, die Geigenkünstler zu beobachten, hob den Arm, winkte zum dritten Male, und die Künstler, voller Erstaunen und wahrhafter Todesangst, arbeiteten zum dritten Male umsonst. Jetzt erkannte der Kapellmeister mit Erblassen die Ohnmacht aller Violinen. Der ganze Hof erhob ein Gelächter. Aber der Fürst, welcher sich auf seine Kapelle viel zu gute that, und damit bei seiner Gemahlin Ehre einlegen wollte, nahm die große Verstummung übel auf, hieß die Kapelle zur Hölle gehen und verließ mit der Fürstin und dem ganzen Hofe den Saal.

Es konnte unmöglich lange ein Geheimniß bleiben, warum die

brillante Ouvertüre dreimal blind abgefeuert worden sei. Hans Dampf hatte selbst die Ursache ausgeplaudert. Vielleicht wäre die zartnervige Fürstin seine dankbare Fürsprecherin geworden; allein sie vernahm eben so schnell, daß Hans Dampf durch seinen Einfluß der wirkliche Urheber nicht nur der bekatzten Ehren- und Triumphpforten, sondern auch überhaupt des erschrecklichen Katzenlärmens gewesen sei, dessen sie, wie sie versicherte, zeitlebens eingedenk sein würde. Dadurch mußte der Sturz des Ordenskanzlers unvermeidlich werden. Die Fürstin, bei ungnädiger Laune, befahl ihm, den Hof zu meiden; der Fürst, um sich und seiner Gemahlin Genugthuung zu verschaffen, wies ihn sogar aus dem Lande.

Hans Dampf, bei dem sich die Hiobsbotschaften durchkreuzten, kratzte sich hinter den Ohren und seufzte: „Undank ist der Welt Lohn!“ packte ein, hüllte sich in seine Tugend und reiste nach Lalenburg ab.

15.

Hans Dampf.

Ein großer Mann ist, auch wenn er fällt, groß. Sein Sturz erschüttert ganze Reiche. Als Alexander starb, mußte sein ungeheures Gebiet von den Mündungen der Donau und des Nil bis zum Indus und Ganges unter Strömen Blutes vergehen, und Karls des Großen Weltreich zertrümmerte, als der Schöpfer desselben verschwand. So mußte auch, als der große Hans Dampf gestürzt ward, der Staat von Luchsenstein bis auf die letzte Spur verschwinden, und ein großer Krieg zu Land und zu Meer zwischen Frankreich und England war die Folge von dem Rückzuge des Ordenskanzlers, wie sich aus der geheimen Geschichte der Höfe damaliger Zeit sehr leicht und mit Urkunden beweisen läßt, die aber zu lang und zu langweilig wären, hier eingerückt zu werden.

Der Ordenskanzler hatte nämlich kaum die Residenz verlassen, als ein französischer Extracourier ankam, der sich nach ihm erkundigte, um ein Packet an ihn abzugeben. Diese Erscheinung machte um so größeres Aufsehen, weil das deutsche Reich damals mit Frankreich in großer Spannung war. Fürst Nikodemus ward von der Ankunft des Extracouriers benachrichtigt, und zugleich äußerten die Feinde des vertriebenen Hans Dampf, dieser möchte wohl in verrätherischem Briefwechsel mit der französischen Krone stehen. Nikodemus fand die Sache wahrscheinlich, weil er seinen Hans Dampf in allen Gassen kannte, und gab Befehl, den Extracourier zu ver-

haften. Dieser, schon abgereist, ward glücklich eingefangen und zurückgebracht. Er läugnete nicht, mit Hans Dampf bekannt zu sein; aber, daß das für denselben mitgebrachte Packet eine Perrücke sei, nach der neuesten Mode, die der Courier aus Gefälligkeit für Hans Dampf in einer der größten Hauptstädte gekauft, und ihm nach Lalenburg gesandt habe, wollte kein Mensch glauben. Es ward also ein Begehren an den Magistrat von Lalenburg geschickt, daß derselbe das für Hans Dampf angekommene Packet übersenden und den Ordenskanzler einstweilen verhaften solle, weil in dem Packete wahrscheinlich Spuren einer großen Verschwörung gegen das heilige römische Reich enthalten sein dürften. Der Magistrat gehorchte mit großem Eifer, konnte sich aber der Neugier nicht erwehren, die Schachtel zu öffnen, um die Spuren der ungeheuern Verschwörung selbst zu besichtigen. Der Anblick der majestätischen Allongeperrücke setzte nun den Witz aller Rathsherren von Lalenburg in Verzweiflung, wie dies zottige Geschöpf mit dem heiligen römischen Reiche in gefährlichen Verbindungen stehen könne? Darüber ward lange berathschlagt.

Der Extracourier mochte wegen Eile und Wichtigkeit seiner Sendung lärmen, wie er wollte, er mußte warten, bis die Sache ins Reine gebracht war. Man fand bei ihm nichts, als noch ein Packet mit den schönsten Zobel- und Hermelin-Pelzen, nebst einem Briefe an den Aufseher der Garderobe Seiner Majestät des Königs von Frankreich. Aber der König selbst hatte die köstlichen Hermeline und Zobel bestellt, weil sie damals zur neuesten Mode in der Pariser Damenwelt gehörten, und er sie seiner Geliebten zum Neujahrstage verheißen hatte. Bisher hatte nur die Gemahlin des englischen Gesandten das Vergnügen, im schönsten Hermelin es dem ganzen Hofe zuvorzuthun.

Nun kam der Neujahrstag, aber der Extracourier nicht. Vergebens setzte der König den Garderobeaufseher in die Bastille und entschuldigte er sich bei der eigensinnigen Geliebten. Diese weinte vor Zorn, da sie am Neujahrstage der stolzen Britin an Pracht nachstehen mußte, und versagte dem Monarchen auch die kleinste Gunst. Der König war in höchster Verzweiflung und erhielt keine Hoffnung zur Begnadigung, bis er versprach, die hochmüthige Engländerin aus Frankreich zu entfernen. Schon waren ohnehin im Kabinet die Stimmen getheilt, ob man mit England wegen einiger Ansprüche Krieg anfangen sollte, oder nicht? Jetzt gab der König den Ausschlag „Krieg“; der englische Gesandte mußte sogleich Paris

verlassen, nicht minder die Frau Gesandtin mit dem kostbaren Pelzwerk. Blut ward in Land- und Seeschlachten stromweise vergossen; ein Staat um den andern in den Kampf verflochten; mancher ging dabei ganz zu Grunde, wie zum Beispiel Luchsenstein. Denn da der Extracourier, nachdem er sich gerechtfertigt hatte, endlich, aber zu spät, nach Paris kam, und die Ursache seiner Verspätung meldete, ward dem Hause Luchsenstein Untergang geschworen, der Schwur erfüllt.

An allen jenen Thränen, Kriegen, Blutströmen und Staatenverwandlungen war nichts Ursache, als der Sturz des großen Hans Dampf. Wäre er in der Gnade des Fürsten geblieben, hätte er über die Perrücke Auskunft geben können, wäre seine Vaterlandsliebe nicht verdächtigt und verleumdet worden: Alles würde einen andern Gang genommen haben.

16.

In allen Gassen.

Er selbst nahm, wie gesagt, seinen Gang nach Lalenburg. Hier hatte das tausendzüngige Gerücht schon vor seiner Ankunft Kunde von seiner Verungnadigung gegeben. Sogleich nahm der Wohlweise Rath den Schattenriß des Ex-Ordenskanzlers aus dem Versammlungssaale hinweg und faßte den Beschluß, künftig keinem Sterblichen, bei dessen Lebzeiten, mehr den Beinamen des Großen zu geben, oder ihm Denkmale zu errichten, als da sind: Obelisken, Bildsäulen, Silhouetten, Pyramiden und dergleichen. Nun wollte kein Lalenburger ihm je geschmeichelt haben; nun desavouirte der Stadtrath alle an denselben ergangenen Deputationen; nun schwor Jeder, er habe nie mit ihm in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden; nun machte man Schmähschriften und Spottgedichte auf den „ex-großen Mann"; nun hieß ihn Jeder den kleinen Mann; ja, Viele fanden ihn so klein, daß sie sich gar nicht erinnerten, ihn recht gekannt zu haben.

Hans Dampf mußte wirklich selbst über das kurze Gedächtniß der Lalenburger erstaunen, als er in seiner Vaterstadt ankam, und ihn Jeder wie einea wildfremden Menschen angaffte, und nichts von ihm wissen wollte. Das schreckte ihn aber nicht, besonders als er bemerkte, daß die Töchter sich seiner noch am besten erinnerten. Da sagte er Jeder etwas Süßes, und versprach Jeder, sie müsse einmal Frau Bürgermeisterin werden, wenn er Bürgermeister würde.

Dergleichen vergißt ein Mädchen so leicht nicht. Der Bürgermeisterschaft erwähnte er aber aus dem Grunde, weil der Amtsbürgermeister wenige Tage zuvor des Nachts Hals und Beine gebrochen hatte, indem er in einen tiefen Graben gestürzt war, längs dessen Abhang der Magistrat versäumt hatte, statt des verfaulten ein anderes Geländer zu setzen. Der Seligverstorbene hatte selbst kräftig gegen Wiederherstellung des Geländers gesprochen, theils aus Sparsamkeit, theils aus dem Grunde, weil seit Menschengedenken Niemand in den Graben gefallen war.

Ohne Zweifel würde die Bürgermeisterwahl sogleich vor sich gegangen sein, wäre nicht das luchsensteinische Begehren um Verhaftung des Ex-Ordenskanzlers und Auslieferung der staatsverrätherischen Perrücke dazwischen gekommen. Größerer Sicherheit wegen schlug man den armen Hans Dampf in Ketten und Banden, und ließ ihn Tag und Nacht von siebenundfunfzig Männern mit langen Spießen in seinem eigenen Hause bewachen, wo man immer je zwei oder drei vor ein Loch in der Mauer, z. B. vor Fenster und Thüren, sogar vor Dach- und Kellerluken stellte. Das war ein Einfall des Stadtschreibers Mucker gewesen. Er beschäftigte die gesammte ehrbare Bürgerschaft so sehr, daß alles Andere darüber vergessen ward. —

Inzwischen hatte Fürst Nikodemus sich beim Anschauen der Perrücke von der Unschuld des Ex-Ordenskanzlers vollkommen überzeugt. Die alte Zuneigung für denselben war wieder erwacht, und nicht nur sendete er demselben mit einem verbindlichen Schreiben die gewaltige, lockenreiche Kopfhaube zurück, sondern zur Entschädigung für die Gefangenschaft stellte er ihm auch frei, sich eine Gnade auszubitten.

Dies war zu Lalenburg kaum ruchbar geworden, als neuer Aufruhr entstand; denn nun besorgte Jeder, Hans Dampf werde sich aus Rache, wo nicht die Zerstörung von ganz Lalenburg, doch Kopf und Kragen derer ausbitten, die ihn so streng behandelt hatten. Die siebenundfunfzig Wächter liefen sogleich mit ihren Spießen davon; dagegen stürmten Schmiede, Schlossermeister, Spengler u. s. w. mit Hämmern, Zangen, Brecheisen herbei, die Ersten zu sein, welche die Ketten des Gefangenen löseten; fünfundzwanzig Jungfrauen erklärten ohne Hehl öffentlich, die verlobten Bräute des fürstlichen Günstlings zu sein; Rathsdeputationen erschienen mit Entschuldigungen ihres Verfahrens; das Dekret wegen der großen Männer ward feierlich vernichtet, und die Dampfische Silhouette wieder im

Rathssaale aufgehängt; und der Stadtschreiber Mucker, kräftig unterstützt vom Stadt- und Platzmajor Knoll, war der Erste, welcher, um sich der Huld des großen Mannes zu empfehlen, ihn öffentlich zum Bürgermeisterthum in Vorschlag brachte.

Der Wankelmuth des Volks, das heute Hosianna, morgen Kreuzige ruft, war zu Lalenburg einheimisch, wie in allen Zeiten bei allen andern Völkern. Er ist eine Wirkung der Unwissenheit bei den Meisten, des Leichtsinns bei Vielen, der Selbstsucht und des Eigennutzes da, wo der Sinn des Bessern noch nicht geboren oder schon erstorben ist. In der Republik Lalenburg, muß man gestehen, war weder ein griechisch- noch französisch-leichtsinniges Völkchen daheim, sondern ein altkluger, ehrbarer, steif und langsamdenkender Menschenschlag. War die Rede vom Haben, Erwerben, Geldmachen und Rechnen: so mußte man den Lalenburgern nachsagen, sie waren, obgleich unwissend in allen übrigen, doch sehr klug in diesen Dingen. Eigennutz war also die Haupttriebfeder ihres Wankelmuths, was sonst bei andern civilisirten Völkern nie der Fall zu sein pflegt, ihres Heldenmuths, ihres Hochmuths, ihres Uebermuths, aber auch ihrer Demuth und Feigheit.

Hans Dampf, der größte Mann seines Jahrhunderts in Lalenburg, weil er die größte Ausnahme von der Lalenburger Regel war, kannte sein Volk und wußte es zu behandeln. Er kannte die Herren des Rathes, die in stillen Zeiten, dick aufgeblasen, keinem Ochsen aus dem Wege traten, und sich für Uebernatürlichgeborene hielten, bei der geringsten Besorgniß von Gefahr aber Mücken für Elephanten ansahen, und feig und kriechend auch das Niederträchtige thaten, wenn es sich, wie sie zu sagen pflegten, mit Ehren thun ließ. Er kannte sie, und nahm danach seine Maßregeln.

17.

Hans Dampf.

Die erste Maßregel war sein breiter und großer Nimrodsorden, den er umhing, als die Rathsglocke zur Bürgermeisterwahl läutete. Er wußte, daß in wohleingerichteten Republiken, wenigstens zu Lalenburg, ein Ende Band im Knopfloche nicht geringere Wirkung mache, als in Monarchieen. Ein Mann mit dem Bande konnte zu Lalenburg unmöglich anders als auf dem ersten Platze sitzen, weil man sonst den Fürsten von Luchsenstein zu beleidigen fürchtete. Seine zweite Maßregel war die ungeheuere, hundert-

lockige Allongeperrücke, welche wie eine Wolke ihm vom Scheitel herab bis auf Brust und Rücken niederwallte, und die Hälfte seiner ansehnlichen Gestalt in Kopf verwandelte.

Als er nun mit wohlabgemessenen Schritten von seinem Hause zur Versammlung des Rathes ging, flogen alle Fenster in der Gasse auf, alle geschwätzigen Mäuler verstummend zu, alle Hüte und Mützen ehrfurchtsvoll ab. So außerordentlich war die allgemeine Ehrfurcht, daß keiner der Rathsherren ihm zur Seite zu gehen wagte, sondern in tiefster Höflichkeit immer einen halben Schritt hinter ihm blieb. Auch ward dem Ordensbande, der Staatsperrücke und ihm im Rathhaussaale der vornehmste Platz auf der ersten Bank unter so viel Ceremonien, Verbeugungen und Kratzfüßen angewiesen, daß von den höflich hinter sich Scharrenden drei Stühle umgeworfen und zwei Rathsglieder heftig auf die Krähenaugen getreten wurden, was die allgemeine Rührung nicht wenig vermehrte, besonders von Seiten der Getretenen. Auch forderte ihn der stellvertretende Bürgermeister zuerst auf, seine Meinung über die vorzunehmende wichtige Wahl eines Amtsbürgermeisters vorzutragen.

Nachdem Hans Dampf einige äußerst bescheidene Mienen geschnitten, sich weit herum tief verbeugt hatte, bedauerte er ungemein, daß er in die Verlegenheit gesetzt worden sei, der Erste reden zu müssen. Denn ihm fehle es an Kenntniß, Beredsamkeit und Erfahrung; ihm wäre angemessener, in dieser Versammlung zu schweigen, zu hören und zu lernen. Jeder Andere übertreffe ihn in den zu einem würdigen Vortrage gehörigen Erfordernissen, und daher verbäte er sich die Ehre der ersten Stimme. Die Lalenburger aber überschütteten ihn mit noch größeren Lobeserhebungen, fanden an ihm nichts mangelhaft, als das Uebermaß seiner Bescheidenheit, und nöthigten ihn siebenmal, zu reden, nachdem er sechsmal flehentlich abgelehnt hatte. Dies Hin- und Herkomplimentiren und dies demuthsvolle Zurückweisen einer Ehre, nach der man schnappt, gehörte übrigens in Lalenburg zum bloßen Formenwerk und echt feinen Weltton.

Nun setzte sich die Zunge des edeln Hans Dampf in Lauf. Eine halbe Viertelstunde füllte er mit Titulaturen in der Anrede, anderthalb Viertelstunden in Entschuldigungen seiner Unfähigkeit zu reden aus; dann sprach er sehr geläufig von den Tugenden des Seligverstorbenen, dessen Stelle wieder besetzt werden sollte; dann von den Eigenschaften, welche an einer ersten Magistratsperson der Republik nicht fehlen dürfen.

„Herrschen", sagte er, „ist eine große Kunst. Das aber ist die Kunst, daß man nichts verderbe! Denn besser kann man es nicht machen, als der liebe Gott schon Alles gemacht hat. Die Uhr geht von selbst, wenn sie aufgezogen ist, darum greift nur nicht in die Räder! Hat der Bauer den Acker einmal besäet, so wird die Saat von selbst aufgehen, wühle er nur nicht vorwitzig wieder im Boden herum. Die Neuerungssucht hat die ältesten Staaten zu Grunde gerichtet; wer immerfort läuft, muß endlich einmal ans Ende kommen. Wer nie zu Ende kommen will, bleibe nur stehen. So machten es unsere glorwürdigen Vorältern, o Lalenburger, und so müssen auch wir thun.

„Aller Firlefanz unserer heutigen Staatsklugen und Metaphysiker hilft nichts. Stehen die Throne darum fester? Nein, sie wackeln nur desto ärger. Haltet fest am lieben Alten! Neue Ordnung ist wie neuer Wein, der will Gährung. Alte Ordnung ist wie alter Wein, kräftig, lieblich, klar. Darum ist das Dümmste vom Alten besser, als das Klügste der Neuerer. Wir Menschen bleiben Menschen und werden trotz aller Mühe nichts Anderes, gleich wie die Thiere auch. Die Menschen sterben eben so gut, wo studirte Doktoren und große Apotheken sind, als da, wo man weder Doktor noch Apotheker hat. Umgekehrt, dort sterben oft noch mehr, weil Doktor und Apotheker an der natürlichen Ordnung im Menschen bessern und flicken wollen, um des Geldes willen. Hütet euch vor den Gelehrten! Selig sind die Armen am Geiste! Die sehen in ihrer Einfalt mehr, als die von Weisheit Verblendeten.

„So dachten unsere Vorfahren. Rom und Griechenland gingen unter, Lalenburg steht noch heutiges Tages. Es geht mit den Staaten, wie mit einzelnen Menschen. Kluge Kinder sterben früh. Ein kluger Staatsmann läßt es gehen. Alles kömmt und macht sich zuletzt doch. Man eile der Natur nicht zuvor. Sie will keine Sprünge. Was heute nicht geschieht, kann morgen geschehen. Ist der Apfel reif, so fällt er vom Baume und verlangt nicht, daß ihr zu ihm hinaufklettert. Darum ist es bei uns eine der trefflichsten Staatsmaximen, große Geschäfte an Kommissionen zu weisen, welche die Akten wieder in Circulation unter sich setzen, damit sie halb vergessen werden. Halbvergessene Dinge sind wieder neu, und das Neue ergreift man immer mit größerem Eifer, zumal, wenn das Neue schon ein alter Freund ist. Zum Schnellsein hilft kein Laufen. Wer am wenigsten thut, hat gewiß am meisten gethan. Nur nie zu viel regiert! Wem Gott wohl will, dem giebt er's im Schlaf.

„Die Haupttugend eines Regenten ist, daß er den Gesetzen, auch den schlechtesten, Ehrfurcht zu verschaffen wisse. Wollt ihr, daß man eure Werke ehre, so müsset ihr euch selber beim Volke Respekt zu machen wissen. Daher die Nothwendigkeit äußerlichen Ansehens, Glanzes, Pompes bei Königen, Kaisern und anderen Fürsten und Staatsmännern. Eine ernste, wichtige Geberde ist in Republiken wichtiger, als die Weisheit selbst, und die gute Perrücke dem gemeinen Wesen oft ersprießlicher, als ein guter Ruf. Daher zu Lalenburg ein Staatsgrundgesetz seit undenklichen Zeiten: Konsuln und Stadtschreiber sollen Perrücken tragen. Das Kleid macht den Mann!

„Das wirksamste Zaubermittel in freien Staaten ist die Heimlichkeit, oder das Geheimnißvolle. Damit erwirbt man sich selbst große Bedeutung, dem Amte Achtung, dem Staate Ehre. Ein kluger Staatsmann muß immer Kopf und Herz von Geheimnissen voll, oder doch das Ansehen von dergleichen haben, gleichwie auch ein Eimer darum noch nicht zusammenfällt, wenn er ausgeleert ist. Es schadet gar nichts, wenn man auch im Vertrauen Alles erzählt, sobald man nur die Miene hat, das Beste noch zurückbehalten zu haben. Darum besteht Lalenburg immer glänzend, weil wir Alle Meister in dieser Kunst sind.

„Das Reden und Plaudern mag man im Rathssaale bei Staatsgeheimnissen allerdings erlauben, doch nicht das Druckenlassen. Gott hat den Mund des Menschen geschaffen, aber nicht die Buchdruckerpresse. Nichts Gefährlicheres für unser Ansehen, als dies heillose Werkzeug, welches der ganzen Welt zur Schau stellt, was wir sind und thun, und was wir nicht sind und nicht thun. Kluge Fürsten haben sich schon den Kopf über Censurgesetze zerbrochen; wir machen es noch klüger, und verbieten in unserer Republik den Druck aller Bücher und Zeitungen, mit Ausnahme der Gebet- und Gesangbücher und Neujahrswünsche, oder Hochzeits- und anderer Gelegenheitsgedichte. Es ist nun zwar leider wahr, je strenger wir gegen die gottlose Publicität sind, desto größer wird damit der Unfug im Auslande getrieben; und je weniger wir durch den Druck von uns bekannt werden lassen, weil wir zu bescheiden sind, desto mehr schreibt und druckt man von unseren löblichen Lalenburgereien in der Fremde. Doch, was wir nicht hindern können, wollen wir geschehen lassen. Wir spielen dagegen den Herren den Possen, und lesen ihr Zeug nicht; dann sind wir bei uns selbst wieder in Ehren. Denn was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.“

In diesem Tone sprach Hans Dampf noch lange. Die Leute, weil sie das Alles schon auswendig wußten, gähnten eins ums andere, daß ihnen die Augen übergingen; sobald sie aber an die Reihe kamen, waren sie unerschöpflich in Lobeserhebungen des großen Mannes, der zuerst gesprochen, rühmten seine tiefen Einsichten, und fügten dazu die ganz bescheidene Bemerkung: er habe ihnen ganz aus der Seele geredet und Alles, was sie hätten selber sagen wollen, vorweggenommen.

18.

In allen Gassen.

Und am gleichen Tage ward Hans Dampf zum Konsul der Republik erkoren und ausgerufen. Er beschwor den ganzen Rath mit Thränen, diese Wahl zurückzunehmen und einen Würdigern auszulesen. Allein darauf achtete Keiner, denn Jedermann wußte, daß diese Thränen und dieses demuthsvolle Sträuben zum alterthümlichen Ceremoniel der Gewählten gehörten.

Nun erst begann die glänzende Epoche im Leben des großen Hans Dampf, oder vielmehr, wie ihn schon die Zeitgenossen zu nennen beliebten, Hans Dampf in allen Gassen. Denn er ward die Seele von ganz Lalenburg; steckte überall; kam überall in die Quere; verzettelte und entzettelte Alles links und rechts, ohne es zu wissen oder zu wollen. Wo man liebte, war Hans Dampf; wo man zankte, war Hans Dampf; wo etwas schief ging, war Hans Dampf; wo ein Geheimniß zu aller Welt Wissen kam, war Hans Dampf der erste Helfer.

Gleich den Tag nach der Wahl ward er an fünfundzwanzig Orten zu seinem Viertelhundert Bräuten zu Gaste geladen; ward er — — doch der Geschichtschreiber erschrickt nun selbst vor dem riesenhaften Unternehmen, der Plutarch dieses Helden zu sein. Der Leser erlaube dem Plutarch wenigstens einmal frischen Athem zu schöpfen, um nachher desto kräftiger fortfahren zu können.

Der Abend vor der Hochzeit.

1.

„Wir werden gewiß mit einander recht glücklich sein!“ sagte Fräulein Luise zu ihrer Tante am Abende vor der Hochzeit, und ihre Wangen glühten röther und ihre Augen strahlten vom innern Entzücken. Man kann wohl denken, wenn eine Braut sagt Wir, wen sie in der Welt damit meine.

„Ich zweifle nicht daran, liebe Luise,“ erwiederte die Tante; „sorget nur, daß ihr mit einander glücklich bleibet!“

„O, wer könnte zweifeln, daß wir's bleiben! Ich kenne mich. Und bin ich noch nicht gut: meine Liebe zu ihm wird mich besser machen. Und so lange wir uns lieben, können wir nicht unglücklich sein. Unsere Liebe wird nie altern.“

„Ach,“ seufzte die Tante, „du sprichst wie ein Mädchen von neunzehn Jahren am Tage vor der Hochzeit, im Rausche erfüllter Wünsche, im Rausche schöner Hoffnungen und Ahnungen. Liebes Kind, denke an mich, auch das Herz wird alt. Es kommen Tage, da der Zauber der Sinne erstirbt. Und ist das Blendwerk verflogen, dann erst wird offenbar, ob wir wahrhaft liebenswürdig sind. Wenn die Gewohnheit das Reizendste alltäglich macht, wenn die jugendliche Frische zusammenwelkt, wenn zum Lichte sich im häuslichen Leben immer mehr Schatten gesellt: dann, Luise, und früher nicht, kann das Weib erst vom Manne sagen, er sei liebenswürdig; dann erst der Mann vom Weibe: es blühe in unvergänglicher Anmuth! Aber wahrlich, am Tage vor der Hochzeit klingen mir dergleichen Betheuerungen lächerlich!“

„Ich verstehe Sie, Tantchen, Sie wollen sagen: nur unsere

gegenseitigen Tugenden können uns in späteren Zeiten noch für einander Werth geben. Aber ist der, dem ich angehöre — denn von mir darf ich nichts, als einen frommen Willen rühmen —, ist er nicht der würdigste, edelste von allen jungen Männern der ganzen Stadt? Blüht nicht in seinem Wesen aller Adel, der zum Lebensglück führt?“

„Kind,“ versetzte die Tante, „ich gebe dir Recht, Tugenden blühen in dir, wie in ihm; ich darf dir das sagen, ohne zu schmeicheln. Aber, liebes Herz, sie blühen auch nur, und sind noch lange nicht unter Sonnengluth und Regengüssen gereift. Keine Blüthen täuschen mehr in den Erwartungen, als diese. Man weiß nie, in welchem Boden sie wurzeln. Wer kennt das Verborgene des Herzens?“

„Ei, Tantchen, Sie machen mir wahre Furcht.“

„Desto besser, Luise! Sieh', so etwas ist gerade recht gut am Abende vor der Hochzeit. Ich habe dich aufrichtig lieb, darum will ich dir sagen, wie ich's denke. Ich bin noch keine alte Tante. Mit siebenundzwanzig Jahren sieht man noch wohlgemuth ins Leben hinaus, und man ist noch keine Betschwester. Ich habe einen herrlichen Mann. Ich biu glücklich. Darum habe ich das Recht, zu dir so zu reden, und dich auf ein Geheimniß aufmerksam zu machen, das du vielleicht noch nicht kennst, wovon man mit einem hübschen, jungen Mädchen nicht viel spricht; was einen jungen Herrn nicht gerade am meisten beschäftigt — und doch das Allerwichtigste in jeder Haushaltung ist, woraus allein ewige Liebe und unzerstörbares Glück erwachsen.“

Luise faßte mit beiden Händen die Hand der Tante. „Himmlische Tante! Sie wissen ja, Ihnen glaube ich Alles. Sie wollen sagen: bleibendes Glück und ewige Liebe werden uns nicht durch Zufälligkeiten, durch vergängliche Reize, sondern nur durch die Tugenden des Gemüths verbürgt, die wir zu einander bringen. Die sind der beste Eheschatz, den wir zusammenbringen; die werden nie alt.“

— Je nachdem, Luise! Auch die Tugenden können alt und mit dem Alter häßlich werden, wie die Reize des Körpers.

„Ei, Tantchen, was sagen Sie auch! Nennen Sie mir eine Tugend, die mit den Jahren häßlich werden könnte!“

— Wenn sie häßlich geworden, nennen wir sie nicht mehr Tugend, so wie man ein schönes Mädchen nicht mehr schön nennt, wenn es mit der Zeit zum alten Mütterchen eingeschrumpft ist.

„Aber, Tantchen, Tugenden sind nichts Irdisches!“

— Je nachdem.

„Wie kann jemals Sanftmuth und Milde häßlich werden?“

— Sobald sie mit der Zeit weichliche Schlaffheit wird.

„Und männlicher Muth?“

— Wird zum rohen Trotz.

„Und Bescheidenheit?“

— Zur Kriecherei.

„Und edler Stolz?“

— Zum gemeinen Hochmuth.

„Und Dienstgefälligkeit?“

— Zur Allermannsfreundschaft und Achselträgerei.

„Nein, Tantchen, Sie machen mich beinahe böse. So kann mein künftiger Mann nie entarten. Eine Tugend hat er, die bewahrt ihn vor allen Abwegen. Es liegt in ihm ein tiefer Sinn, ein unvertilgbares Gefühl für Alles, was groß und gut und schön ist. Und diese zarte Empfindsamkeit für alles Edle, sie lebt in mir, wie in ihm. Sie ist die uns angeborne Bürgin unserer Seligkeit.“

— Und wenn sie mit euch altern sollte, würde sie zur häßlichen Empfindlichkeit; und Empfindlichkeit ist der wahre Eheteufel. Empfindsamkeit spreche ich euch Beiden nicht ab; aber Gott bewahre euch, daß diese Grazie nicht zum alten, zänkischen Weibe werde. Kennst du die Gräfin Stammern?

„Die vor einem Jahre von ihrem Manne geschieden wurde?“

— Kennst du den wahren Grund ihrer Scheidung?

„Man spricht allerlei davon.“

— Sie hat mir die Geschichte selbst erzählt, und ich will sie dir wieder erzählen. Sie ist lehrreich und komisch zugleich, und hier als bloßes Beispiel anzubringen.

2.

Luise war neugierig. Die Tante erzählte folgendermaßen:

Stammern und seine Frau wurden für das liebens- und beneidenswürdigste Paar gehalten. Ihre Ehe war die Folge einer nach und nach, aus mehrjährigem Umgange, erwachsenen zärtlichen Neigung für einander gewesen. Sie hatten sich mit wahrer Schwärmerei geliebt. Beide waren wie für einander geschaffen, schön und gut und gefühlvoll, in allen ihren Wünschen und Ansichten zusammentreffend.

Man erinnert sich noch der Auftritte, die es gab, als sie schon förmlich verlobt waren, und ihre Aeltern sich unter einander entzweiten, so daß die ganze Ehe rückgängig gemacht werden sollte. Die Gräfin war vor Kummer sterbenskrank und der schwärmerische Liebhaber drohte, wie Göthe's Werther oder Miller's Siegwart zu enden. Genug, um das Leben der jungen Gräfin zu retten, und den Grafen von einem verzweifelten Streiche abzuhalten, mußten sich die Aeltern gern oder ungern, wenigstens dem Scheine nach, versöhnen. Die Versöhnung rettete das Leben beider Verlobten; aber sobald die Gräfin außer Gefahr war, entfernten sich die Aeltern wieder von einander, und suchten die Vermählung ein paar Jahre zu verschieben. Da machte sich das Pärchen eines Nachts auf, reiste über die Grenze, ließ sich vor dem Altare verbinden, kam als Mann und Frau zurück, und damit war der ganze Himmel auf die Erde niedergezogen.

Von nun an galt die Ehe dieses Paares als die glücklichste, als ein Muster der Eintracht und des Friedens. Die jungen Leute schienen nur vom Morgen bis zum Abend darauf zu sinnen, sich einander gefällig zu leben. Im ersten Jahre machten sie sich sogar Gedichte, die zärtlichsten, die gefühlvollsten von der Welt; im Winter wie im Sommer füllten sie sich einander das Zimmer mit bedeutsamen Blumen an; jedes Hausgeräth war ihnen durch eine liebliche Erinnerung werthvoll. Im zweiten Jahre hörten zwar diese Schwärmereien der Empfindsamkeit, die beinahe in Empfindelei überstreiften, auf; aber doch in allen Gesellschaften, Kränzchen, Bällen und Zerstreuungen sahen sie nur sich, suchten sie nur sich, lebten sie nur sich. Man fand es beinahe anstößig. Im dritten Jahre legten sie nun wohl diese liebenswürdige Unart ab, aber im Hause blieben sie dieselben. Im vierten schienen sie vom allerersten Rausche der Liebe zu genesen, wenigstens so weit, daß sie auch einzeln wohl, er hier, sie dort, ohne Heimweh in einer Gesellschaft den Abend, zuweilen gar einen Tag zubringen konnten. Desto entzückender war der Genuß des Sichwiederhabens. Im fünften konnte der Graf schon auf einige Wochen verreisen, ohne daß sein Herz vom Schmerz zerrissen und sie beim Abschiede ohnmächtig wurde. Aber die damals von Beiden an einander geschriebenen Briefe müßtest du lesen! Wahrhaftig, Heloise schrieb nicht zärtlicher, nicht glühender mit Pope's Feder. Im sechsten war man endlich so verständig, daß man es bei einer Trennung von wenigen Wochen allenfalls bei einem oder zwei freundlichen Briefen bewenden ließ.

Im siebenten fühlten Beide, man könne sich innig lieben, ohne eben einander die Versicherung davon vom Morgen bis zum Abend mündlich oder schriftlich wiederholen zu müssen. Das war schon viel. Ihr Glück hatte den höchsten Gipfel erreicht, weil sie zu einander das stille Vertrauen zärtlicher Freundschaft gefunden hatten. Im achten streiften sie den Egoismus der Liebe in solchem Grade von sich ab, daß sie auch für die übrige Welt mehr Empfindung bekamen, und nicht blos einzig für einander lebten, als wären sie allein die Lebendigen, und alle übrigen Menschen todte Figuranten auf ihrer Lebensbühne. Im neunten waren sie die liebenswürdigsten, wohlthätigsten, gefälligsten, gefühlvollsten Personen außer dem Hause, wie im Hause. Im zehnten waren sie, wie wir andern Menschenkinder und wie treffliche Leute zu sein pflegen, die schon zehn Jahre mit einander verheirathet sind.

Nun waren sie freilich zehn Jahre älter geworden; aber ihre Liebe auch, und leider — ihre Tugenden auch. Beide waren durch ihre Empfindsamkeit in der Stadt wirklich zum Sprichwort geworden. Jedermann liebte sie darum.

Schon im ersten Jahre des zweiten Zehends ihrer Ehe machten Beide an einander die Bemerkung, daß die Zärtlichkeit nicht mehr so stürmisch war. Sie fanden das sehr natürlich. Man kann lieben, ohne zu brausen. Im andern Jahre entdeckten sie an einander mancherlei kleine Schwächen, die vormals vom Mantel der Liebe bedeckt wurden. Ei nun, sie schonten derselben, und Eins ertrug die Fehler des Andern mit freundlicher Nachsicht. Im dritten gab es wohl hin und wieder eine leise, glimpfliche Erinnerung; doch fügte man sich in einander. Und fand sich wirklich Eins durch den Widerspruch des Andern einmal gekränkt, so hatte er die Gewißheit, der Beleidiger werde die süßeste Buße thun. Im vierten aber glaubte Jedes, das Bußethun käme doch wohl an ihn zu oft; man beargwohnte den Andern, er hätte Neigung, sich selber Alles und dem Andern Nichts zu verzeihen. Im fünften gab es manche kleine Neckerei, und das Bußethun blieb aus. Im sechsten fing man an, die Worte gegen einander abzuwägen, um gute Harmonie zu erhalten. Im siebenten gab es schon Mißverständnisse, und nichts war leichter, als daß Eins über die Aeußerungen des Andern empfindlich ward. Man legte sich das aber als Beweise der Liebe und des Zartgefühls aus; keine Wunde eines feindlichen Schwerts schmerzt so sehr, als der finstere Blick einer geliebten Person. Im achten folgten öftere Wortwechsel, aber man gab ihnen keine Fol-

gen. In der besten Ehe ereignen sich dergleichen. Man that einige Tage böse mit einander, und ward wieder gut. Im neunten brachte die gegenseitige Empfindlichkeit endlich zu dem klugen Entschluß, allzu häufige Berührungen mit einander zu meiden. „Du bist empfindlich", sagte der Graf, „und reizbar. Ich bin es zuweilen auch. Das taugt nicht. Du kannst heftig werden, ich könnte es auch sein. Am besten, ich lasse dir in Allem deinen Willen; laß du mir den meinigen. Leben wir heiter neben einander, ohne uns einander zu plagen! Wir lieben uns, aber wir müssen uns mit unserer Liebe nicht zu Tode foltern." Die Gräfin fand das auch. Man führte gleichsam von nun an doppelte Wirthschaft. Man sah sich selten anderswo, als bei Tische. Niemand fragte: woher kommst du, wohin gehst du? Man fand wieder ruhige Tage, lebte auf höflichem Fuße in Frieden und Eintracht. Und war Eins über das Wort und Thun des Andern empfindlich, so ging man mit einem Kompliment aus einander.

Eines Abends, im zehnten Jahre — da hast du also die Geschichte von zwanzig Jahren — kamen Beide aus dem Schauspiele, speiseten mit einander zu Nacht und setzten sich darauf plaudernd ans Kaminfeuer. Sie waren noch voll von den Empfindungen, welche ein Iffland'sches Schauspiel in ihren zartfühlenden Herzen erregt hatte. Das Glück des ehelichen und häuslichen Lebens, dessen Schilderung sie von der Bühne entzückt hatte, schien sich bei ihnen zu erneuern und zu bewahren.

„Ach," sagte die Gräfin, „Alles gut, wenn man nur jung bliebe!"

— Klage du doch nicht! Wo ist eine Frau, die sich so frisch erhalten hätte, wie du? Ich finde zwischen dir heut' und am Abende vor der Hochzeit keinen Unterschied. Etwa kleine Launen! Nun, die muß man ertragen. Unsere Ehe gehört doch zu den beneidenswerthesten auf der Erde. Wäre ich unvermählt und sähe dich, ich würde dir und keiner Andern die Hand bieten.

„Sehr artig!" versetzte die Gräfin mit einem Seufzer. „Aber, lieber Freund, denk' auch, nun schon zwanzig Jahre! Was bin ich jetzt? Was war ich sonst?"

— Heut' ein hübsches Weibchen, damals ein hübsches Mädchen. Ich tausche Eins um das Andere nicht. — Er stand auf und schloß sie küssend an seine Brust.

„Wir wären glücklich, ganz. Nur Eins, lieber Freund, Eins fehlt, was das Glück anderer Ehen vollendet!"

— Ich verstehe; ein Kind, das deine Anmuth und deine Tu-

gend erbt. — Aber — setzte der Graf hinzu und küßte die Hand seiner Gemahlin — du bist erst achtunddreißig, ich bin nicht viel über vierzig Jahre alt. Wer weiß, vielleicht . . .

„O, wie glücklich wär' ich! Freilich, nur ein einziges Kind giebt nicht minder Kummer und Furcht, als Freude. Der geringste Unfall kann es uns wieder rauben. Aber ja, zwei Kinder . . ."

— Du hast Recht, und nicht zwei, sondern drei. Denn mit zweien — stürbe eins, wäre man wieder in der vorigen Angst. Ich bin gewiß, der Himmel erhört uns. Drei Kinder werden uns noch umspielen.

„Lieber Freund," sagte sie lächelnd, „fast wäre es doch zu viel. Das brächte uns in neue Verlegenheit. Zum Beispiel, wenn es Söhne wären?"

— Gut! Wir haben an fünfundzwanzigtausend Gulden Einkünfte. Genug für uns und sie. Den Aeltesten gebe ich zur Armee; den zweiten lasse ich in die diplomatische Carriere eintreten. Beide werden viel kosten — aber sie werden emporkommen. Wir haben Verwandte, Rang und Ansehen.

„Aber du hast den Jüngsten vergessen, lieber Freund!"

— Den Jüngsten? Gar nicht. Er wird geistlich; er wird Domherr. Die Pfründe fehlt nicht.

„Was? Domherr? Mein Sohn ein Pfaffe? Nein, wahrhaftig, daraus würde nichts!"

— Würde nichts? Wenn ich fragen darf, warum nicht? Er kann Abt, Bischof werden.

„Nimmermehr! Ich mag nicht Mutter eines Mönchs sein, und meinen Sohn mit der kahlgeschorenen Glatze und im Klosterkittel sehen. Pfui, was fällt dir ein? Und hätte ich hundert Söhne, ich würde es nicht zugeben."

— Du bist einmal bei sonderbarer Laune, liebes Weib. Was sein und unser Glück ist, wirst du, bei aller übeln Laune gegen den geistlichen Stand, gern zugeben.

„Und ich erkläre dir, fest erklär' ich's: in Ewigkeit nicht! Nenne es immerhin Laune. Ich weiß, du hast gern die Laune, gebietender Herr zu sein; aber vergiß nicht, daß auch eine Mutter wohl Rechte haben könne."

— Gar keine. Der Vater hat die Einsicht.

„Wenn sie aber nicht immer ausreicht?"

— Reicht die meinige nicht hin, Frau Gräfin, so würde ich wahrlich die Ihrige zuletzt in Anspruch nehmen. Ich stehe dafür,

daß, wenn der Fall eintritt, ich meinem Willen werde Achtung zu verschaffen wissen.

„Mein Himmel, ich weiß gar wohl, Sie sind mein Gemahl und Gebieter, aber ich habe nicht die Ehre, Ihre Magd zu sein."

— Und ich nicht Ihr Hofnarr, Frau Gräfin. Ich habe Ihnen immer Nachgiebigkeit in Allem, vielleicht nur zu viel bewiesen. Aber so gern ich Grillen ertrage, verzeihen Sie, es giebt zuweilen Einfälle, die zu albern sein können.

„Sehr verbunden für die Lehre, von welcher Sie mir auf der Stelle einen derben, praktischen Beweis gaben. Wer auch immer wohl der Nachgiebigste gewesen sein mag? Jahre lang trage ich schweigend Ihre Unanständigkeiten, und verzeihe sie Ihnen großmüthig, mehr als Fehler des Verstandes und der Erziehung, denn als Fehler des Herzens. Aber endlich ermüdet die himmlischste Geduld."

— Da haben Sie völlig Recht. Die meinige war von Ihren Launen und Wunderlichkeiten schon längst auf herbe Proben gesetzt, und Sie können von Glück sagen, daß ich das Joch nicht schon vor Jahr und Tag zerbrochen. Denn wahrhaftig, es ist nichts Liebliches, der gehorsame Diener von Ihren Thorheiten zu sein. Ich muß es einmal deutsch herausjagen.

„Wenn ich deutsch mit Ihnen hätte reden wollen, so würden Sie schon längst wissen, daß Sie ein stolzer, selbstgefälliger Egoist sind, mit dem schwer auszukommen ist; eine herzlose Figur, die immer von Gefühlen spricht, weil man mit dem am liebsten prahlt, was man nicht hat."

— Wirklich? Darum prahlen Sie so gern mit Ihrer Einsicht, mit Ihrem Zartsinn. Mögen Sie Andere täuschen; ich bin, dem Himmel sei's gedankt, oder geklagt, schon lange enttäuscht. Tugend ist bei Ihnen am Ende weibliche Grimasse. Sie sind mir mit Ihrer Ziererei um so widerlicher, je besser ich Ihr Inneres kenne. Thäten Sie mir nicht leid, wahrhaftig, ich hätte Sie schon vor Jahr und Tag zu Ihrer Familie geschickt, um Ruhe zu haben.

„Sie kommen mir in meinen Wünschen nur zuvor. Ein steifer, langweiliger Egoist, wie Sie, ist nicht geschaffen, eine verständige Frau zu belustigen. Und nach einer solchen Erklärung begreifen Sie wohl, wird mich kein größeres Vergnügen erwarten, als Ihrer bald los zu sein."

— Allerliebst! So entlarvt sich denn Alles. Ich nehme Sie beim Wort, und wünsch' es mir nicht besser. Adieu! Lassen Sie sich etwas Angenehmes träumen! Morgen ist das Geschäft ins Reine gebracht.

„Je früher, je besser, Herr Graf!“

So gingen Beide aus einander. Folgenden Tages ward der Notar berufen; Zeugen kamen; der Ehescheidungsakt wurde geschrieben und beiderseitig unterzeichnet, was auch Freunde, Freundinnen, Verwandte, selbst Personen vom ersten Rang, dagegen sagen, bitten, warnen mochten. Die Trennung erfolgte.

So ward eine lange, eine scheinbar glückliche Verbindung plötzlich zerrissen. Der lächerliche Zwist über das künftige Loos dreier Söhne, die noch gar nicht in der Welt waren, zerriß den Faden, wo man einen Bund für die Ewigkeit vermuthete. Und wahrhaftig, der Graf sowohl als die Gräfin gehörten doch zu den angenehmsten Menschen. Man kann ihnen nichts Böses nachsagen, als Schwachheiten, wie wir Alle sie haben.

3.

„Komisch nannten Sie die Geschichte?“ sagte Luise mit düsterm Gesicht zur Tante. „Mich hat sie ganz niedergeschlagen. Ich begreife, wie auch bei sonst guten Menschen nach und nach die Ehe unglücklich werden kann. Trösten Sie mich nur wieder, denn Sie hätten mich sonst trostlos gemacht. Ich würde meinen künftigen Mann nie ohne Furcht wegen unserer Zukunft ansehen können. Denken Sie, welch ein Schicksal!“

„Was meinst du?“ fragte die Tante.

„Ach, Tantchen, wenn ich nur niemals alt würde! So wäre ich gewiß, ich würde meinen Mann beständig an mich fesseln.“

„Du bist gewaltig irre, liebes Kindchen! Und wärst du immer frisch und schön wie heut': so würde das Auge deines Mannes durch vieljährige Gewohnheit doch endlich sehr gleichgültig dagegen werden. Gewohnheit ist die größte Zauberin in der Welt und eine der wohlthätigsten Feen im Hause. Sie macht das Schönste wie das Häßlichste alltäglich. Ist man jung und wird alt: die Gewohnheit hindert es, daß der Gemahl dessen gewahr wird. Umgekehrt, blieben wir jung und er würde alt, es könnte zuletzt schlimme Folgen haben und den bejahrten Herrn eifersüchtig machen. Besser ist's, wie es der liebe Gott einmal eingerichtet hat. Denke dir, du wärst ein altes Mütterchen geworden und dein Mann ein blühender Jüngling: wie würde dir dabei zu Muthe sein?“

Luise rieb das Näschen und sagte: „Ich weiß nicht.“

„[illegible]," fuhr die Tante fort, „ich will dich auf ein Geheimniß aufmerksam machen, welches —"

„Eben das", rief Luise hastig dazwischen, „eben das hätte ich so gern gehört."

Die Tante sagte: „Höre mir nun recht zu! Was ich dir sage, das habe ich bewährt gefunden. Es besteht aus zwei Theilen. Der erste Theil des Mittels einer glücklichen Ehe verhindert an sich schon jede Möglichkeit der Zwietracht, und müßte selbst Spinne und Fliege zuletzt mit einander zu den besten Freunden machen. Der andere Theil ist das beste und sicherste Erhaltungsmittel weiblicher Anmuth."

„Ei!" rief Luise.

„Also die erste Hälfte des Mittels: Nimm deinen Bräutigam in der ersten einsamen Stunde nach der Trauung und fordere von ihm ein Gelübde und gieb ihm ein Gelübde. Versprechet einander feierlich: nie, auch im bloßen Scherz nicht, mit einander zu zanken, zu streiten oder gegen einander ein wenig böse zu thun. Nie! Ich sage dir: nie! — Auch nur das Zanken aus Scherz, das Bösemiteinanderthun aus bloßer Neckerei, wird Einübung — zum Ernst. Merke dir das! — Ferner versprechet einander Beide herzlich und feierlich, nie vor einander irgend ein Geheimniß zu haben, unter welchem Vorwande, unter welcher Entschuldigung es auch sein könne. Ihr müsset einander beständig und jeden Augenblick klar durchschauen. Auch wenn Eins von euch irgendwo gefehlt hätte — keinen Augenblick angestanden und es frei gebeichtet, und wenn es mit Thränen sein sollte, aber gebeichtet! — Und so wie ihr Beide vor einander nichts geheim habt, so habt dagegen eure eigenen inneren Haus-, Ehe- und Herzenssachen vor Vater, Mutter, Schwester, Bruder, Tante und aller Welt geheim. Ihr Beide, und Gott dazu, bauet nun eure eigene, stille Welt. Jeder Dritte und Vierte, den ihr mit hineinzöget, würde Partei machen und zwischen euch Beiden stehen! Das darf nicht sein. Gelobt euch das! Erneuert das Gelübde bei jeder Versuchung! Ihr werdet euch wohl dabei befinden. So werden eure Seelen gleichsam zusammenwachsen; so werdet ihr Beide nur Eins sein. Ach, wenn manches junge Paar dies einfache Kunststück der Lebensweisheit am Hochzeitstage gewußt und sogleich benutzt hätte, wie manche Ehe wäre glücklicher, als sie leider ist!"

Luise küßte die Hand ihrer Tante mit Inbrunst. „Ich fühle,

das muß sein. Wo das nicht ist, bleiben die Vermählten auch noch nach der Trauung immer zwei Fremde, die sich einander nicht kennen. Es soll sein, ohne dies kein Glück! Und nun noch, Tantchen, das beste Erhaltungsmittel weiblicher Schönheit?“

Die Tante lächelte und sprach: „Wir dürfen uns gar nicht verhehlen, ein schöner Mann gefällt uns hundertmal besser, als ein häßlicher; und den Männern gefällt es, wenn wir hübsch sind. Aber was wir schön nennen, was uns an den Männern, was den Männern an uns eigentlich gefällt, ist nicht blos Haut und Haar und Wuchs und Farbe, wie an einem Bilde oder an einer Statue: sondern das Eigenthümliche, die Seele darin ist es, die uns durch Blick und Sprache, Ernst und Freude und Trauer bezaubert. Die Männer vergöttern uns, je mehr sie in uns Tugenden des Gemüths vermuthen, die unser Aeußeres verspricht; und wir finden einen boshaften Menschen widerlich, wenn er auch noch so hübsch und zierlich ist. — Eine junge Frau, die also ihre Schönheit bewahren will, bewahre nur eben die Seele, eben die schönen Gemüthseigenschaften, eben die Tugenden, durch welche sie den Geliebten fesselte. Und das beste Erhaltungsmittel der Tugend, daß sie nie altert, sondern ewig jung bleibt, ist Religion, dieser innigste Verein mit Gott und Ewigkeit und Glauben; ist Religiosität, dieses allen Menschen wohlwollende, reine, friedliche Wandeln in Gott.“

„Sieh, liebes Herz,“ fuhr die Tante fort, „es giebt Tugenden, die aus bloßer Lebensklugheit entstehen. Die altern mit der Zeit und ändern sich, weil auch beim Wechsel der Umstände und Neigungen die Klugheit ihre Mittel ändert und weil die Klugheit mit den Jahren und Leidenschaften nicht immer wächst. Aber religiöse Tugenden können sich nicht ändern, sondern bleiben ewig dieselben, weil unser Gott immer derselbe ist, und weil die Ewigkeit immer dieselbe ist, der wir und unsere Geliebten entgegen gehen. Bewahre ein unschuldiges, frommes Gemüth, Alles von Gott erwartend: so bleibst du in der Seelenschönheit, um derentwillen dich heute dein Bräutigam anbetet. Ich bin keine Herrenhuterin, ich bin keine Kopfhängerin; ich bin deine siebenundzwanzigjährige Tante. Ich tanze gern; ich schmücke mich gern; ich scherze gern. Aber eben darum sage ich dir: Sei eine liebe, fromme Christin, und du wirst als Mutter einst und als Großmutter schön sein!“

Luise schlug ihre Arme um den Nacken der Tante, weinte still und sprach: „Ich danke dir, Engel!“

Jonathan Frock.

1.

In der Hauptstadt des Königreichs, und vielleicht im ganzen Königreiche, war geraume Zeit lang kein gepriesenerer Mann, als der auch durch einige Schriften dem Auslande schätzbar gewordene Oberkriminalrath von Schwarz. Das Glück schien sich an ihm mit Gunstbezeigungen erschöpfen zu wollen. Sohn eines armen Leinwebers, hatte er mit Hülfe einiger Stipendien, die ihm als Jüngling von trefflichen Anlagen gegeben worden waren, die hohe Schule besuchen können und die Rechtswissenschaft gelernt. Fast ohne einen Heller Geld war er in die Hauptstadt gekommen, als Sachwalter sein Brod zu verdienen; er übernahm da einen schwierigen Rechtshandel, den man schon verloren gegeben; siegte vor den Gerichtshöfen; erwarb sich Ruf, und ward binnen Jahr und Tag einer der beliebtesten und beschäftigtsten Anwalte. Durch Uebung und fortgesetzten Fleiß gewann er einen seltenen Grad der Vollkommenheit seines Berufs. Ueberall vorgezogen, mit Belohnungen, Geschenken, Ehrenbezeigungen und Schmeicheleien überhäuft, wurde er in die Kreise der angesehensten Männer eingeführt; in den besten Häusern vertrauter Freund. Er heirathete eines der schönsten und reichsten Mädchen der Hauptstadt; ward von den Ministern angestellt, von Amt zu Amt befördert; vom Könige selbst geadelt; empfing dessen Orden; bald auch, wegen geleisteter Dienste, den Orden eines ausländischen Hofes mit reichem Jahrgehalt; und verschiedene Male ging die Rede, er werde Minister werden. Kurz, es blieb nur eine Stimme, der Oberkriminalrath von Schwarz sei der glücklichste Mann. Er hatte die glänzendsten Aussichten, großes Vermögen, bewunderungswürdige Eigenschaften, die liebenswürdigste Frau, schöne Kinder; mehr noch, als dies Alles, man

kam auch darin überein, daß Niemand so vielen Glückes werth sei, als er. Herr von Schwarz war, als zärtlicher Gatte und Vater, als unermüdlicher Arbeiter, als treuer Freund, als der angenehmste Gesellschafter, als der feinste und gefälligste Mann im Umgange bekannt.

Man soll sich aber nie vom Schein blenden lassen. Herr von Schwarz war in der That ein sehr unglücklicher Mann, und was noch mehr ist, keines Glückes würdig. Nicht seine Geschicklichkeit, nicht sein Fleiß, nicht seine Gabe, sich liebenswürdig zu machen, stand zu bezweifeln; wohl aber der Werth seines Herzens. Er gehörte zu den Leuten, die durchaus nichts sind, als klug und nur klug; gesetzlich gerecht im Handeln, nach Umständen sogar mehr, als nur das. Aber Geld, Ehre und Vergnügen war eigentlich die geheime Dreieinigkeit, für die er Alles opferte. Gewissen und Religiosität zu haben, war er zu aufgeklärt; sich vertrauensvoll in Gefühlen der Freundschaft einem Herzen aufzuschließen, war er zu schlauer Menschenkenner. Er traute Keinem, weil er sich kannte, und die für Schwachköpfe hielt, welche nicht handelten, wie er. Er liebte sich aus natürlichem Triebe; jeden Andern aber, der wie er gewesen wäre, würde er gefürchtet haben. Er führte in seinem Hause ein unglückliches Leben. Er war da Despot. Seiner Frau begegnete er oft verächtlich. Seine Söhne, zwei hoffnungsvolle Knaben, zitterten wie Sklaven. Doch zuweilen zeigte er sich wieder unmäßig gütig gegen sie. Um ihre Erziehung konnte er sich nicht bekümmern. Er hatte wichtigere Geschäfte. Vom Elende seines Hauswesens wußte aber kein Mensch, als wer Genosse desselben war. Und wenn durch Geschwätz des Gesindes etwas davon ruchbar ward, glaubte Niemand daran; oder man fand es sehr verzeihlich, daß ein Mann von seinen Geschäften Launen haben könne; oder man schob alle Schuld auf die Frau. Es fehle ihr die nöthige Bildung, sie war keine Haushälterin, sie war ein Gänschen, und was man sonst zu sagen beliebte. Genug, Herr von Schwarz hatte immer Recht, und Jedermann Unrecht neben ihm. Doch ward sein häusliches Trübsal von Wenigen bemerkt. Denn kam Jemand zu ihm, war im Hause Alles ein Herz und eine Seele; er der aufmerksamste, gefälligste Gatte, der gütigste Vater, und wieder gegen ihn Alles von Liebe und Traulichkeit voll. Niemand dachte daran, daß das nur eingeführter guter Ton sei. Man mußte seine Glückseligkeit bewundern.

2.

Unter den Hausgenossen des Herrn von Schwarz befand sich seit zwei Jahren auch ein junger Mann, Namens Jonathan Frock. Er spielte die Rolle eines Lehrers oder Erziehers bei den Kindern, war aber so gut Sklave, wie alle Uebrigen im Hause des Oberkriminalraths. Herr von Schwarz besaß, möcht' ich sagen, eine eigene Gabe, Jeden auf eigenthümliche Art zu quälen. Wenn er seine Frau fühlen ließ, sie verstehe nicht Frau zu sein, besitze keinen Witz und Verstand, so sagte er dagegen dem Hauslehrer, er sei ein linkischer Mensch, der nicht wisse, wie sich geberden; von der Welt schiefe Begriffe habe; nie sein Glück machen werde; der von Erziehung der Kinder keine Ahnung habe. Genug, Herr von Schwarz nahm immer den Ton des Erziehers vom Erzieher seiner Kinder an, und kränkte den armen Frock bitterlich.

Frock aber, zu schüchtern und zu gut, schwieg. Auch ließ er sich's gefallen, wenn ihm der Herr Oberkriminalrath wöchentlich ein paar Male wiederholte, er betrachte ihn nur als Aufseher der Kinder, nicht als ihren Lehrer und Bildner. Und wagte es Frock je einmal, den Mund zu seiner Vertheidigung zu öffnen, so konnte er sich darauf verlassen, daß Herr von Schwarz voll vornehmer Mitleidigkeit die Achseln zuckte, oder ihm den Rücken mit den Worten zuwandte: „An Ihnen ist Hopfen und Malz verloren."

Bei dem Allen war doch nicht zu läugnen: seit Frock im Hause lebte, hatten sich Schwarzens Kinder, welche vorher die wildesten Buben gewesen waren, sehr gebessert. Sie hatten auch gegen die Mutter Gehorsam und Ehrfurcht gelernt, zuletzt sogar sich ihr mit Hochachtung und Liebe zugewandt, und aufgehört, wenn der Vater ihre Unarten gegen die klagende Mutter in Schutz nahm, Mißbrauch davon zu machen. Sie zeigten sich gesitteter, lernbegieriger, minder tückisch gegen Gespielen, hingen besonders mit unbeschreiblicher Zuneigung an Herrn Frock, der sie im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der deutschen Sprache, Geschichte, Erdbeschreibung und in Dingen unterrichtete, von denen Herr von Schwarz wenig ahnte.

Als dieser einmal seine Söhne auf einer Reise mit sich genommen, und sie Nachts mit ihm in demselben Zimmer des Wirthshauses schlafen mußten, sah er nicht ohne Erstaunen, daß die Kinder, nachdem sie sich entkleidet hatten, auf den Fußboden niederknieten. — „Was spielt ihr da für Komödie?" rief er. Sie

antworteten nicht, falteten die Hände, hoben die Augen gen Himmel und beteten. Erst der älteste von den Knaben, halblaut; dann schwieg er, und der Jüngste fing an. Was sie sagten, war nichts Auswendiggelerntes, denn es bezog sich auf Dinge des vergangenen Tages. In das Gebet waren Vater und Mutter, Frock und einige Spielgefährten eingeschlossen.

Herr von Schwarz verlor kein Wort darüber. Die Sache kam ihm aber doch lächerlich vor. „Ich glaube," sagte er zu Hause nachher zu Herrn Frock, „ich glaube bei meiner Ehre, Sie sind am Ende ein Herrnhuter und richten die Jungen zur Kopfhängerei ab. Wozu soll das Knieen der Kinder Abends im Hemd? Wozu das Beten? Die Jungen verstehen noch nichts von Religion. Ich wünsche, sie würden durchaus davon nichts hören, bis sie zu reiferm Verstande kommen. Dann werden sie unbefangener und richtiger über dergleichen Dinge urtheilen können. Ich halte nichts von einer gelernten Religion. Die Religion muß sich im Menschen aus seinem Innern entfalten. Was man auch Kindern von dergleichen Gegenständen sagt, sie begreifen's nicht; es wird Vorurtheil, schädliche Gewöhnung an Vorstellungen, von denen nachmals bei weiserer Einsicht schweres Losreißen ist. Sind Sie denn etwa Herrnhuter?"

„Nein, das bin ich nicht!" erwiederte Frock.

„Was haben Sie denn für eine Religion? Sind Sie katholisch, oder lutherisch, oder reformirt?"

Frock ward feuerroth und schwieg mit schüchterner Verlegenheit.

„Reden Sie doch! Denn ich muß und will das wissen. Es darf mir nicht gleichgültig sein, mit welcher Art von Vorurtheilen meine Kinder zuerst bekannt werden. Jede Kirche hat ihre Vorurtheile. Ich wollte, Sie könnten tanzen, Sie hätten mehr Anstand, mehr Aeußerliches. Das würde meinen Söhnen bessern Nutzen bringen, als in diesem Alter religiöses Geschwätz. Dafür haben Kinder weder Verstand, noch Bedürfniß."

„Erlauben Sie gütigst, Herr Oberkriminalrath," sagte Frock, „ich halte dafür, das Bedürfniß werde von Kindern tiefer gefühlt, als Sie vielleicht glauben. Unter Allem, was ein unverdorbenes, wißbegieriges Kind zu wissen begehrt, fragt es gewiß am theilnehmendsten nach dem Ueberirdischen, nach dem Entstehen der Dinge, nach dem Schicksale des Geistes jenseit des Grabes, nach Gott und wo und wie er sei. Solche Fragen bezeichnen das Bedürfniß des Kindes und des in ihm wohnenden Gottesfunkens. Die erste

Annäherung des kindlichen Herzens an die unsichtbare Welt giebt ihm das Bewußtsein der Menschenwürde und Kraft und Liebe zur Tugend, ohne welche der Mensch doch immer eine vielleicht liebenswürdige, aber gefährliche Bestie bleibt."

„Ganz richtig, Herr Frock, nur daß Sie, nach Ihrer Gewohnheit, von völlig unrichtigen Sätzen ausgehen. Wer, in aller Welt, hat Ihnen denn weiß gemacht, daß Kinder voller Sehnsucht nach dem Unsichtbaren und Ueberirdischen sind, weil sie gern um Dinge fragen, die sie nicht begreifen können. Wissen Sie denn nicht, daß Kinder am liebsten von Gespenstern, Räubern, Feen, Taschenspielerstückchen und Allem hören, was ihnen wunderbar und unerklärlich ist? Darum fragen sie wohl auch eben so gern nach Himmel nnd Hölle, nach Gott und Engeln. Und was Sie ihnen davon sagen, es sei wahr oder nicht, glauben sie treuherzig und um so lieber, je außerordentlicher das ist, was sie hören. Merken Sie sich das, lieber Freund, wenn Sie anders bei der in Ihnen schon zur Verknöcherung gediehenen Masse von Einbildungen sich noch eine einfache Wahrheit merken können: je unwissender ein Mensch, desto geneigter ist er zum Glauben an das Wunderbare und Ueberirdische."

„Darf ich, Herr Oberkriminalrath, darüber meine Meinung äußern?"

„Wie Sie wollen, ich bin schon darauf gefaßt, etwas sehr Gescheites zu hören."

„Ich will nicht widersprechen: je unwissender der Mensch, je geneigter ist er zum Glauben an das Wunderbare und Höhere. Woher aber dieser Hang, der ihn vom Kleinsten und Gewöhnlichen zum Höchsten leitet? Dieser Trieb liegt tief in der Menschennatur, ist unbestreitbar Wirkung und Sache seines Schöpfers. Wie jede Lichtflamme nie erdwärts, sondern immer zum Himmel lodert, von wannen doch das größte Licht strömt: so trägt jeder Geist in seinem Selbstgefühl, daß er mehr, als alles Irdische sei, daß er zum höchsten Geist aufstrebe. Er kann in Weg und Mitteln irren; aber sein Hang zum Höchsten und Unvergänglichen ist Natur. Gewinnt er mit der Zeit mehr Bildung: so wird er künstlicher, und das Künstliche erstickt oft sein natürliches Wesen. Er sieht bei mannigfaltigern Erfahrungen, daß er vormals in Weg und Mitteln irrte, und wird mißtrauisch gegen den Geistestrieb selbst, der ihn zum Glauben an das Ewige und Höchste zog. Er hält es für weiser, sich ganz dem Irdischen anzuschließen, will sich Alles natürlich erklären und natürlich machen, das heißt, Alles in den Kreis der Gemein-

heit und Vergänglichkeit einbannen; glaubt nun Alles zu verstehen und recht natürlich zu sein, indem er am wenigsten versteht, am unnatürlichsten ist, und selbst die Gesetze der Natur in seinem Innern bestreitet. Daß er aber unnatürlich sei, empfindet er, weil er in sich selber unglücklicher wird. Alle Unzufriedenheit des Menschen ist Frucht seiner Unnatürlichkeit, seines Widerspruchs mit sich selbst, weil er will, was er nicht soll. Erfahrung macht ihn endlich weiser. Und je mehr er lernt, je mehr sieht er, daß er auch den wunderbaren Bau des Grashalms nicht begreifen kann, daß auch das Sonnenstäubchen auf Gott hindeutet. Je mehr er in Erkenntniß wächst, je überzeugter wird er, daß er wenig weiß. Der Halbwisser weiß das Meiste, der Weiseste fast nichts. Dieser nähert sich, aber freilich auf anderem Wege, noch einmal der Natürlichkeit des kindlichen Gemüths; und seine Wahrnehmung von Beschränktheit des Wissens giebt ihn wieder dem Glauben an den Unsichtbaren, an den Ewigen zurück."

„Guter Freund," sagte Herr von Schwarz, „ich kenne Ihre Leier schon, und erwiedere darauf nichts, als daß Sie viel Wahres und Halbwahres mit einem starken Ansatze zur Mystik, den Sie haben, toll genug durch einander mengen. Sie haben vermuthlich etwas in einem Buche gelesen und nicht verstanden, und kramen das etwas verkehrt aus. Sie halten Ihre Einbildungskraft für Tiefe des Urtheils, und machen damit beständig einen Mißgriff."

„Ich bitte, Herr Oberkriuinalrath, mir wenigstens zu zeigen, wo mich in dem Gesagten die Einbildungskraft täuschte, oder wo ich etwas Gelesenes falsch verstand."

„Junger Mann, Sie sprechen vom Leben, als wenn Sie Alles, was das Leben in seinem Umfange besitzt, schon erschöpft hätten. Junger Mann, wenn Sie vom Kinde und von Unwissenheit reden, mögen Sie aus Erfahrung sprechen; aber wer von der Weisheit der Sterblichen reden will, gehört entweder selbst zu ihrem Range, oder er hat so etwas aus Büchern genommen. Sprechen Sie nun aus Büchern; oder als Weiseſter aus Erfahrung vom Kreisgange des menschlichen Geistes? Doch wozu verderb' ich mit Ihnen die Zeit! Hauptsache bleibt: Verschonen Sie meine Söhne mit Ihrem Krimskrams; Sie thun mir einen Gefallen. Und dann, ich muß nochmals fragen: zu welcher Religion gehören Sie eigentlich?"

Frock erröthete wieder und sagte nichts.

„Ich bin gewohnt, eine Antwort zu hören, wenn ich frage!" rief Herr von Schwarz mit dem ihm eigenen Gebieterton.

„Herr Oberkriminalrath," sagte Frock endlich, „ich kann es nicht länger verschweigen. Sie verstehen, wie Keiner, die Kunst als Meister, den Menschen in sich selber zu vernichten, indem Sie ihm allen Glauben an eigenen Werth tödten. Ich würde Ihr Haus längst verlassen haben, trüge ich nicht alles Schmerzliche gern aus Liebe zu Ihren Söhnen, die mir ans Herz gewachsen sind. Ich will glauben, daß ich in Ihren Augen zu wenig Verdienst habe, um etwas zu gelten; aber seien Sie so großmüthig, mir mindestens mein Vertrauen auf mich selbst zu lassen."

„Sehen Sie, Frock, das sind nun wieder Ihre gewöhnlichen Sprünge. Möchte ich mich bemühen, Sie zu Verstand zu bringen, zu richtiger Ansicht der Dinge, so ist's gefehlt. Meinethalben, wenn Sie aus dem Hause gehen wollen, ich sperre Sie nicht ein. Meine Knaben sind ohnedies Ihrem Unterrichte entwachsen. Die Jungen sollen Sprachen, Lateinisch, Griechisch lernen; Sie verstehen nichts davon. Ihnen gehen alle gründlichen Kenntnisse ab. Thun Sie also, was Sie wollen. Aber denken Sie an mich; wohin Sie in der Welt kommen, Sie werden allenthalben zu kurz kommen. Einbildung von sich, völlige Unbeholfenheit in den einfachsten Lebensverhältnissen wird Sie ins Elend führen. Wo haben Sie auch nur einen einzigen Menschen, der Sie auszeichnet oder schätzt? Müssen Sie nicht mitten in der Hauptstadt wie ein Einsiedler leben? — Meinethalben, thun Sie, was Sie wollen!"

Damit wandte sich Herr von Schwarz ab, und Frock ging traurig zu seinen Zöglingen.

3.

Dergleichen Unterhaltungen waren keine Seltenheit zwischen beiden Leuten. Frock verließ das Haus darum doch nicht. Wirklich hing er mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an den Knaben, die er erzog. Gewöhnlich schloß er sie, nach den Gesprächen mit ihrem Vater, heftiger, auch wohl mit nassen Augen an sein Herz, und sagte: Ihr seid ja die Einzigen, die mich verstehen und werth halten. Verlier' ich euch, verlier' ich Alles.

Frock war aber auch, hätte er das Haus verlassen, ohne alle Aussicht. Vermuthlich wußte das der Kriminalrath sehr gut, so wie er auch nicht vergaß, daß Frock in dürftigen Umständen zu ihm gekommen war. Weil Schwarz eben einen Hauslehrer bei

seinen Kindern, oder vielmehr einen Aufseher bei ihnen brauchen konnte, hatte er ihn fast nur um Obdach und Beköstigung aufgenommen. Ueber Gehalt und Lohn ward nichts ausbedungen. Was Schwarz gab, ward immer wie Geschenk und Gnade angesehen, und reichte kaum zu anständiger Bekleidung der Person hin. Aber gerade dies war dem Oberkriminalrathe recht. Es sollte in seinem Hause Alles und Jedes in Abhängigkeit von seiner jedesmaligen Laune stehen.

Jonathan Frock lebte daher sehr eingezogen und still. Gesellschaft sah er selten. Er war nirgends heiterer, offener, herzlicher, als bei seinen zwei kleinen Freunden, die er bildete; sonst zurückhaltend und schüchtern. Wenn man ihn nur ein wenig zutraulich machte, verklärte sich sein ganzes Wesen. Er ward lebhafter, offener, beredsamer; seine Augen blitzten von einem innern Feuer. Eine gewisse Gutmüthigkeit nahm für ihn ein. Das Alles verschwand und erlosch aber eben so schnell, als man ihn verspüren ließ, er sei fremd und am unrechten Orte. Im Schwarzischen Hause war ihm ein verschlossenes Wesen beinahe zur andern Natur geworden. Frau von Schwarz zog ihn so wenig, als ihr Mann, hervor. Sie stand in gleichem Verhältnisse stolz und abstoßend gegen ihr Hausgesinde — und dazu rechnete sie auch den Aufseher ihrer Kinder —, als ihr Mann gegen sie. Durch hohen Ton glaubte sie den Leuten diejenige Ehrfurcht wieder einzuflößen, welche ihr des Eheherrn unartiges Betragen zu rauben drohte. So blieb zwischen ihr und dem Hauslehrer eine noch größere Kluft, als zwischen ihm und dem Herrn von Schwarz.

Es war Frock übrigens ein nicht übler Mann, seinem Aeußern nach; zwar nicht schön, aber wohlgewachsen. Er hatte ein offenes, angenehmes, aber blasses Gesicht, das durch ein pechschwarzes krauses Kopfhaar noch bläßer ward; zarte, weiße Hände, um die ihn manches Mädchen beneiden konnte; eine weiche, seelenvolle Stimme und viel Bedeutsamkeit in seinen Geberden, wenn er lebhafter redete. Er mochte ungefähr achtundzwanzig Jahre alt sein. Dabei war er im Aeußern, so einfach er auch gekleidet sein mochte, ungemein sauber. Aus allen seinen Reden leuchtete religiöser Sinn. Doch ging er selten zur Kirche, oder nie. Oft, wenn er recht heiter zu sein schien, und sein Auge lachte, und er Neigung zeigte, sich der Freude ganz hingeben zu wollen, konnte er plötzlich verstummen. Man sah, daß Trauriges in ihm vorging. Zu manchen Zeiten konnte er bei gleichgültigen Gesprächen in Verlegenheit

gerathen, und ohne Veranlassung erröthen. Immer ein Beweis, daß er reizbar, oder, wofür auch die Bläße seines Gesichts sprach, von unsicherer Gesundheit war. Herr von Schwarz aber, mit seinem Kriminalrichterblick, ahnete aus dergleichen Verwandlungen etwas Böseres. Er hatte es verschiedene Male darauf angelegt, ihn auszuforschen. Doch kam er damit nicht weiter, als daß er erfuhr, Frock sei aus dem Elsaß gebürtig, von armen Aeltern; habe eine Zeit lang unter französischer Fahne als gemeiner Soldat gestanden; sei in der Schweiz, in Italien, in Aegypten gewesen; am Schenkel durch eine Kugel verwundet, des Kriegslebens satt geworden; endlich, und vermuthlich ohne Urlaub, davon gelaufen.

Weil sich Frock übrigens im Hause untadelhaft und friedlich aufführte, ließ es der Oberkriminalrath dabei bewenden. Dieser hielt ihn ohnedies für einen ganz unbedeutenden Menschen, und glaubte nichts weniger, als daß derselbe je bedeutenden Einfluß auf sein Schicksal haben würde.

4.

Wenige Wochen nach jener Unterredung aber ereignete sich ein Vorfall, der den Bruder Wunderlich, wie Herr von Schwarz seinen Knaben-Aufseher nannte, plötzlich aus dem Hause entfernte.

Dieser unterrichtete eines Tages die Kinder in der Geschichte, und redete eben mit der ihm eigenen Wärme von der muhamedanischen Religion, von dem Vortrefflichen, was der Koran der Türken enthalte, von den Tugenden, welche bei Bekennern des Propheten von Mekka oft häufiger, als unter Christen, gefunden würden. Herr von Schwarz kam dazu, hörte dies eine Weile lächelnd, aber bitter lächelnd an, denn er war übelgestimmt. Er hatte zufällig erfahren, daß man sich am Hofe über eine von ihm herausgegebene Schrift, die Reform des Justizwesens betreffend ein wenig lustig gemacht habe. So brach er die Gelegenheit vom Zaun, und ließ seinen Unmuth in ärgerlichen Spott gegen den blassen, duldsamen Verkünder des arabischen Propheten aus. Dieser schwieg und stierte trübsinnig vor sich hin. Die beiden Knaben hörten nicht auf den Vater, sondern sahen traurig ihrem Lehrer nach den Augen, als wollten sie ihn trösten; und legten ihre Hände auf seine Schultern, als wollten sie sagen: Beruhige dich, wir gehören dir doch an!

Den Auftritt unterbrach das Erscheinen des Majors von Tulpen, eines verabschiedeten königlichen Offiziers, der von Zeit zu Zeit in das Haus zu kommen pflegte. Denn er war mit der Frau von Schwarz verwandt, und glaubte mit dem Oberkriminalrath guter Freund zu sein. Er hatte demselben in frühern Jahren wesentliche Dienste geleistet, als der Major noch nicht verabschiedet, und Herr von Schwarz noch ein wenig bekannter Mann war. Damals hatte Schwarz mehr denn anderthalb Jahre unentgeltlich beim Major gelebt, der ihm auch durch Empfehlungen den Weg zu seiner nachmaligen glänzenden Laufbahn öffnen half. Herr von Tulpen war ein ganz wackerer, aber etwas hastiger Mann, der viel von seinen mitgemachten Feldzügen zu erzählen wußte, auch gern erzählte, nur daß es ihm etwas an Zahlen- und Namengedächtniß fehlte.

Diesmal brachte ihn wirklich der Abgang seines Zahlensinns zum Herrn von Schwarz.

„Ich bin in einer verdammten Verlegenheit, Herr Gevatter Oberkriminalrath!“ rief er; „Sie müssen mir einen Liebesdienst thun!“

„Von Herzen gern, mein Bester!“ sagte Herr von Schwarz. „Ich höre hier mit Vergnügen dem Unterricht meiner Kinder zu, und das Lob der türkischen Religion von den Lippen der Unmündigen. Wir wollen uns von den Muselmännern nicht in den Tugenden der Freundschaft, Großmuth und Dankbarkeit oder Barmherzigkeit übertreffen lassen.“

„Desto besser! So treff' ich's gut!“ rief Herr von Tulpen. „Denn ich muß Geld haben, und sollte ich's stehlen! Kommen Sie! nur ein paar Wörtchen im Vertrauen.“

Das Wort Geld stimmte den Herrn von Schwarz doch etwas um. Er war gar nicht gewohnt, daß ihn der Major um Gefälligkeiten bat, noch weniger um Geld. Er hoffte daher eine etwaige Bitte um Geld desto leichter beim Major zu unterdrücken, wenn er es nicht zu einer Unterredung unter vier Augen kommen ließ.

„Sprechen Sie nur ganz frei,“ sagte er, „ich habe vor meinen Kindern und ihrem Lehrer nie ein Geheimniß. Nur heraus mit Ihrem Geschäft!“

„Zum Kuckuk, das ist ganz gut!“ sagte der Major verlegen. „Aber ich möchte doch meine verdammte Lage nicht Jedem offenbaren.“

Eben das wollte Schwarz, und darum blieb er in der Unter-

richtsstube, trotz allen Bittens und Fluchens des Majors, dessen Aengstlichkeit in allen Mienen zitterte. Und was dieser ihm sagen mochte, Schwarz drehte es immer mit vieler Laune in Spaß um. Der Major lief einige Male auf und ab (Schwarz hoffte, er werde aus der Stube laufen), blieb dann stehen, schwenkte den etwas abgerissenen Kriegerhut dreimal im Kreise herum und sagte: „Sehen Sie, muß mich der Kobold reiten — mach' ich den dummen Streich — wie ich nun so bin — lasse mich von dem Kaufmann — Kaufmann Dings da — ei, Sie wissen ja, mein Nachbar ist's, der Bankerott machte und davon gegangen ist — kurz und gut, lasse mich vor Jahr und Tag von ihm breit schlagen, Bürge zu werden um tausend Gulden, ich, der ich keine tausend Gulden im Vermögen habe — soll nun zahlen — tausend Gulden zahlen — bedenken Sie, ich, der keine tausend Groschen hat ...."

„Das ist allerdings schlimm!" erwiederte Herr von Schwarz ungemein ernst und höflich. „Sind Sie einziger Bürge?"

„Einziger! denken Sie, und wie in dem verdammten Wische steht, mit gesammtem Habe und Vermögen, jetzigem und künftigem. Hab's nun wohl vor Gericht deutlich erklärt, ganz deutlich, hätte keine tausend Groschen; sagt' es auch dem Finanzrath Dings da, dem ich die tausend Gulden zahlen soll. Man zuckte die Achseln, und ich zuckte sie auch. Und so gingen wir aus einander. Nun meinte ich, es sei vor der Hand, leider zum Schaden des Finanzraths, abgethan. Sieh' da, wart' ich auf das Quartal von meiner Pension, warte drei, vier Wochen. Will nichts kommen. Kein Groschen im Hause; die letzte Kartoffel verkocht; drei Wochen keinen Bäcker bezahlt; der Fleischer schickt ein Conto. Ich muß etwas zu leben haben. Meine beiden Mädchen haben auch Fleisch und Blut. Ich laufe in die Kriegskanzlei; denke, sie haben's vergessen. Zuckt der Kriegsrath Dings da die Achseln und sagt: Thut mir leid; Finanzrath Dings da hat auf Ihre Pension durch die Gerichte Beschlag legen und sie einziehen lassen. Das wissen Sie ja! Hol' ihn der Geier! sag' ich; ich weiß nichts davon. Laufe zum Finanzrath Dings da. Der zuckt die Achseln, und sagt: Das Gericht hat Sie für den Kaufmann Dings da, als seinen Bürgen, zum Zahlen verurtheilt. Sie wissen's ja! Hol' der Geier das Gericht! ich weiß nichts davon. Wovon soll ich leben mit meinen beiden Töchtern? Komme mit dem Majorstitel und halber Hauptmannsgage kaum ohne Hungerleiderei durch. Biete aber doch dem Finanzrath Dings da vierteljährlich fünf Thaler an; will so, will's Gott,

ehrlich abzahlen nach und nach, wenn auch langsam. Er zuckt die Achseln. Hol' der Geier die Achselzucker! Nun komm' ich zu Ihnen."

Der Oberkriminalrath nahm sich wohl in Acht, die Achsel zu zucken, sagte aber doch: „Allerdings, das steht schlimm. Sie haben gefehlt, daß Sie die Bürgschaft so leichtsinnig übernahmen! Hier läßt sich nichts mehr ändern, auch nicht gegen den Spruch des Gerichts rekurriren."

„Will auch das Gericht nicht kuriren; aber Gevatter Oberkriminalrath, kuriren Sie mich von meiner Herzensnoth! Habe sonst und kenne sonst Keinen, als Sie. Darum komm' ich zu Ihnen. Schießen Sie mir die tausend Gulden vor! Wissen Sie was? Jährlich zahl' ich Ihnen funfzig Gulden zurück. Ich will von Ihnen nichts geschenkt. In so und so viel Jahren haben Sie Alles wieder."

„So und so viel heißt hier aber zwanzig!" sagte Herr von Schwarz, und senkte den Kopf bedächtig vor sich auf die Seite nieder.

„Nun ja, zwanzig!"

„Gut! Aber, mein Bester," fuhr der Kriminalrath fort, und that leise drei Schritte rückwärts, „wenn man nur immer bei Kasse wäre. Zum Beispiel, ich bin jetzt ohne Baarschaft."

„Ihnen leiht Jeder."

„Ich habe meine Schulden. Sie wissen das nicht. Ich wäre diesmal außer Stande, Ihnen zu helfen."

„Außer Stande?" lallte Herr von Tulpen, und konnte lange kein Wort mehr vorbringen. „Oder sagen Sie deutsch heraus: Sie wollen nicht."

„Am Willen, bester Major, fehlt's nicht: aber das Können!"

„So möchte ich mir noch für einen Groschen Pulver kaufen, und mir die Kugel durch den Kopf schießen. Dann müssen Sie meine kleine Leonore erhalten; Sie sind ja ihr Taufpathe."

Der Kriminalrath zuckte statt aller Antwort die Achseln. Der Major gerieth in wahre Todesangst, und flehte aufs rührendste. Fest, höflich, doch herzlich, lehnte Herr von Schwarz Alles ab. Zum Glück meldete ihm ein Bedienter einen fremden Herrn an. Er verneigte sich und ging.

„Sie wollen also nicht?" schrie ihm der alte Major nach.

„Kann nicht!" sagte der Kriminalrath kalt an der Thür, und verschwand.

Dem Major brachen die Kniee. Er setzte sich oder sank vielmehr auf einen nahen Sessel; blieb lange unbeweglich, zerdrückte endlich seinen alten Hut mit Ingrimm, und rief, wie ein Verzweifelnder, das Auge gen Himmel wälzend, mit schauerlicher Stimme: „Soll ich denn mit meinen Kindern verhungern?“

5.

Frock hätte sich mit seinen Zöglingen längst schon gern entfernt gehabt. Er war aufgestanden. Immer hatte er den Major mitleidsvoll betrachtet. Jetzt trat er schüchtern zu ihm, und sagte ehrerbietig und leise: „Warten Sie nur noch einen Augenblick!“

„Hol' Euch der Geier!“ fuhr ihn der Major donnernd und mit glühendem Gesichte an.

„Warten Sie doch nur einen Augenblick!“ wiederholte Frock mit einer bittenden Geberde, und ging eilig davon. Nach wenigen Minuten kam er wieder, trat auf den Zehen zum Major, und hielt ihm mit der Hand eine Schnupftabaksdose hin. Herr von Tulpen achtete auf ihn nicht, und saß in sich vertieft da.

„Nehmen Sie!“ sagte Frock.

„Fort!“ schrie der Major, und zuckte mit dem Stock in der Hand. „Bin ich Sein Narr? Ich schnupfe nicht!“

„Diese Dose ist mehr als tausend Gulden werth. Ich gebe sie Ihnen. Nehmen Sie sie nur, Herr Major!“

Der Major sah die Dose seitwärts verdrießlich an, riß aber doch die Augen auf, als er sie wunderbar strahlen sah, und die beiden neugierig sich hinzudrängenden Knaben einmal über das andere ihr: „Oh! oh!“ riefen. Es war eine kostbar gearbeitete goldene Dose mit Schmelzwerk, in einem Viereck von großen Diamanten leuchtend.

Herr von Tulpen sah bald die Dose, bald den Geber an. „Was soll denn das?“ fragte er.

„Nehmen Sie, Herr Major! Damit können Sie Ihre Schuld bezahlen. Ich gehe mit Ihnen zum Juwelier; er soll sie schätzen. Kommen Sie!“

„Herr!“ rief der Major mit sanfter Stimme, „wer sind Sie?“

„Ich heiße Jonathan Frock!“

„Jonathan Frock? — und das Ding da, glauben Sie, sei tausend Gulden werth?“

„Unter Brüdern mehr!“ erwiederte Frock. „Kommen Sie!“

„Und Sie wollen meine Schuld damit tilgen?“

„Gewiß und gern!“

„Aber wer sind Sie?“

„Ich bin Jonathan Frock, Lehrer bei diesen Kindern.“

Da ward der Alte stumm. Er sah den jungen Mann lange an, bis er nichts mehr sehen konnte; das Wasser trat ihm in die Augen. Dann schlug er die Arme um den Jüngling, und sagte leise mit schmerzlich gebrochener Stimme: „Nun denn, Jonathan, so laß mich dein David sein!“ — Frock beruhigte ihn, nahm ihn und führte ihn zum Juwelier. Dieser schätzte die Dose auf zwölfhundert Gulden; und da man sie ihm zum Verkauf anbot, nahm er sie endlich auch um den Preis an, wiewohl er tausendmal betheuerte, sich in der Schätzung zu eignem Nachtheil übereilt zu haben.

Beide gingen zum Gläubiger des Majors. Die Schuld ward abgethan; dem Major das Vierteljahrsgehalt zurückgestellt; bei der Kriegsrechnungskammer Alles berichtigt.

Unterdessen hatte der Oberkriminalrath von seinen Kindern die ganze Begebenheit erfahren. „Eine goldene Dose mit Brillanten!“ rief er zehn und zwanzig Male. „Wie kommt der Schlucker zu einer goldenen Dose?“ — Die Antwort hatte er eben so schnell gefunden, als die Frage. „Gestohlen!“ dachte er, ließ einen Schlosser rufen und Frock's kleinen Reisekoffer öffnen. Er untersuchte selbst, ob noch Kostbarkeiten darin verborgen wären, und fand, außer einigen beschmutzten Schriften, einiger Wäsche und Kleidern, nichts.

Er hatte die Arbeit eben vollendet, als Frock mit gewöhnlicher bescheidener Art in die Stube trat, und sich ehrerbietig verneigte. Als aber seine Augen auf den erbrochenen Koffer fielen, verwandelte sich plötzlich seine Miene; vom Erstaunen ging er zum Ernst, vom Ernst zum Zorn über. Er ward wieder der napoleonische Soldat, der er gewesen; packte mit gewaltiger Faust den Oberkriminalrath an der Brust, schüttelte ihn dreimal hin und her, und warf ihn dann gegen die Wand.

„Was haben Sie sich angemaßt? Halten Sie mich für einen Dieb?“ rief Frock mit erschütternder, löwenhafter Stimme. „Wer gab Ihnen Macht und Befugniß, fremdes Eigenthum zu durchstöbern und heimlich Schlösser aufzubrechen? Bin ich verdächtig, giebt's keine Gerichte? Kennen Sie die Gesetze?“

Der Kriminalrath fiel bei dieser äußerst unerwarteten Haupt- und Staatsaction ein wenig aus der gewöhnlichen Fassung. Er

gestand nachmals selbst, er habe hier zum ersten Male in seinem Leben die Geistesgegenwart verloren. Zu verargen war ihm das eben nicht. Denn, ungerechnet, daß er über einer verbotenen That ertappt worden war, lag in Frock's Verwandlung etwas wahrhaft Erschreckliches und Unbegreifliches. Dieser sonst unterthänige und schüchterne Mensch hatte den Muth, einen Oberkriminalrath zu schütteln; er, sonst wie ein Lamm, war schrecklich mit seinem Flammenblick und Ernst; seine donnernde Sprache schien ihm eben so wenig zu gehören, als die Riesenkraft des Arms.

Frock wies dem Herrn von Schwarz mit gebietendem Zeigefinger die Thür, und dieser, bleich und athemlos eine Entschuldigung stammelnd, verließ das Stübchen; hatte aber kaum mit dem Fuß das feindliche Gebiet verlassen, als er sich mit kriminalrichterlicher Majestät wieder umwandte und zurück rief: „Herr Frock, Sie verlassen auf der Stelle mein Haus!“

Ohne Zweifel war Frock gleicher Meinung; denn er hatte schon aus dem Fenster einen Arbeitsmann von der Gasse heraufgewinkt, der ihm den Koffer tragen sollte, welchen er, nach Durchmusterung der darin befindlichen Papiere, und Füllung mit einigen Kleidern und Büchern, sogleich verschloß. Er suchte seine beiden Zöglinge auf, drückte sie mit stummer Liebe weinend an seine Brust, und verließ das Schwarzische Haus auf ewig.

6.

Sehr zeitig kam folgenden Morgens der Herr Major von Tulpen. Er fand die Frau von Schwarz allein; ihr Mann war in Geschäften ausgefahren. „Desto besser, gnädige Frau!“ sagte der Major; „denn ich suche ihn auch nicht, und werd' ihn in dieser Welt schwerlich wieder suchen. Hat mich in meiner Todesangst verlassen, darum wird mich auch die Todesangst nicht wieder zu ihm treiben. Aber wo ist mein Jonathan?“

„Ihr Jonathan, Herr Major? Ich kenne ihn nicht.“

„Was, meinen Jonathan nicht? — Er heißt eigentlich — nun doch — Jonathan Pfropf oder Kropf — Sie kennen ja den Dings da! Er ist Ihr Hauslehrer.“

„Ach, den Frock! Der ist nicht mehr bei uns. Mein Mann jagte ihn gestern aus dem Hause!“

„Aus dem Hause? Was? weil er großmüthiger, als Ihr

Mann war? Was, aus dem Hause? — Ich bin ein armer pensionirter Kriegsknecht, habe nicht mehr als so und so viel Einnahme vierteljährlich, aber den Jonathan Dings da will ich zu mir nehmen lebenslang und ihn todt füttern.“

„Nehmen Sie sich in Acht! Er ist ein schlechter Mensch. Gutes Gewissen hat er nicht, das haben wir längst bemerkt. Sie könnten sich einen schlimmen Gesellen ins Haus setzen!“

„Einen schlimmen Gesellen?“ rief der Major, ward feuerroth, und seine Augen funkelten vor Zorn über das Wort. „Hol' euch der — nun, ich will nichts gesagt haben, gnädige Frau! Aber ich verbitte mir alle Anzüglichkeiten!“

„Sie verstehen mich wohl falsch, Herr Major, ich spreche nicht von Ihnen!“

„Aber von dem Jonathan Kropf! Sagen Sie mir kurz heraus, wo ist er?“

„Schon seit gestern fort.“

„Aber wohin?“

„Das wissen wir nicht, und kümmert uns nicht!“

„Aber mich! Adieu! — Nein, schreiben Sie mir doch seinen verteufelten Namen auf! Zopf heißt er? Schreiben Sie ihn nur auf ein Zettelchen! Ich will von Gasse zu Gasse laufen. Ich werd' ihn schon finden.“

„Falls er sich nicht aus dem Staube auf und davon gemacht hat. In der Stadt wird er schwerlich bleiben!“ sagte Frau von Schwarz, und gab ihm Frock's Namen auf einem Blatt.

Lächelnd steckte Herr von Tulpen das Papier ein, und sagte: „Ist Ihr Mann denn der König oder Gouverneur?“ schlug bedeutsam und stark an seinen Degen, machte eine stumme Verbeugung und ging. —

Er ging, wie er gesagt hatte, von Gasse zu Gasse durch die weitläufige Königsstadt; kam matt und müde heim; aß mit seinen Kindern; setzte Nachmittags die Reise fort; fragte unterwegs alle Bekannte, die ihm begegneten; lief so einen Tag wie den andern; und gab endlich nach wochenlangen vergeblichen Kreuzzügen die Hoffnung auf, den theuern Helfer in der Noth noch in der Stadt zu finden.

7.

Und doch hatte sich Frock aus derselben nicht entfernt, sondern nur eine Nacht im ersten besten Wirthshause zugebracht, dann andern Tages bei einer alten Wittwe ein Stübchen gemiethet, und durch Intelligenzblätter dem Publikum seine Dienste angeboten, daß nämlich an der Marktgasse im Hause Nr. 117., im ersten Stock, Jeder, wer Schriften deutsch oder lateinisch schön abschreiben, oder aus dem Deutschen ins Französische und umgekehrt übersetzen, Aufsätze und Briefe aller Art verfertigen lassen wolle, zu allen Stunden des Tages schnelle, billige und verschwiegene Bedienung finden würde.

Frock hatte sich also einen Erwerbszweig geschaffen, der ihn vor dem Hungertode bewahren sollte. Doch unterließ er auch nicht, fleißig in den Intelligenzblättern nachzusehen, wo man einen Hauslehrer suche. Er war mit dem Letztern minder glücklich. Hingegen fand sich bald Kundschaft für sein Hülfs-, Schreib- und Kopir-Büreau, besonders als er diesen Titel, mit großen, doch zierlichen Buchstaben, auf einem großen Bogen Papier, an dem Hause der Wittwe ausgehängt hatte. Gelehrte brachten ihm ihre unleserlichen Manuskripte, um sie für die Druckereien abschreiben zu lassen. Dienstmägden und Handwerksburschen mußte er Briefe an hartherzige Verwandte oder treulose Geliebte machen. Andere verlangten Uebersetzungen. Genug, es gab mancherlei Verdienst; und war dieser auch gering, so blieb er doch zureichend, ihm die unentbehrlichsten Bedürfnisse zu befriedigen. Er gebrauchte wenig; nach einigen Monaten mehrte sich seine Arbeit, als seine Geschicklichkeit und Billigkeit bekannter ward; besonders war sein Gedächtniß bewunderungswürdig, das vorzüglich denen zu statten kam, die durch ihn Briefe schreiben ließen, und nachher meistens Datum und Inhalt vergessen hatten. Er hielt aber auch musterhafte Ordnung; denn von Allem, was er arbeitete, trug er Tag der Abfassung, Namen der Personen und wesentlichen Inhalt in ein eigens dazu bestimmtes Buch ein. Sein Geschäft, so mühsam es auch sein mochte — oft mußte er Nächte zu Hülfe nehmen —, war bei dem Allen nicht ohne Unterhaltung. Er erfuhr da manches Geheimniß liebender Herzen, die Lebensangelegenheiten mancher ihm unbekannten Familie und erweiterte damit seine Menschenkenntniß.

Er gefiel sich in dieser Unabhängigkeit. Ihm war, da er aus dem Schwarzischen Hause gegangen, als wäre er aus der algieri-

schen Sklaverei in die selige Freiheit getreten. Blos der Verlust seiner geliebten Zöglinge kränkte ihn lange. Doch überwand er den Schmerz, und den noch größern, daß er nun keine Seele hatte, an der er hing, und die er die seine nennen konnte. Es machte ihm eines Tages recht peinliche Empfindung, als ein ihm fremder Mensch eintrat, und eine mehrere Bogen lange politische Abhandlung auf der Stelle abgeschrieben zu haben wünschte. Er erkannte nämlich in der Schrift, die er kopirte, die Hand des Oberkriminalraths von Schwarz. Der Ueberbringer derselben erklärte zugleich, er werde die Abschrift andern Tags abholen; schön solle sie nicht, sondern geschwind und flüchtig geschrieben sein. Er vollbrachte die Arbeit mit Ekel. Immer war ihm, bei jedem Blicke auf die Vorschrift, als sähe er die verhaßte Gestalt seines ehemaligen Zwingherrn vor sich.

Gesellschaft besuchte er äußerst selten; theils mangelte ihm dazu Zeit, theils und mehr noch Geld. Der Gesundheit wegen machte er wohl Lustgänge, frische Luft zu schöpfen. Oefter aber noch besuchte er die Nachbarschaften nahe und fern blos mit den Augen. Er hatte ein gutes Dollond'sches Fernrohr, mit welchem er die Umgenden musterte. Sein Zimmer ging hinten hinaus über eine Reihe Gärten. Im fernen Hintergrunde sah man die äußersten Gebäude einer Vorstadt, meistens armselige, kleine Häuser, die ans offene Feld stießen.

Dies unschuldige Vergnügen war dem genügsamen Einsiedler zuletzt wahres Bedürfniß. Es kann kein Astronom des Nachts mit dem Teleskop die Räume des gestirnten Himmels emsiger und genauer durchspähen, um einen den bloßen Augen unsichtbaren Kometen, oder einen neuen Planeten, oder die Gebirge der glänzenden Venus zu erforschen, als Frock alle Tage die Gegenstände seines Gesichtskreises Stück für Stück musterte. Endlich trat er mit dem Fernrohre sogar regelmäßig zu bestimmten Stunden an das Fenster, er mochte auch noch so viele und dringende Arbeiten auf seinem Tische liegen sehen. Und kamen auch etliche seiner Kunden: er ließ sich nicht stören; sie mußten warten.

Wie man nachher erfahren hat, gab es dazu triftige Gründe. Er hatte die Entdeckung eines Sterns, und zwar einer Venus gemacht. Er beobachtete nämlich eins von den Häusern im entfernten Raum der Vorstadt. Das Haus war klein, aber niedlich; ihm nur von der Hinterseite sichtbar, wo im Hofe ein Brunnen stand. Zu diesem Brunnen kam im Sommer gewöhnlich um sechs, im

Winter um acht Uhr Morgens ein schön gewachsenes, säuberliches Mädchen, und füllte einen Eimer mit Wasser, trug ihn ins Haus, und wiederholte das Geschäft einige Male. Zuweilen geschah dies auch Nachmittags ein Uhr. Die Beschäftigungen des Mädchens beim Brunnen waren sehr abwechselnd. Zum Beispiel, sie wusch Kraut oder Salat, manchmal sogar Gesicht und Hals des Morgens. Und was die Jungfrau — denn dafür hielt sie der Fernseher — auch irgend verrichten mochte, Alles geschah mit einer ungekünstelten Anmuth, die den Beobachter für sie eingenommen haben würde, auch wenn ihr Gesichtchen weniger schön gewesen wäre. Daß die Wasserträgerin aber schön sei, hätte sich der Astronom schwerlich ausreden lassen. Ihr dickes, goldenes Haupthaar, welches gewöhnlich unter einer feinen, schneeweißen Haube lockig hervorquoll, ihre mildrothen Wangen, die schöne Zeichnung der Nase und des kleinen Mundes sprachen allerdings für seine Behauptung. Er glaubte ihr aber sogar genau in die blauen Augen sehen und durch die Augen ins heimliche Herz blicken zu können. Nun muß Jedermann gestehen, daß er darin etwas zu starkgläubig war. Wer hätte auch je mit Hülfe eines Fernrohrs Entdeckungen in einem Mädchenherzen gemacht?

Frock aber ließ sich von seiner Meinung nicht abwendig machen. Seiner astronomischen Theorie zufolge war das Mädchen eine fleißige, häusliche Bürgerstochter, und keine gemeine Dienstmagd; sittsam, unschuldig, ernsthaft und sinnig. Nur ein einziges Mal unter zweihundert vierundsechzig sorgfältigen Beobachtungen glaubte er sie singen gehört zu haben, nämlich durch das Fernrohr. Ihre Stimme mußte wohl in der ungeheuren Entfernung verschwinden.

Anfangs hielt er sie für eine Wäscherin, denn er sah sie außer dem Wassertragen allwöchentlich mit Aufhängen und Trocknen der Wäsche im Haushofe bemüht. Zuweilen hätte er ihr gern geholfen, wenn ein Stück von der Leine fiel, die zwischen drei Bäumen ausgespannt war. Doch ließ er von seiner Hypothese ab, da er nach langen Erfahrungen eine regelmäßige Wiederkehr jedes Stückchens der schon gesehenen Wäsche bemerkte. Diese gehörte also einer und derselben Familie an. Der Cyklus, oder die periodische Wiederkunft der Schnupftücher, Hemden, Betttücher und so weiter, vollendete sich gewöhnlich in acht bis zehn Wochen. In der Familie, die zur Wäsche gehörte, mußten zwei erwachsene Frauenzimmer, ein Kind, eine Mannsperson sein. Aus dem Rauch, der von Zeit zu Zeit aus einem Nebengebäude hervorstieg, noch mehr aus den

zuweilen von einer Dachöffnung des Hauses selbst niederwehenden blauen Linnen- oder Baumwollentüchern, die da ebenfalls zum Trocknen hingen, ließ sich muthmaßen, der Vater sei ein Färber. Die Konjektur stieg zur moralischen Gewißheit, als eines Tages ein ältlicher Mann mit aufgestreiften Hemdärmeln und ganz blauen Händen neben der schönen Wasserträgerin am Brunnen stand. Sie lächelte ihn sehr vertraulich und freundlich an. Dieser Anblick, nämlich des Lächelns, nicht der blauen Hände, entzückte unsern Astronomen so innig, daß er auf seinem Observatorium nicht nur freudig mitlächelte, sondern auch den ganzen Tag lächeln mußte.

Ach, wie wenig ist doch vonnöthen, einen Menschen glücklich zu machen!

8.

So verstrichen dem armen Frock Jahr und Tag. Was soll ich von seinem einfachen, arbeits- und freudenreichen Leben erzählen? Jeder Tag wiederholte dieselbe Geschichte. Er war zufrieden. Er liebte. Er hatte wieder ein Wesen in der Welt, an das er gekettet war. — Nur Eins gehörte dabei zu den unbegreiflichsten Dingen, daß er nämlich aus sonderbarem Eigensinn sich nie die Mühe gab, die Färberin einmal in der Nähe zu bewundern, oder wohl gar ihre Aufmerksamkeit auf sich zu leiten. Denn daß sie durch das Fernrohr alltäglich betrachtet und geliebt würde, konnte ihr im Traume nicht einfallen; viel weniger noch wäre sie auf den Gedanken gerathen, auch ihrerseits ein Teleskop in die Hand zu nehmen, um mit bewaffneten Augen den Mann auf dem Observatorium zu suchen. Er blieb also von ihr ungekannt. Und, es ist kein Zweifel. er wollte es so. Jonathan Frock war ein Mann von eigenen Grundsätzen. Vielleicht hatte er auch schon die Erfahrung gemacht, daß gewisse Schönheiten nur in einer gewissen Entfernung gesehen werden müssen, um liebenswürdig zu bleiben. Und manches, das, in der Ferne gesehen, wünschenswerth scheint, hört auf, in der Nähe unser Glück zu machen.

Selbst aber das mäßige Glück, dessen er jetzt genoß, blieb ihm nicht lange.

Eines Abends ward noch spät angepocht. Er stand auf, kleidete sich an, und öffnete einer fremden, höflich klingenden Stimme die Thüre, weil sie es dringend verlangte. Es trat ein Herr im

grauen Ueberrock herein, einen Degen an der Seite. Hinter ihm standen Soldaten im Gewehr.

„Sind Sie Herr Jonathan Frock?“ war die Frage.

„Allerdings!“ antwortete derselbe sehr verwundert.

„Es thut mir leid, Ihnen ankündigen zu müssen, daß Sie auf Befehl des königlichen geheimen Oberpolizeiamts verhaftet werden und mir nach Auslieferung Ihrer sämmtlichen Effekten folgen müssen, wohin ich Sie führen soll.“

Frock glaubte nicht recht gehört zu haben. Er war in seiner Einsamkeit sich keiner andern Sünde bewußt, als daß er die schöne Färberin zu leidenschaftlich mit dem Fernrohr verfolgt hatte. Inzwischen galt hier kein Säumen oder Widerstreben. Zwei handfeste Polizeidiener traten herein, halfen einpacken und Alles versiegeln. Frock, ohne Verlegenheit und überzeugt, es walte Irrthum über seine Person, kleidete sich anständiger, und steckte, mit Erlaubniß des Gewalthabers, seinen geringen Geldvorrath und sein Fernrohr zu sich. Wozu eben das letztere, läßt sich schwer errathen. Vielleicht hoffte er auf einen Gefängnißthurm zu gelangen, weitere Aussicht und mit Hülfe des Fernrohrs sein Herzgespiel, seine Gesellschafterin mit den goldenen Locken, zu finden.

Er ging in der Nacht zwischen den Begleitern nach dem Bestimmungsorte. Es war ein weitläufiges, hohes Gebäude, mit Zwischenhöfen, Kreuz- und Quergängen. Eine dicke, schwer verriegelte Thür ward aufgethan. Man führte ihn in ein kleines Gemach, angefüllt mit einem Bett, aus einer Matratze und Decke bestehend, einem Tischchen und einem hölzernen Schemel. Man wünschte ihm angenehme Ruhe, schloß und riegelte die Thür zu und ließ ihn im Dunkeln allein. Die Ruhe war nicht angenehm, doch blieb sie nicht aus. Er schlief gegen Morgen, nach manchen sorglichen Betrachtungen, ein, aber dann desto fester und süßer. Man weckte ihn erst spät, und brachte ihm das Frühstück, eine schmackhafte, kräftige Suppe. Er war bisher nur gewohnt, ein frugales Morgenessen von Wasser und Brod zu sich zu nehmen. Das neue Wohnzimmer gefiel ihm auch, wegen der großen Reinlichkeit; aber desto schlechter die Aussicht durch das vergitterte Fenster in einen kahlen, öden, von klosterähnlichen Gebäuden umgebenen Hofraum. Weg war nun Vorstadt, Färberhaus und Wasserträgerin! Er hätte weinen mögen. Doch beruhigte ihn sein Gewissen. Er zweifelte nicht, das Mißverständniß bald zu lösen, welches ihn in diese Einsamkeit geführt haben konnte. Mittags erschien ein nahrhaftes Gericht Brod, Fleisch, Gemüse;

dazu frisches Wasser im Ueberfluß, den Durst zu löschen. So gut hatte er lange nicht gelebt. Und die Aussicht und die Langeweile abgerechnet, lebte er köstlicher als königlicher Gefangener, denn vormals auf seinem Büreau.

Nachmittags ward er zum Verhör geführt. Er stand vor einem schwarzbehangenen Tisch, an welchem einige gestrenge Herren der Oberpolizei saßen. Nachdem er um Herkunft, Namen, Alter, Wohnung, Gewerbe und dergleichen befragt war, legte man ihm eine kleine Druckschrift vor, und fragte ihn, ob er der Verfasser derselben sei? — Er las sie. Der Inhalt schien ihm nicht unbekannt zu sein; doch konnte er sogleich und mit Zuversicht antworten: er sei der Verfasser nicht, denn in seinem Leben habe er von sich noch nichts drucken lassen. Man redete ihm ernstlich zu, der Wahrheit die Ehre zu geben. Er beharrte bei seiner Aussage.

Nun zog der Vorsteher einige beschriebene Bogen hervor, reichte sie dem Inquisiten, und fragte: „Kennen Sie diese Handschrift?“ — Frock erkannte sie sogleich. Es war die seinige. Es war dieselbe Abschrift, welche er einst von einer politischen Abhandlung des Oberkriminalraths von Schwarz hatte fertigen müssen. — Ohne sich zu bedenken, gestand er, es sei seine Handschrift; er habe den Aufsatz nicht selbst verfaßt, noch weniger ihn drucken lassen, sondern für Geld abgeschrieben, wie es sein Gewerbe mit sich gebracht habe. Auf die Frage: wer die Urschrift ihm zum Abschreiben gegeben? erwiederte er: ein Unbekannter, dessen Gestalt und Kleidung re wohl noch ungefähr bezeichnen könne, dessen Namen er aber nie gehört.

Die Verhörrichter schüttelten den Kopf. Frock hatte schon auf der Zunge zu beichten, daß er die Urschrift für eine Arbeit des Herrn von Schwarz gehalten habe. Dadurch konnte er vielleicht mit einem Male aller Verantwortlichkeit entbunden werden. Auch hatte er keine Ursache, seines ehemaligen Quälers zu schonen. Aber er gedachte in diesem Augenblicke der geliebten Zöglinge, die ihm noch immer theuer waren. Und er war edel genug, sie nicht unglücklich machen zu wollen, indem er ihren, wahrscheinlich durch jene Abhandlung sehr strafbaren Vater verriethe. Er verstummte also und ward in sein Gefängniß zurückgeführt.

Er ging noch einmal zum Verhör und wieder zurück. Die Polizei schien immer größern Verdacht auf ihn zu wälzen, daß er selber der Verfasser, oder doch mit demselben wohl bekannt sei. Denn unter hundert ihm vorgelegten Fragen hatte er einige vielleicht

zu leichtsinnig beantwortet, und sich dadurch in Widerspruch mit sich selbst gesetzt.

Schon drei Wochen war er im Gefängnisse gewesen, als abermals Wachen erschienen, nicht um ihn zum Verhör zu führen, sondern in ein anderes Gefängniß, und zwar in einen eigentlichen Kerker. Das behagte ihm da, auf bloßem Stroh, bei Wasser und Brod, in ewiger Dämmerung, schlecht. Und doch schwor er in seinem Herzen, den Oberkriminalrath nicht unglückich zu machen. Denn, dachte er, bleib' ich bei meinen Aussagen, was will man mir anhaben? Hofft man mich vielleicht durch Stroh und magere Kost zu einem offenen Geständnisse zu zwingen? Die Herren irren. Ich halte es aus. Zuletzt müssen sie mich doch frank und frei lassen, und ich hab' meinen geliebten Zöglingen Angst und bittere Thränen erspart.

9.

Schon den andern Tag ward er aus dem Kerker wieder in ein angenehmes, heiteres, gut möblirtes Zimmer versetzt; nur Gitterfenster, Schloß und Riegel der dicken Thür und die Schildwache davor ließen ihn bemerken, daß er noch verhaftet sei. Seine Speisen waren ausgesuchter, er empfing Wein dazu. Es stand ihm frei, sich Schreibgeräth und Bücher zur Unterhaltung kommen zu lassen. Man sagte ihm, das Alles geschehe auf Verwendung einer hohen Person, die an seinem Schicksale lebhaften Antheil nehme. Der gute Frock war mit dieser Theilnahme gar nicht unzufrieden, meinte aber doch, es geschähe ihm damit zu viel Ehre.

Wichtiger ward ihm, als er vor eine Kommission des Kriminalgerichts geführt wurde, unter seinen Richtern auch den Herrn von Schwarz zu erblicken. Vermuthlich glaubte dieser, nachdem er Frock's Benehmen vor der Polizei erfahren, es habe derselbe seine Handschrift entweder nicht erkannt, oder vergessen. Mit schadenfrohem Blicke beobachtete Herr von Schwarz den eintretenden Angeklagten; und eben Schwarz schien durch seine Zwischenfragen Frock's Schuld anschaulicher machen zu wollen.

Der Verklagte bemerkte mit Unwillen die Frechheit dieses Mannes. Lange bekämpfte er seinen Zorn. Aber endlich, als Herr von Schwarz auch ein verdächtigendes Wort von der goldenen Tabaksdose hinwarf, blieb Frock seiner selbst nicht länger Meister. „Aus Schonung gegen meine ehemaligen Zöglinge, Ihre beiden

Söhne, schwieg ich bis jetzt," sagte er zum Oberkriminalrath; „aber die Art Ihres Verfahrens zwingt mich, laut zu werden und das zu sagen, worüber bis jetzt keine bestimmte Frage an mich geschah. Es ist wahr, ich bin nicht Verfasser jener Abhandlung, die für den Allerhöchsten Hof Beleidigungen enthalten, vielleicht Geheimnisse des Staats zum Nachtheile desselben verrathen haben mag. Es ist wahr, ich kenne auch den Verfasser nicht, noch den, welcher sie mir zur schleunigen Abschrift brachte. Aber ich kannte und kenne die Handschrift dessen, der das Original schrieb, welches mir zu kopiren gegeben ward. Es ist die Handschrift des Herrn Oberkriminalraths von Schwarz gewesen."

Schwarz lächelte höhnisch, aber konnte doch nicht eine flüchtige Bestürzung verheimlichen. Seinen Amtsgenossen entging es nicht. Inzwischen bemerkte der Präsident dem Angeklagten, der nun die Rolle des Anklägers spielte, daß er eine Beschuldigung wage, die schwer zu beweisen sei.

„Es ist möglich," erwiederte Frock, „daß das Original vernichtet worden ist, sobald man meine Abschrift besaß. Aber daß ich die Handschrift des Herrn von Schwarz sehr gut erkannte, bezeugt das Gedächtnißbuch, welches ich über meine Geschäfte führte, und das unter meinen übrigen Papieren bei der geheimen Polizei liegt. Ich erinnere mich, daß ich zu der Tagesbemerkung, eine Abhandlung ohne Titel abgeschrieben zu haben, am Rande die Buchstaben setzte: Handschr. v. O. K. R. v. S., das heißt, Handschrift vom Oberkriminalrath von Schwarz."

Auf einen Wink des Präsidenten brachte der Gerichtsdiener eine Kiste herbei. Es waren Frock's Papiere. Er fand das Büchlein, suchte das Datum, fand die Stelle, welche der geheimen Polizei entgangen zu sein schien, und legte sie den Richtern vor. Es verhielt sich, wie er gesagt hatte. Frock ward darauf sogleich wieder in seinen Verhaft zurückgeführt.

Schon den folgenden Morgen ward ihm seine nahe Befreiung und zugleich die Verhaftung des Herrn von Schwarz verkündigt. Denn durch die geheime Oberpolizei war auch der Mensch, welcher die Abhandlung bei Frock zur Abschrift gebracht, nach der von ihm gegebenen Beschreibung, in einer entlegenen Stadtgegend entdeckt und eingebracht worden. Die Aussagen dieses Menschen stimmten mit denen des schuldlosen Frock überein. Beide wurden zum Ueberfluß noch gegen einander gestellt, sich zu erkennen.

An demselben Tage, als dies geschah, hatte Frock noch eine

andere Ueberraschung. Er empfing Besuch vom Major von Tulpen, den ein Unbekannter begleitete. Der alte Major war vor Freuden außer sich, ihn wieder zu sehen. Er drückte ihn mit Rührung an sein Herz.

„Hat doch Alles sein Gutes!“ sagte der Major. „Hätte man Sie nicht gefangen gesetzt, wir hätten Sie in Ewigkeit nicht gefunden. Aber Ihr Prozeß machte Aufsehen, und so erfuhren wir Ihren Aufenthalt.“

„Mich kennen Sie wohl nicht mehr?“ fragte nun auch der Begleiter des Majors.

Frock betrachtete ihn lange, verbeugte sich dann ehrerbietig und sagte: „Eure Durchlaucht erweisen mir unverdiente Ehre!“

„Nicht so unverdiente Ehre! Hätten Sie mich, da Sie mich beim Scharmützel in den Niederlanden gefangen nahmen, nicht so heldenmüthig gegen Ihre Kameraden in Schutz genommen, ich wäre ja längst im Reich der Todten. Sie retteten mein Leben und empfingen den Hieb da für mich von dem tollen Chasseur über die Stirn, der mich durchaus niederhauen wollte.“

„Aber wie konnte Eure Durchlaucht meinen Namen wissen, den ich Ihnen nie gesagt?“

„Den erfuhr ich vom Major, und den Major lernte ich durch den Juwelier kennen, dem Sie die goldene Dose verkauft hatten, die ich Ihnen zur Erinnerung auf dem Schlachtfelde schenkte. Ich wollte während meines Aufenthaltes hier ganz andere Dinge beim Juwelier kaufen; das Erstaunen war nicht gering, meine Dose zu finden. Sie haben sie zu so edlem Zwecke verkauft, daß ich sie Ihnen schlechterdings zurückstellen muß, um damit Ihre Tugend zu ehren.“ — Der Fürst legte die Dose auf Frock's Tisch. Dieser vernahm nun auch, daß er vom Gericht freigesprochen sei.

„Jetzt, Freund Jonathan Schopf,“ rief der Major, „müssen wir uns öfter sehen. Hier auf der Karte ist meine Wohnung angegeben. Sie müssen mich besuchen, sobald Sie frei sind. Ich hielt Sie schon für mich auf ewig verloren. Hol' der Geier den Kriminalrath Dings da! der sitzt nun statt Ihrer. Das kommt von seinem befleckten Herzen. Er wollte dem Justizminister einen bösen Streich spielen, und schlug sich selber ins Gesicht. Geschieht ihm Recht!“

Frock war durch diesen Besuch sehr erquickt. Er gewann wieder Vertrauen zur Menschheit und hielt die überstandenen Schrecken

und Leiden der Gefangenschaft für einen nichtigen Preis, um den er die Freude dieses Tages erkauft hatte.

Schon am andern Morgen ward er in aller Form, mit feierlicher Ehren- und Unschuldserklärung, seines Verhaftes entlassen. Dabei empfing er eine ihm vom Gerichte zugesprochene reichliche Summe, theils als Entschädigung für das Erlittene, theils als Ersatz für das während seiner Gefangenschaft am häuslichen Erwerb Versäumte. Lange war der gute Frock nicht so reich gewesen. Denn auch die Dose des Fürsten, der selbiges Tages wieder von der Residenz abreiste, war mit Goldstücken angefüllt.

10.

Und als Frock sein Stübchen bei der alten Wittwe wieder betrat, hätte er vor Freude weinen, und Tisch und Stühle wie alte, wiedergefundene Freunde umarmen und küssen mögen. Aber den ersten Gang machte er doch mit dem Fernrohre zum Fenster nach hinten hinaus. Er grüßte die drei Bäume mit der Leine, woran wieder das weiße Linnen wehte, wie Wimpel und Fahnen, ihm zu Liebe ausgehängt, um ihn zu begrüßen. Aber die artige Blaufärberin mit Berenicens Lockenwuchs kam leider nicht grüßend hervor.

Ein wunderlicher Mensch war Frock bei dem Allen. Er hatte ein Herz voll Tugend, folglich aller Seligkeit der zartesten Freundschaft fähig. Und doch blieb er von den Menschen zurückgezogen, und zog ihnen Fernsichten, Waschleine, Stühle und Tische vor. Er mochte seine Gründe haben, die man schweigend ehren muß. Die Zuneigung und Dankbarkeit, welche ihm der Fürst bezeigte; hatte ihn sehr gerührt: und doch fiel ihm nicht ein, dem Fürsten um eines Strohhalms Breite näher zu treten. Der Fürst hatte ihn sogar zu sich eingeladen, ihm von einer Stelle an der Schulanstalt seines Fürstenthums gesprochen: und Frock, der ohne Versorgung war, verneigte sich doch nur stumm und ablehnend dabei. Der alte Major von Tulpen hatte ihn gewiß recht herzlich um nähere Bekanntschaft und Umgang gebeten; aber wer nicht kam, war Frock. Und doch war er nichts weniger als menschenscheu; und übergroße Geschäfte fesselten ihn auch nicht ans Zimmer; denn obwohl er sogleich sein Aushängeschild wieder an das Haus der Wittwe befestigte, kam doch in den ersten Tagen seiner Befreiung Niemand, seine Schreiberdienste in Anspruch zu nehmen.

Endlich erschien eines Abends der Major selbst und sagte: „Könnte wohl bis zum Jüngsten Tage warten, Jonathan Rock oder Tarock, ehe du zu mir kämest. Drum fort, mit mir, daß du mein Haus finden lernest! Es ist heute mein so und so vielter Geburtstag. Habe den Keller voll Burgunder und Pontak und Champagner, mit dem mich der Fürst von Dings da bereichert hat, blos für den Gang mit ihm zum Juwelier und zu dir, und für die Geschichte von der Dose, die ich oft genug schon ganz unentgeltlich erzählt habe.“

Frock widerstand nicht. Sie setzten sich in eine Lohnkutsche, weil es schon dunkel war, und fuhren ab. Der Major war ungemein aufgeweckt und gesprächig, wie immer; als sie aber beinahe an Ort und Stelle waren, hob er an zu lärmen und zu fluchen. „Dummer Streich!“ rief er. „Fahre vor dem Registrator Dings da vorbei, und hab' ihm doch gesagt, ich werd' ihn zum Abendessen abholen. Der ist ein kreuzbraver Mann; wirst dich freuen, Jonathan, ihn kennen zu lernen. Nun, ich setze dich bei meinem Hause ab, und fahre wieder zurück und hole ihn.“

Der Wagen mußte halten, Frock absteigen, ins Haus gehen. „Rechter Hand ins Zimmer!“ rief der Major, und fuhr zurück.

Frock tappte im Dunkeln der Hausflur; fand die Thür; pochte an; ward hineingerufen; sah den gedeckten Tisch; helle Kerzen brannten — und in dem Augenblicke ward es ihm fast dunkel vor den Augen; denn die berühmte Blaufärberin stand lebendig vor ihm da mit ihrem goldenen Haarwuchs, und empfing ihn sehr gütig. —

„Ich habe mich ohne Zweifel verirrt,“ stammelte er, „denn ich wollte zu Herrn Major von Tulpen, den ich hier erwarten soll.“

„Sie sind am rechten Orte; mein Vater kann nicht mehr lange ausbleiben, wenn Sie sich ein Weilchen gedulden wollen!“ sagte sie und bot ihm einen Stuhl. Ein junges Mädchen von zehn Jahren trat vor, betrachtete einen Augenblick den Fremdling, und sagte zu ihm schüchtern, und mit angenehmem Lächeln: „Nicht wahr, Sie sind der Herr, der für den Vater eine goldene Dose weggegeben hat?“

„Nicht weggegeben; ich habe sie wieder!“ sagte Frock, der sich von der ersten Bestürzung nicht erholen konnte. Aber seine Bestürzung ward noch größer, als die Goldgelockte ihm ganz nahe trat, ihre schöne Hand sanft drückend auf seinen Arm legte und sagte: „Ach, wie viel sind wir Ihnen Alle schuldig! Die Dose

muß Ihnen ein rechtes Heiligthum werden, da sie Ihnen nun das Denkmal von zwei Menschen geworden, die Sie retteten."

„Sind Sie im Gefängniß so blaß geworden?" fragte ihn die Kleine, und sah ihn mit recht mitleidigen Augen an. „Ich habe oft für Sie gebetet, und es hat gewiß geholfen."

Frock sah wohl, er sei hier schon bekannter, als er glauben konnte; und um das Gespräch von der Dankbarkeit zu ändern, erzählte er von der Anmuth seines Gefängnißlebens. Das fanden die beiden Schwestern sonderbar, daß er den Verlust seiner Freiheit so ruhig ertragen, und sogar in der Haft viel Angenehmes gefunden habe. „Ich würde mich in einem Gefängniß gleich todt weinen," sagte die Kleine, „wenn ich, von Josephinen und dem Vater weg, da allein wohnen müßte."

„Das glaub' ich, Fräulein," sagte Frock; „aber wenn man um keine Josephine und keinen Vater zu weinen hat, so ist einem, mit reinem Herzen, überall wohl. Einem Menschen, der sich im Nothfall genug sein kann, ist alles Aeußere nur Bühnenverwandlung, und das engste Stübchen eine große Welt. Wer sich selber nicht genug ist, und Zufriedenheit von Umgebungen erwarten muß, lebt im freiesten Raum des Weltalls eingekerkert."

„Aber doch auch so den ganzen, lieben Tag allein sein!" versetzte seufzend die Kleine.

„Wissen Sie denn, ob ich allein wär? War nicht meine ganze Vergangenheit bei mir? War nicht der bei mir, der mehr ist, als aller menschliche Umgang? Wissen Sie, wer? Gott!"

Das Gespräch ward ernst, darum nicht minder anziehend. Josephine hörte, über eine Stuhllehne gebogen, schweigend zu. Ihre kleine Schwester Leonore hatte immer hundert Fragen und hundert Einwendungen..

Darüber trat der Major herein und mit ihm ein junger, bildschöner Mann, der Registrator Burkhardt. Dieser schien in der Familie schon ganz einheimisch, so vertraut that er mit den Frauenzimmern. Frock war auf gutem Wege gewesen, bekannt zu werden; aber je unbefangener Burkhardt in diesem Kreise auftrat, je fremder fühlte sich Frock; er wußte selbst nicht, wie es zuging. Der Major stellte ihm den „kreuzbraven" Registrator vor. Das Gespräch ward allgemeiner, Frock zurückhaltender. Die Töchter des Majors entfernten sich und trugen die einfachen Gerichte zum Abendessen auf. Man setzte sich. Der Registrator kam an Josephinens Seite, Frock Beiden gegenüber neben die gern plaudernde Leonore.

Der Registrator hatte für seine Nachbarin unendlich viel Aufmerksamkeiten; Frock gerieth bald mit Händen, bald mit Füßen in Verlegenheit, und zuweilen sogar mit den Augen. Die goldlockige Josephine war in der That, als sie hinter dem Lichte der Kerze saß, und wenn sie sich zufällig mit dem edlen Gesicht aus dem Strahlenkreise vorbog, überraschend schön. Die Ueberraschungen waren nämlich auf Seiten Frock's; denn weder der Major noch Leonore achteten sonderlich darauf; eher vielleicht der „kreuzbrave" Registrator. Zum Glück stieß Herr von Tulpen fleißig mit den Burgundergläsern an; dann kam gleich nachher der brausende Champagner. Das hob unsern blassen Philosophen in diejenige harmlose Laune, welche alle Uebrigen hatten. Nun wurde er sogar gesprächig und liebenswürdig. Besonders beschäftigte sich die lebhafte Plauderin Leonore voll Wohlgefallens mit ihm. Sie hörte ihm gern zu, wenn er erzählte; und da er bemerkte, daß sie im Kopfrechnen nicht zurecht kam, lehrte er sie dazu kleine Kunstgriffe. Dies gab dem Kinde Anlaß, ihn ohne weitere Umstände zu bitten, ihr Lehrmeister zu werden. Sie versprach ihm den Verlust seiner ehemaligen Zöglinge im Schwarzischen Hause, von denen er mit vieler Wärme geredet hatte, durch Dankbarkeit vollkommen zu ersetzen. „Denn", sagte sie, „das waren doch nur Knaben, und die vergessen Einen den Augenblick, und sind viel zu wild und flüchtig." Frock ließ sich zu dem Versprechen hinreißen, ihr in der Woche Mittwochs und Sonnabends ein paar Stunden zu widmen. Der Major drückte ihm väterlich dankbar die Hand. „Geschieht mir", sagte er, „bei dem Mädchen da ein recht wichtiger Dienst. Hab's nicht, sonst hätt' ich's gern schon in die Fräuleinschule geschickt. Dem Windbeutel thut's Noth, still sitzen zu lernen."

Frock wußte nicht, welche Noth er sich aufgebürdet hatte. Aber schon den folgenden Tag bereute er es, wie nicht weniger das gegebene Versprechen, in der Tulpenschen Familie den folgenden Tag zu Mittag zu speisen. Es war eben ein Sonntag.

11.

Er hatte, weil er spät nach Hause gekommen war, lange geschlafen. Das Läuten der Glocken, die von allen Kirchthürmen nahe und fern zum Gottesdienste riefen, weckte ihn. Er besann sich beim Ankleiden des gestrigen Tages. Sein erster Gang war natürlich zum Fernrohr und Fenster. Als er das Rohr ans Auge

halten wollte, legte er es geschwind nieder, schloß das Fenster, sah den ganzen Morgen nicht wieder hinaus, und ging singend und pfeifend im Stübchen auf und ab. Gegen Mittag schrieb er dem Major ein Briefchen, meldete ihm, er könne heut' unmöglich kommen, ihm sei nicht ganz wohl; siegelte zu, und besann sich nun, daß er keinen Boten zum Versenden habe, und am Ende wohl den Botendienst selber verrichten müsse. Zudem war es spät und gegen alle Höflichkeit, auf sich warten zu lassen. Er zerriß den Brief und ging zum Major; aber bereute bei jedem Schritte, den er that, die, welche er schon gethan hatte.

Er ward mit eben der Güte und liebenswürdigen Unbefangenheit aufgenommen, als es den Tag vorher geschehen war; und er selbst fühlte sich bei diesen guten Menschen behaglicher, als das erste Mal. Sie zeigten sich Alle, so schien es ihm, in einer feierlichen Stimmung, die kleine Leonore nicht ausgenommen. Die lieben Leute waren erst aus der Kirche gekommen, und die Andacht des Gottesdienstes hinterließ in ihren Seelen einen schönen Ernst, der ihre gewohnte Freundlichkeit milderte, ich möchte sagen, adelte.

„Sind Sie auch in der Kirche gewesen?" fragte ihn Leonore.

„Heute nicht!" antwortete Frock.

„Komm' ich Sonntags nicht zur Kirche," fuhr Leonore fort, „so ist mir's nicht wie Sonntag, und die ganze Woche wird mir gemein und schlecht. Der Sonntag ist gewiß unter allen Tagen wie die Sonne, welche den übrigen Tagen Licht giebt. Ich kann es wohl begreifen, wie Menschen endlich zu groben Verbrechen übergehen, wenn sie keinen Sonntag haben."

„Glauben Sie nicht, liebe Leonore, daß es auch gute Menschen ohne Sonntag gebe?"

„O wohl mag es solche geben! Aber dann ist ihr Gutsein doch nur ganz gemein, und für sie selbst nicht erquickend. Sie werden gut sein aus Verstand, aber es kommt nicht aus dem Schönsten hervor."

„Was nennen Sie denn das Schönste?"

„Ei, das Schönste ist das Schönste! Sie wissen's besser, als ich. Sagen kann ich's nicht. Es ist das Schönste, wenn ich in der Kirche höre und bete, und dann mit dem Himmel eins werde, und ich von dem, was in und außer der Kirche ist, denke: das vergeht! Und ich doch daneben weiß, das Beste bleibt in unvergänglicher Herrlichkeit, und alle meine geliebten Todten leben mit mir, und meine Mutter und mein Großvater, und viele Helden,

von denen mein Vater erzählt, und Jesus Christus und viele heilige Seelen leben seliger, als ich, und leben noch mit mir, und lieben mich, wie ich sie. Das ist das Schönste. Dann höre ich das Flüstern der betenden Herzen und den heiligen Orgelklang und die Stimme des Predigers, und höre es auch nicht: und doch spricht Alles in mich hinein, und ich verstehe es, und vernehme doch nichts."

Frock lächelte. Er hing mit seinen Blicken am Mienenspiel Leonorens, die wie im Entzücken redete. Dann bog er sich herab über das Mädchen, welches ihn ansah, als erwarte es eine Antwort, und küßte die helle Stirn des Kindes, ohne eine Silbe zu sagen. —

„Das Mädchen schwatzt wie ein Staar," rief der Major; „aber es schwatzt mir oft Sachen aus dem Herzen heraus, wie ich sie habe, und wie ich sie nun und nimmermehr auf die Zunge zu bringen wüßte."

Nach dem Essen ward ein Spaziergang vorgeschlagen. Man ging in das sogenannte Lilienthal, ein benachbartes Wäldchen, eine Viertelstunde von den äußersten Häusern der Vorstadt. Im Innern des Wäldchens lag zwischen Wiesen und Gärten ein Gasthaus, wo sich die Bewohner der Hauptstadt zu vergnügen pflegten. Frock führte beide Schwestern am Arm. Der Major ging plaudernd nebenher. Josephine verrieth in ihren Gesprächen ebenso viel Geist und Gefühl, als sie schön war.

„Es ist doch ein prächtiger Tag!" rief Leonore, und hüpfte vor Freuden! „Ich bin ganz gewiß im Himmel, ich bin im Himmel! Und wären Sie in der Kirche gewesen, Herr Frock, so würden Sie nun auch im Himmel sein!"

„Aber wenn ich Ihnen sage, meine fromme Leonore, ich bin wirklich diesen Augenblick im Himmel!"

„Nein, Sie gehen nur spazieren! Aber ich bin im Himmel. Sehen Sie, alle Blumen haben brennendere Farben und sehen still und himmlisch aus; und das Laub an den Bäumen ist durchsichtig, als wenn es grüne Flammen wären, und der Himmel hat ein anderes Kleid und die Sonne einen andern Schein. Alles hat eigene Weise und Stellung, und Alles sagt etwas Festliches an; aber ich begreife es nur nicht ganz. Doch ich werde es gewiß einmal verstehen lernen."

Frock war im Himmel, trotz dessen, daß es Leonore wegläugnen wollte. Die ganze Welt prangte ihm am Arme Josephinens anders.

Er hörte Leonoren gern plaudern, um schweigen zu können. Denn das Reden war ihm lästig, weil er von Empfindungen bedrängt wurde, die er sich nicht klar machen konnte.

Im Lilienthal fanden sich Bekannte des Majors, Bekannte von Josephinen und Leonoren; man trat zusammen, man ging mit einander. Frock, als fremd, zog sich zurück. Er stellte sich Pflanzen suchend, und ging ins Gebüsch, und kam nicht wieder.

Der Major vermißte ihn nach einer Stunde zuerst. Man erwartete ihn und unterhielt sich mit Andern. Als es aber Zeit war aufzubrechen und an die Heimkehr zu denken, und Frock noch immer ausblieb, sprang Leonore fort, um im Wäldchen zu suchen. Der Major fluchte und nahm in gleicher Absicht einen andern Weg. Josephine erinnerte sich, in welcher Richtung Frock in die Gebüsche gegangen war, und folgte derselben. Wirklich fand sie ihn seitwärts unter einer Eiche im Grase liegend, das Gesicht in die gefalteten Hände gelegt, auf dem Erdboden. Sie glaubte, er sei eingeschlafen und nannte seinen Namen leise. Er fuhr plötzlich mit verstörter, todtenbleicher Miene auf; starrte sie einen Augenblick an; zwang sich zu einem höflichen Lächeln; bat um Verzeihung, die Gesellschaft verlassen zu haben, und wunderte sich, als er hörte, daß es Zeit sei, sich auf den Heimweg zu machen. Er begleitete sie, aber stumm und verlegen.

„Ihr Aussehen ist sehr übel!“ sagte Josephine; „vielleicht ist Ihnen nicht wohl?“

„Mir war es nicht!“ sagte er. „Aber ich fühle mich gestärkter.“

Die Andern kamen und erschraken bei Frock's Anblick. „Was hat's gegeben, Freund Jonathan?“ fragte Herr von Tulpen mit weicher Stimme. „Du hast dir rothe Augen geweint, und noch jetzt sehen sie gläsern hell aus.“

Frock lächelte, wischte sich mit flacher Hand über das Gesicht, und sagte: „Es kommen mir zuweilen Einfälle.“ Niemand drang weiter in ihn.

Auch drang Niemand in ihn, wenn er in folgenden Tagen zuweilen in der Mitte des Gesprächs verstummte, oder in der allgemeinen Heiterkeit düster ward, oder bei gleichgültigen Worten erröthete. Jedermann ehrte sein Geheimniß. Es dauerte lange, ehe selbst in der Tulpenschen Familie das Gespräch darauf gebracht ward, wenn er abwesend war.

Regelmäßig kam Frock Mittwochs und Sonnabends, Leonoren

zu unterrichten. Er ließ es nicht blos beim Rechnen. Er erzählte die Hauptbegebenheiten der Weltgeschichte; er erklärte vielerlei Erscheinungen in der Natur. Er sprach sehr gut, klar und bestimmt; nie aber mit höherer Wärme, als wenn er vom Sinnlichen einen Uebergang zum Uebersinnlichen machte und sich in religiösen Gedanken verlor. Das geschah oft. Es schien ihm Bedürfniß zu sein. Josephine richtete es immer so ein, daß ihre Arbeiten außer dem Hause vollendet waren, wenn Frock kam. Dann setzte sie sich horchend und strickend ans Fenster in ihren Winkel. Frock, welcher ihr anfangs wegen dessen, was er für ihren Vater gethan, als ein achtungswürdiger Mann erschienen war, machte bald durch die Anmuth seines Umgangs und die Erhabenheit seiner Gesinnungen die Kleinigkeiten vergessen, die ihr an ihm zuwider gewesen waren, z. B. das bleiche Antlitz und dazu das krause, rabenschwarze Haar. Sie empfand wirklich etwas Freundschaftliches für ihn und herzliches Mitleid, wenn er ohne äußern Anlaß traurig oder ernst, oder still ward.

„Er verschließt einen großen Schmerz in seiner Brust!“ sagte Josephine oft zu Leonoren, die ihn gern gefragt hätte. „Ehre daher sein Geheimniß! Im Schwarzischen Hause hielt man ihn wegen seines Betragens für einen reuigen Verbrecher; ich glaube, seine Traurigkeit hat einen sehr edlen Grund.“

12.

Herr von Tulpen und seine Töchter lebten einfach und eingeschränkt in dem kleinen Hause der Vorstadt. Sie wohnten auch da nur zur Miethe. Josephine, von ihrer jüngern Schwester unterstützt, besorgte die kleine Wirthschaft, und machte in der That aus Nichts Etwas. Sie war des Hauses Köchin, Gärtnerin, Wäscherin, Schneiderin — Alles in Allem. Der Major, ihr Vater, hatte wenig Bedürfnisse; aber mit dem Gelde wußte er doch nicht umzugehen. Daher überließ er Josephinen seine dürftige Einnahme, und damit wußte sie Alles zu bestreiten. Sie verstand das Haushalten meisterhaft. Es war kein Ueberfluß, aber auch kein Mangel vorhanden. Es herrschte im Hause nichts weniger, als Pracht; aber in Allem Zierlichkeit, Auswahl und Sauberkeit, die mehr als Pracht waren. Sie kleidete sich mit ihrer Schwester ungemein schlicht; aber sie verstand sich auf das, was ihr in Farbe, Schnitt und Art des Gewandes und Schmucks wohlstand. Daher hielt man wohl den

Major für reicher, als er war. Josephine hatte in der Stadt viele Bewunderer, unter dem Adel viele Anbeter. Sie war eine frische, aufblühende Lilie, voll Hoheit und Demuth, und hatte in einem Alter von achtzehn Jahren mit den Tugenden einer jungen Hausmutter die Feinheit einer Frau von Welt, und jene Unschuld, die nur dem kindlichen Alter in aller Reinheit eigen ist. Daß sie früh für das Haus sorgen lernen mußte, und darin Alles leistete, hatte ihr eine gewisse Selbstständigkeit gegeben, welche sich in ihrem Wesen nicht verläugnen ließ, und Jedem, der ihr nahe kam, unwillkürliche Ehrfurcht einflößte. Schon einmal hatte ein junger Mann, sogar ein Graf, aus einem der angesehensten Geschlechter des Königreichs, um ihre Hand geworben. Seitdem war der Registrator Burkhardt Freund ihres Vaters geworden und oft in das Haus gekommen. Er liebte Josephinen mit Leidenschaft, aber hütete sich wohl, ihr davon eine kleine Ahnung zu erwecken. Sie behandelte ihn mit einer Unbefangenheit, die ihm sagte, daß man ihn schätze, ohne ihm den unbedeutendsten Schritt einer weitern Annäherung zu erlauben.

Burkhardt und Frock sahen sich in diesem Hause oft. Jener vielleicht nicht ohne Eitelkeit, — und in der That war er einer der hübschesten Männer — duldete seine Zusammenstellung mit dem bescheidenen, schüchternen Frock gern, der auch nach einem halben Jahre und länger noch immer so zurückhaltend und fremd blieb, als er den ersten Tag gewesen. Aber es schien gar nicht, als wenn Frock in der Nähe des schönen Burkhardt verlöre. Josephine behandelte ihn mit derselben Güte wie den Andern; ja, man hätte sagen können, mit einer höhern Zartheit, welche Mitleid gegen einen Leidenden einzuflößen pflegt. Auch machte Leonore ihrer Schwester einst die Bemerkung: Burkhardt ist hübsch; Frock mit seinem Mondscheingesicht gar nicht; aber sieh', Josephine, wenn Frock spricht, dann sehe ich etwas Schöneres in seinen Zügen, als Burkhardt hat. Es ist etwas Wunderliebliches in Frock's Augen, in seinem Lächeln, in seinem Ernst; ich kann's dir nicht sagen. Burkhardt's Schönheit ist mir wie prächtige Levantine, aber undurchsichtig; Frock's Wesen wie dünne Gaze, durch welche etwas Herrliches strahlt, das ich liebe und nicht enträthseln kann.

Burkhardt ward ein halbes Jahr später zum Kanzleirath, mit beträchtlichem Gehalte, ernannt. Die freudige Theilnahme in der Tulpenschen Familie war groß; noch größer, als er eines Tages der Familie die Botschaft brachte, es sei ihm gelungen, durch seine

Empfehlungen und seinen Einfluß dem guten Frock die Mehrzahl der Stimmen und selbst den Beifall des Ministeriums für die Registratorstelle zu verschaffen. Frock könnte nun, lebenslänglich versorgt, heiterer leben. Er habe sich nur dem Minister und den übrigen Räthen vorzustellen, die ihn, nach den von Burkhardt vorgelegten Beweisen, für den Mann hielten, welcher, durch Kenntniß, Talent und Redlichkeit, der Stelle am würdigsten sei. Zum Glück fanden sich diesmal dazu alle andern Bewerber etwas schlechter, als schlecht. Der alte Major war von der Freude gerührt, seinen Jonathan versorgt und beamtet zu wissen. Er fiel dem Kanzleirath um den Hals und rief: „Dank Ihnen, braver Freund! Wäre ich Gouverneur der Hauptstadt geworden, es hätte mich nicht so sehr gefreut!“ Man sah es den beiden Fräulein an, daß auch sie in der Fülle des Vergnügens dem Kanzleirath hätten an die Brust fliegen mögen.

Es war gerade an einem Mittwoch, und Burkhardt wußte wohl, daß Frock kommen würde. Man berathschlagte noch, wie man ihn auf die angenehmste Weise mit der Nachricht überraschen könne, als er eben zu Leonorens Unterricht hereintrat. Nun umringten ihn Alle fröhlich; Jedes verkündete ihm das Evangelium; Jedes wünschte Glück. Man las in seinen Zügen angenehme Bestürzung. Dann dankte er dem Kanzleirath für seine Güte, den Andern für ihre Theilnahme; und mitten aus der Heiterkeit, die von seinem Antlitz leuchtete, ging er in schwermüthigen Ernst über. Er erklärte, die Stelle wegen Mangels dazu nöthiger Kenntnisse und Fähigkeit nicht annehmen zu können. Von allen Seiten widerlegt, sagte er, daß er zu solchem Amte keine innere Neigung fühle. Man machte ihm auch hier so gründliche Einwendungen mit Berücksichtigung seines unsichern Broderwerbes, daß ihm zuletzt nichts übrig blieb, als mit einem Achselzucken zu bedeuten: *er dürfe* sich um das Amt nicht bewerben; höhere Ursachen, die er nicht angeben könne, versagten ihm das.

Nun entstand trauriges Schweigen; es fragte Keiner weiter. Frock nahm, als wäre nichts geschehen, Leonorens Unterricht vor. Der Kanzleirath empfahl sich. Der Major warf sich, seine Pfeife rauchend, in den Sorgenstuhl, und Josephine nahm ihren Sitz am Fenster ein, nähend und horchend.

Auch in der Folge sprach Niemand weiter davon. Aber seit dem Tage schlossen sich Alle enger um den räthselhaften Dulder, der, ohne Vermögen, ein erträgliches Amt verschmähte, und sich das Leben mit Geschäften fristete, von denen er selbst oft sagte, sie wären

ihm langweiliger und mühsamer als Holzspalten. Man schien durch herzliche Theilnahme das geheimnißvolle Schicksal vergüten zu wollen, das ihn quälte. Selbst Josephine, sonst zurückhaltend, nahte sich ihm schwesterlicher. Er aber blieb unabänderlich derselbe; gegen das schöne Fräulein so fremd und gut, wie gegen den Major. Nach Jahr und Tag war er, wie den ersten Tag.

Nicht so blieb das Verhältniß gegen Burkhardt. Dieser hatte Gelegenheit genug, aus tausend Kleinigkeiten wahrzunehmen, daß Alle dem stillen Frock mehr, als ihm zugethan waren. Nun durch seinen Stand, reicheren Gehalt und Rang wohl zu kühnen Hoffnungen berechtigt, und vertraut mit der Dürftigkeit des Majors, faßte er den Entschluß, um Josephinens Hand zu werben. Dem Major offenbarte er sich zuerst, und dieser hörte ihn mit Vergnügen an. „Ganz gut! Mein Ehrenwort haben Sie: wenn das Mädchen Sie will, geb' ich es Ihnen. Sie sind ein kreuzbraver Mann; das sag' ich allemal. Aber fangen Sie es mit Josephinen geschickt an; sie hat ihre Eigenheiten. Gewinnen Sie ihr Herz, dann haben Sie Alles. Aber ein Antrag voran, das hieße Alles verderben. Ich werde ihr kein Wörtchen von dem sagen, was Sie mir vertrauten."

Burkhardt wagte nun, sich dem Fräulein mit größern Aufmerksamkeiten zu nähern. Josephine aber schien schon seit geraumer Zeit kälter ihm gegenüber zu stehen, als sonst. Das war unverkennbar. Ein Grund ließ sich davon nicht einsehen. Burkhardt klagte es dem Major. Dieser war einen Augenblick verlegen, nahm ihn bei der Hand, führte ihn — denn das Gespräch ward im Gärtchen hinterm Hause gehalten — in das Zimmer zu seiner Tochter, und sagte: „Höre, Josephine, ich habe dem Kanzleirath kein Wort gesagt, aber sag' du's ihm. Hat er's gethan, nun, so hat er's doch nicht übel gemeint; deshalb müßt ihr nichts wider einander haben. Führ' ihn vor die Kommode und damit hat das Ding ein Ende."

Das Fräulein ward feuerroth und schien mit dem Befehl des Vaters nicht zufrieden zu sein. Aber sie gehorchte. Sie ging mit dem Kanzleirath in ein Nebenstübchen, schloß eine Kommode auf und, indem sie auf einige Stücke feiner Leinwand, auf einige Stücke Indienne oder Satin, und auf einen Brief zeigte, welcher die Aufschrift an den Major und den Beisatz: beschwert mit dreißig Louisd'or, hatte, sagte sie: „Ich muß Sie bitten, diese Geschenke, welche Sie uns, bald am Geburtstage meines Vaters, bald an Leonorens, bald an meinem Geburtstage, durch die Post schickten, wieder anzunehmen. Ich ehre das Zartgefühl, mit dem Sie sich als Geber ver-

bargen, und die Freundschaft, welche Sie zu so kostbaren Geschenken verleitete. Wir aber dürfen sie nicht behalten, weil wir dergleichen nicht erwiedern können."

Burkhardt sah mit Erstaunen den Schatz der Kommode an, als er Josephinens Worte hörte. „Ich bezeuge Ihnen, mein theures Fräulein," sagte er endlich, „als redlicher Mann, daß ich Sie gar nicht verstehe. Ich habe an dem Allen keinen Theil gehabt. Sie werfen falschen Verdacht auf mich."

„Herr Kanzleirath," erwiederte Josephine, und beobachtete ihn mit ernsten, etwas feuchten Blicken und hochgerötheten Wangen, „ich kann Sie als unsern Freund, aber nicht als unsern Wohlthäter ansehen! Ich beschwöre Sie, wollen Sie das alte Verhältniß herstellen, so nehmen Sie die Sachen zurück! Alles liegt hier unberührt, und wird nie von uns berührt werden. Kein Anderer hat es uns gesandt, als Sie. Nur Sie konnten es, nur Sie wußten die Tage und wohl auch die Augenblicke, wenn mein Vater in einiger Geldverlegenheit sein konnte."

Auf dies Alles wiederholte Burkhardt seine erste Aussage, und mit so vielem Ernst, daß Josephine beinahe irre ward. Doch fühlte sie wohl, er könne jetzt kaum anders reden. Sie gingen zurück. Das Betragen des Fräuleins änderte sich nicht.

Josephine hatte längst umhergerathen, von wem die Geschenke kommen möchten. Wäre es der Kanzleirath nicht, so hätte es wohl der verliebte Graf sein können, der sich vielleicht wieder einschmeicheln wollte. Frock war ihr nicht verdächtig gewesen. Nun aber Burkhardt sich ernstlich von aller Schuld rein wusch, stieg doch der Argwohn bei ihr auf, daß Frock vielleicht der Geber sein möge. Sie beobachtete ihn mit schärferm Blick, und eines Tages, als er Leonorens Unterricht beendet hatte, mußte er Josephinen ins Nebenzimmer folgen.

Sie zog die Schublade der Kommode hervor, zeigte auf die darin liegenden Sachen und sagte: „Herr Frock, seit vielen Monaten kommen meinem Vater Geschenke zu, von Zeit zu Zeit für ihn oder uns Mädchen; wir wissen nicht, von wem. Sie bleiben unberührt. Ich hatte den Kanzleirath im Verdacht. Er läugnet. Mir sollte es leid thun, wenn ich den trefflichen Mann unverdient kränkte. Helfen Sie mir auf die Spur, wer dies sandte, und sich zu unserm Wohlthäter aufdringen will?"

Frock stand erröthend mit gesenkten Augen neben ihr. „Sie reden etwas hart, liebes Fräulein! Wissen Sie denn auch, ob der,

welcher diese Dinge schickte, Wohlthäter oder Abzahler einer Schuld sein will? Ist er ein Schuldner, so sehe ich nicht ein, warum Sie die Zahlung anzunehmen sich weigern? Gegen Wohlthaten und Almosen haben Sie das Recht, stolz zu sein."

„Lieber Frock," sagte Josephine, und betrachtete ihn mit durchdringendem Blick, „sind Sie es selbst gewesen? Sprechen Sie aufrichtig!"

„Verdammen Sie mich, Fräulein! Ja, ich bin es gewesen! Ich habe gefehlt, daß ich es so linkisch anfing, und Sie mit Kleinigkeiten in Verlegenheiten setzte, um mir Verlegenheiten zu ersparen. Wollen Sie nun das Alles wieder zurückgeben?" fragte er mit weicher, bittender Stimme.

„Nein, nun behalt' ich Alles, Alles!" sagte Jesephine, und Thränen fielen aus ihren Augen, mit denen sie ihn anlächelte, während sie mit beiden Händen seinen Arm dankbar und sanft drückte. „Ihnen kann es nicht einfallen, unser Wohlthäter sein zu wollen. Sie sind unser Freund. Aber nicht so: Sie versprechen mir, uns keine ähnlichen Geschenke mehr zu machen? Sie sind ein Verschwender!"

Als Beide zurück ins Zimmer kamen, sah Leonore erschrocken die weinenden Augen ihrer Schwester. In demselben Augenblick trat auch der Major ein. „Was giebt's?" fragte er verwundert. Josephine umarmte ihren Vater, und sagte: „Bedanken wir uns bei dem guten Frock! er hat uns mit den Kostbarkeiten in der Kommode beschenkt. Dem Freunde zu Ehren wollen wir uns damit kleiden."

„O lieber, lieber Herr Frock!" sagte entzückt Leonore, und lehnte sich schmeichelnd an ihn; „aber die Indienne zu meinem Geburtstage war auch gar zu schön!"

13.

Mit dieser Aufklärung war in der That das alte Verhältniß zwischen Burkhardt und dem Fräulein wieder hergestellt. Ja, Josephine war weit gefälliger gegen ihn, als vormals, wie wenn sie ein Unrecht an ihm gut zu machen hätte. So glücklich aber Burkhardt sich bei dieser Veränderung fühlte, so blieb ihm doch unbegreiflich, daß die Frauenzimmer ohne Widerwillen, was sie von ihm nicht angenommen haben würden, dem ärmern Frock nicht ausgeschlagen hatten. Sie verarbeiteten das Linnen mit sichtbarem Vergnügen, und bereiteten sich neue Kleider, bei deren Verfertigung Frock's

Name unaufhörlich genannt wurde. Burkhardt sagte einst zu Josephinen: „Sie nahmen von Herrn Frock die Geschenke; von mir hätten Sie sie verschmäht. Ich wage es kaum, Ihnen etwas anzubieten, aus Furcht, Sie zu beleidigen. Aber doch könnt' es mir weh' thun, daß Sie mich zurücksetzen."

„Nicht doch, lieber Herr Kanzleirath! Ich schätze Sie so sehr, wie den guten Frock. Bieten Sie mir nun nur etwas an; ich will es nicht ausschlagen, das sollen Sie sehen. Aber zuviel darf es nicht sein. Zum Beispiel die Nelke da, die Sie im Knopfloch tragen."

„Darf ich Ihnen nichts Besseres anbieten, liebenswürdiges Fräulein?"

„Aber nicht zuviel."

Er lehnte sich zu ihr und flüsterte: „Was ich habe und bin, nehmen Sie Alles und mich selbst!"

Josephine zog sich erröthend zurück und sagte: „Herr Kanzleirath, das ist zuviel!"

Er sprach offener, dringender. Der Major kam wie gerufen dazu, und gab auch sein Wort drein. Josephine, im Gedränge, sprach mit etwas feierlicher Stimme: „Ich finde mich durch Ihre Freundschaft geehrt, Herr Kanzleirath; aber ich bitte Sie, von allem Andern zu schweigen! Es würde unsere Zufriedenheit stören. Wir wollen thun, als wäre nichts gesprochen worden!"

Josephine freilich konnte wohl so thun, aber nicht der betrübte Kanzleirath. Er mied von dem Tage an das Haus, in welchem er die besten Hoffnungen seines Lebens verloren hatte. Nach einem Vierteljahre hörte man, er habe sich vermählt. Der Major sagte, mit unzufriedenem Blick auf Josephine: „Das that der arme Schelm aus Verzweiflung!"

Obwohl Frock nur der einzige Hausfreund war, kam er darum weder öfter, als Sonnabends und Mittwochs regelmäßig, oder wenn er etwa eingeladen war; noch änderte sich sein Wesen, das jede engere Vertraulichkeit zu fliehen schien. Nur mit Leonoren, seiner Schülerin, war er ungebundener; aber Leonore hing auch mit aller Zärtlichkeit und vergötternder Leidenschaft an ihm, deren ein zwölfjähriges Mädchen fähig war, das sich selbst noch nicht verstand. Für ihn erzog sie Blumen; für ihn sann sie auf kleine Ueberraschungen; ihm sah sie mit Ungeduld entgegen, wenn er um eine Viertelstunde zu spät kam; von ihm hatte sie Träume. Die Mittwoche und Sonnabende waren ihr Festtage.

„Sehen Sie, Herr Frock, lieber Herr Frock!" sagte sie eines

Tages, „Sie sind recht gut. Aber Josephine sagt doch, Sie wären nicht glücklich. Und Sie sind es auch nicht. Sagen Sie, was fehlt Ihnen?“

„Ich bin glücklicher, als ich es zu sein verdiene.“

„Ist das auch wahr?“

„Gewiß, Fräulein!“

„Sehen Sie mir recht in die Augen, Herr Frock! — Ach! da ist ja doch etwas Trübes! Nun sein Sie mir ganz still. Ich will Sie etwas recht Ernsthaftes fragen. Warum gehen Sie gar nicht in die Kirche?“

„Wie hängt das mit dem Glück zusammen?“ sagte Frock.

„Das fragen Sie? Haben Sie mir nicht selbst gesagt, mehr als einmal: ohne Religion sei kein Glück! Wer mit Gott sei, der könne nicht unglücklich werden?“

„Aber Fräulein, die Kirche ist nicht die Religion, und Gott wohnt ja allenthalben!“

Leonore dachte nach, schüttelte den Kopf und erwiederte: „Sie wissen immer etwas, wogegen ich nichts einwenden kann; und ich fühle doch, Sie haben diesmal wohl Unrecht. Sie könnten ein recht heiliger Mensch werden, wenn Sie in die Kirche gingen!“

„War Christus nicht heiliger als wir, Fräulein? Sagen Sie mir aber, ging er in die katholische, oder lutherische, oder reformirte Kirche? Wenn Sie mir bestimmt sagen, wohin er ging, so will ich ihm dahin folgen!“

Leonore wußte nicht, was sie antworten sollte. „Er war nicht katholisch,“ sagte sie, „reformirt auch nicht, lutherisch auch nicht. — Was sind Sie denn aber? Wie, sind Sie nicht von unserer katholischen Kirche? Sind Sie vielleicht“, setzte Leonore schüchtern hinzu, „wohl gar lutherisch? O nein, das sind Sie nicht! Sagen Sie nein!“

„Würde ich weniger Werth in Ihren Augen haben,“ erwiederte Frock, „wenn ich nicht zu ihrer Kirche gehörte?“

„Ach, das ist ja traurig!“ seufzte Leonore, und schluchzte bitterlich. Frock konnte sie kaum beruhigen.

Als er das folgende Mal wieder kam, sah ihn Leonore ernsthafter an, als gewöhnlich. Er bemerkte in ihr sonderbare Aengstlichkeit mit Mitleid vermischt. Er zog ein Buch hervor, gab es ihr und sagte: „Dies wird Sie vielleicht am besten belehren und beruhigen!“

„O, wenn das je möglich wäre!“ sagte Leonore mit Heftigkeit.

Erwartungsvoll nahm sie das Buch. — Es war Lessing's Nathan der Weise.

14.

Sei es nun, daß dies vortreffliche Buch, oder natürlich-leichter Sinn, Leonorens Gewissensfrage besänftigte: sie söhnte sich mit dem Gedanken wieder aus, daß Frock ein Ketzer sei. Heimlich aber machte sie doch Anschläge, ihn zu bekehren. Das hoffte sie am besten zu erreichen, wenn sie ihn bereden würde, mit ihr Sonntags oder auch wohl während der Woche einmal in die Messe zu gehen.

Inzwischen trat ein ganz unerwartetes Ereigniß ein, welches alle Bekehrungspläne zerriß. Der Major trat eines Morgens athemlos in Frock's Stube, umarmte ihn und sagte: „Nun, Freund Jonathan, nun kann dir dein David Alles wieder erstatten; nun deine Liebe vergelten. Denk' auch! Sieh hier den Brief! Der kommt vom Stadtrath da, in — nun kurz, Dings da, gleichviel! Mein Vetter, der alte Generallieutenant — ei, du weißt ja, der Dings da, ich habe dir erzählt, wie er bei Dings da blessirt ist — nun, er ist gestorben, hat keine Erben, bin von Rechts wegen und durch seinen letzten Willen einziger Erbe aller seiner Güter. Gott habe den Vetter Dings da selig! Aber wir waren immer gute Freunde. Bin ein reicher Mann. Lies auch! Schreiben, ich soll kommen, oder statt meiner einen schicken — nun, verstehst's ja besser, als ich, so einen Dings da zu nehmen, der die Sache in Richtigkeit bringe. Hol's der Geier, es sind da Weiber und Advokaten, welche Einspruch thun! Wenn's nur nicht schief geht, und mir die Freude wieder zu Wasser wird! Verstehe nichts von Juristerei; bin alt; im rauhen Winterwetter möchte ich auch nicht reisen."

Frock las den Brief. Die Sache war, wie sie Herr von Tulpen gesagt hatte; die Erbschaft bedeutend; aber sowohl das Testament, als das Näherrecht zum Erbe, durch eine Seitenlinie von den Verwandten des Verstorbenen angefochten, die sogar seinen Namen führten. Frock versprach dem Major, er selbst wolle dahin reisen und die Sache ins Reine bringen. „Bis zum Frühjahr ist's hoffentlich abgethan; dann können Sie in den ersten Tagen Ihre Güter beziehen!" sagte Frock, packte seine Bücher ein, und fing sogleich mit dem Major das Verhör über dessen Verwandtschaft zu dem Verstorbenen an.

Inzwischen, ehe alle zur Entscheidung des Streites nöthigen Papiere zusammengebracht waren, verstrichen einige Wochen. Frock

war in dieser Zeit, da er seine bisherigen Büreaugeschäfte aufgab, fast alle Tage im Hause des Majors. Welche Pläne wurden da gemacht, welche Träume! — Leonore und Josephine malten sich den Himmel für die Zukunft; die Farben, die im Regenbogen lodern, waren ihnen viel zu matt. Und Frock, das setzten Beide so gut, wie ihr Vater, voraus, Frock stand in allen Plänen, in allen Träumen. Wie konnte der Mann fehlen, der nur allein nicht wußte, daß er zum Glück der Uebrigen unentbehrlich geworden?

Selbst Josephine, die feinberechnende Kennerin ihres Wirkungs- und Lebenskreises, von deren Beifall am Ende doch Alles abhing, und die von Allen angebetet ward, selbst Josephine verhehlte ihrem Vater gar nicht, daß auch Frock nothwendig die Hauptstadt aufgeben und mit ihnen ins gelobte Land ziehen müsse. Ohnedies wären wir — das war ihr Ausdruck — ohne Segen! — „Du hast das rechte Wort getroffen!“ rief Leonore. „Haben Sie es gehört, lieber Vater? Ohne Segen!“ Der Major brummte für sich: „Versteht sich!“

„Aber,“ sagte Josephine, und stieg von ihrem Fenstersitz, und umschloß mit beiden Armen den alten Major, „aber, Vater, wird er sich auch dazu entschließen? Er hat nie ein Wort dazu gesagt, so oft wir ihm auch in unsern Entwürfen Hauptrollen gaben. Lieber Vater, Frock ist ein sehr eigener Mann. Ich bitte Sie, lassen Sie sich von ihm das Versprechen geben, uns zu begleiten!“

Herr von Tulpen wunderte sich ein wenig über die Aengstlichkeit Josephinens. „Mir ist aber wirklich bange!“ sagte sie.

Sobald Frock kam, war des Majors erstes Wort: „Freund Jonathan, meine Mädchen wollen mir Schrecken machen, als könntest du tolle Streiche treiben, und uns verlassen, wenn wir nach Dings da reisen. Es ist keine Rede davon, gelt? Du machst dir aus dem Leben in der Hauptstadt nichts, und ziehst mit uns auf die Güter, und bleibst bis ans Ende der Tage. — Suche du dir als Quartiermacher deine Wohnung, deinen Garten, Alles selbst und vor Allem aus. Wir Andern nehmen vorlieb mit dem, was du uns anweisest.“

Frock beugte sich dankend. Er verfärbte sich. Man sah, es ging in ihm etwas Schmerzliches vor.

Leonore sprang mit einem lauten Schrei und ausgebreiteten Armen ihm entgegen, drückte sich fest an ihn und rief: „O lieber Herr Frock, nicht dies Gesicht, nicht dies Gesicht! Es ist ein Todesengelsgesicht! Ich kenn' es schon.“

Josephine hatte ihn gesehen, und setzte sich erblassend nieder. Sie zitterte. Von Zeit zu Zeit schlug sie die Augen gegen Frock auf.

„Reden Sie doch!“ rief Leonore. „Sie bleiben bei uns, unzertrennlich! Sagen Sie um Gottes willen Ja!“

Frock legte beide Hände aufs Herz, und mit einem Blick, mit dem er voraus um Verzeihung flehte, sprach er: „Das kann ich nicht!“

„He!“ schrie der Major erschrocken. „Bin ich nicht dein David? Und du willst mich verlassen, Jonathan? Scherze doch nicht mit uns! du siehst, wie jämmerlich solch ein Scherz uns zurichtet. Hand her, Kamerad; du wirst dein Leben bei uns auf den Gütern zubringen!“

„Ich kann nicht!“ antwortete Frock halblaut, aber mit dem ihm eigenthümlichen Ton der Entscheidung.

„Kannst nicht, Jonathan? Was hindert dich? Bist ja frei, wie der Vogel in der Luft. Kannst nicht? Possen da! Was hält dich in der Hauptstadt zurück? Sind wir nicht deine einzigen Freunde?“

— Die einzigen.

„Oder, he, sag's heraus: hat den jungen Herrn ein schönes Kind gefesselt? Spaß! wir fesseln das Dings da und nehmen es mit uns. Nur heraus mit der Sprache! Eine Geliebte?“

— Keine!

„Nun, was ist an der Hauptstadt gelegen?“

— Nichts!

„Und willst nicht bei uns bleiben und wohnen im gelobten Lande, nachdem du unser guter Engel in den Jahren unseres Jammers gewesen?“

— Ich kann nicht!

„Warum aber nicht? Es muß doch ein Hinderniß sein. Das Hinderniß wird sich heben lassen! Weißt du, als sie bei Dings da meinten, es sei unmöglich, die Batterie zu nehmen? Setzte ich nicht mit meinen Grenadieren an, und nahm sie? Kostete freilich zehn oder so und so viel prächtige Kerls.“

— Ich werde Alles für Sie thun; ich könnte sterben für Sie. Aber thun Sie auch etwas für mich. Lassen Sie mich frei ziehen, wohin ich will, sobald ich Ihre Erbschaftsangelegenheit berichtigt habe! Und reden wir doch nie wieder davon. Sie wissen nicht,

wie Sie mir das Herz zerreißen. Ist Ihnen mein Leben, meine Gesundheit lieb, reden Sie nie wieder davon!“

„So fahre wohl, gelobtes Land!“ schluchzte Leonore. „Vater, wir wollen dann hier in der Stadt bleiben!“

„Mir recht!“ sagte finster der Major.

„Dann — dann,“ stammelte Frock, „dann — ich werde in jedem Fall die Stadt verlassen. Heilige Pflichten rufen mich wo anders hin.“

Er war so bewegt, als er die letzten Worte sprach, daß er sie kaum vollenden konnte. Er beurlaubte sich, und versprach, nach einem kurzen Spaziergange wieder zu kommen.

Und als er wieder kam, fand er sie Alle noch auf denselben Plätzen, wie er sie verlassen hatte. Der Major saß düster in seinem Sorgenstuhl; Leonore in einem Winkel mit verweinten Augen; Josephine ohne Thränen, aber wie versteint. Es war in ihren Zügen etwas, das sich nicht beschreiben läßt; etwas Todtes, Starres, bei aller Schönheit Grauenvolles. Leonore und ihr Vater sprangen auf, ihn schmeichelnd zu bewillkommnen. — „Hast dich eines Bessern besonnen, Jonathan, nicht wahr?“ sagte der Major. Aber Josephine regte sich nicht.

„Sprechen wir von heiteren Dingen!“ sagte Frock. Aber die Versuche waren vergebens. Frock machte sich an die Papiere, und schrieb, bis es dunkel ward. Die Andern saßen stumm umher. Leonore weinte und nähete. Josephine starrte, ihr schönes Haupt auf die Hand gestützt, unbeweglich durch die Fensterscheiben hinaus, ohne die Vorbeiwandelnden zu sehen.

15.

„Bleibt mir mit euern Kindereien vom Halse!“ rief folgenden Tages der Major, als er zu seinem Freunde Jonathan ins Zimmer trat, und ihn auf dem Bette liegend, krankhaft bleich, mit geschwollenen Augen fand. Frock war im Tulpenschen Hause zum Mittagessen erwartet worden und nicht gekommen.

„Wie spät ist's?“ fragte Frock und sprang auf. Auf einem Tisch vor seinem Bette stand kalt gewordener Punsch, daneben eine Flasche Madeira. Von letzterem trank er sogleich hastig ein großes Glas voll und reichte dem Major die Hand.

„Drei Uhr vorbei!“ sagte Herr von Tulpen.

„Drei Uhr?“ So habe ich diesen Morgen einen sieben

Stunden langen, todtenartigen Schlaf gehabt. Desto besser. Ich habe Alles diese Nacht zu Ende gebracht. Ich kann in folgender Nacht auf Ihre Güter abreisen. Ich bezahle meine alte Wirthin, und bleibe den Abend bei Ihnen, lasse die Post dahin kommen und steige dort ein. — Mir ist hier nicht mehr wohl. Meine Gesundheit fordert eine milde Bewegung und Zerstreuung, sonst reibt's mich auf."

„Hast du Gesellschaft gehabt?" fragte der Major, und zeigte auf den Punsch und Wein.

„Ich habe die Nacht gearbeitet, und ..."

„Den Geist ermuntern wollen."

„Mein Geist bedarf keines Sporns. Aber, was den Geist niederzieht, das elende Fleisch und Blut mußte ich bestechen, daß es folge."

„Kamerad, du siehst erbärmlich aus! Wir sind Männer. Kamerad, rede mir frei vor Gott, was treibst du, oder was treibt dich? Ich will schweigen, wie ein Todter, aber rede! Warum bist du nicht, wie andere Menschenkinder sind? Warum schlugst du des Dings da, des Fürsten Anerbietungen im Gefängniß aus, als er dir in seinem Lande ein ehrenvolles Amt geben wollte? Warum zogst du freiwillige Niedrigkeit und Armuth vor? Warum lehntest du Burkhardt's Registratorstelle ab? Warum liebst du uns und stellst dich gegen uns Alle kälter und fremder, als du bist? Warum thust du Verzicht auf die Freuden der Freundschaft, offenbar wider deines Herzens Willen, das für Freundschaft so empfänglich ist? Warum fliehst du gute Menschen, die dich suchen, die ihr Leben für dich aufopfern würden? Warum bist du so veränderlich, wie die Sonne an einem Apriltage, daß dir's mitten in aller Lust über das leuchtende Antlitz wie eine finstere Wolke zieht? — Weiche mir nicht aus! Sieh, Jonathan, es geht nicht gut mit mir und dir, wenn du nicht redest! Warum willst du weder auf meinen künftigen Gütern, noch hier bleiben? Wir bedürfen dein. Wir beschwören dich um dies, was uns mehr als Reichthum gilt. Du sonst so Weichherziger, warum bist du hartherzig?"

Frock füllte sein Glas zum andern Mal, und stürzte den Wein hinunter.

„Ich glaube, du möchtest dich berauschen? Nichts da! Reden wir ganz ehrlich und nüchtern zusammen! Jonathan, rede! Wir sind allein. Hast du ein Verbrechen begangen? Rede, denn ich schwöre dir, du hast es unwillkürlich gethan und nur schon zu lange

dafür gebüßt! Du wirst in meiner Liebe nichts verlieren. Und hättest du mir Vater und Mutter erschlagen, ich könnte dir's verzeihen."

„Ich bin kein Verbrecher!" sagte Frock mit stolzem Kopfschütteln.

„Nun, hol's der Geier, so bist Du ein Narr! Welcher Teufel plagt dich denn? Kannst du denn das Räthsel selbst nicht lösen?"

„Wenn ich wollte, mit zwei Silben, Herr Major! Ich hab' es beschlossen, Sie sollen es erfahren."

„Wann?"

„Heute noch, ehe ich auf Ihre Güter reise."

„Und wenn ich die zwei Silben weiß, und dir dann antworte: Jonathan, das sind Possen!"

„Das werden Sie nicht!"

„Hol's der Geier, ich werd' es! Und wenn ich aller deiner Noth ein Ende mache?"

„Das können Sie nicht."

„Aber ich sage — höre, bringe mich nicht in Wuth! — ich sage, ich will es können. Und wenn ich's kann, bleibst du dann bei uns?"

„Ja!"

„Ja? — Hand her!"

Frock gab die Hand. Der Major schloß ihn küssend in die Arme, als wäre Alles überwunden.

„Also, Wort gehalten! Heute noch sagst du mir das fatale Geheimniß, dessen du dich nicht zu schämen hast?"

„Diesen Abend, ehe ich von Ihnen scheide und in den Wagen steige, Herr Major! Aber sorgen Sie, Herr Major, daß der Abschied fröhlich, wenigstens ruhig werde! Lassen Sie uns punschen, alles Grams vergessen! Es kann zuweilen Pflicht sein, sich zu betäuben. Ich möchte in einem Rausch von Ihnen scheiden. War doch mein ganzes Leben bei Ihnen ein Rausch!"

Der Major versprach, für einen heiteren Abend zu sorgen. „Wir werden zufriedener von einander scheiden, als du meinst!" sagte er und ging, um sogleich Anstalten zu treffen.

16.

Frock packte ein. Da er Alles vollbracht hatte, sah er noch das Fernrohr liegen. Die Thränen traten ihm in die Augen.

„Nun ja," seufzte er, „komm nun her, und gieb mir zum letzten Mal mein Glück!" — Er trat ans Fenster; er sah hinaus. Er sah Josephinen wirklich. Sie stand an einen der drei Bäume gelehnt, ihr schönes Gesicht in ein weißes Schnupftuch gehüllt. Er sah es an ihren Bewegungen, sie schluchzte weinend. Nach einer Weile trocknete sie schnell mit dem Tuche Augen und Wangen. O wie schön sie war, als sie, wie in einem Gebet, die blauen Augen zum blauen Himmel richtete! — Sie ging ins Haus.

„Gute Nacht! auf ewig gute Nacht! Josephine!" rief Frock und warf sich im Schmerz über das Bett. Er liebte Josephinen mit aller Leidenschaft, deren ein zartfühlendes Herz fähig war. Er hatte nun zwei Jahre lang in ihrem Umgange, oder vielmehr in ihrer stummen Anbetung gelebt; zwei Jahre lang mit sich selber gekämpft, und gefunden, daß seine Leidenschaft unüberwindlich sei. Darum war ihm die Reise, die Zerstreuung willkommen. Da hoffte er sich zu heilen. Nach Jahren und Tagen erst wollte er, oder nie, das Fräulein wiedersehen. Frock dachte und handelte, wie ein Mann denken und handeln soll, welcher nicht ein Raub seiner Leidenschaft sein will. Auch hatte er, so oft er das Tulpensche Haus binnen zwei Jahren betreten, mit bewundernswürdiger Kunst und Kraft die Gluth seines Gemüths unter einer äußeren kalten Höflichkeit verborgen gehalten. Gegen Jeden war er gesprächiger und traulicher gewesen, als gegen Josephinen. Sie sollte von seiner Leidenschaft nichts ahnen; noch viel weniger kam ihm in den Sinn, eine ähnliche in ihr zu erwecken. Und hätte er's glauben können, daß Josephine einer Gegenliebe fähig gewesen wäre, er würde dies Haus, die Stadt, das Reich schon früher geflohen haben. Er wollte allein unglücklich sein.

Zuweilen zwar kam es ihm verdächtig vor, wenn er von ungefähr sah, wie ihr Auge fest und dunkel auf ihn hinblickte, und sie sich dann schnell, manchmal unruhig wegwandte; zuweilen, wie sie mit seltsamer Heftigkeit that oder sprach, nicht gegen ihn, sondern gegen die Andern, wenn es ihn anging; zuweilen, wie sie, was ihm gefiel, am liebsten that. Es athmete in ihrem Wesen etwas, das ihn wie Lieb' um Liebe ansprach; aber immer war sie dabei doch gegen ihn verschlossener, besonnener, als gegen alle Uebrigen. Weder er hatte jemals ihr, noch sie ihm, ein schmeichelndes Wort geäußert. Sie standen wie fremde Menschen gegen einander, die sich nur in Formen allgemeiner Artigkeit begegneten.

Er ermannte sich, leerte das dritte Glas Madeira, legte Reise-

kleider an, bestellte die Post, wohin sein Koffer gebracht ward, und ging ins Tulpensche Haus.

Es war ihm nicht wohl, als er Josephinen allein im Zimmer fand. Sie war blaß. Er erkundigte sich nach dem Vater und der Schwester. Die Letztere war des Punsches wegen ausgegangen, der Major seit einer Stunde abwesend. Er warf seinen Mantel ab und that viele gleichgültige Fragen, die mit halben Worten beantwortet wurden. Sie saß am Fenster, strickend, vor sich niederschauend. Er stand am Ofen, sie betrachtend. So schön war sie ihm nie vorgekommen, als in diesem Augenblick.

Nach einem Schweigen von mehreren Minuten stand sie auf, sah ihn an und ging langsam auf ihn zu. „Frock!“ sprach sie mit ihrer gewöhnlichen Kälte und ihm fest ins Auge blickend, „Sie reisen also heute ab, wie mir der Vater gesagt hat? — Ich habe Ihnen eine Frage zu thun. Antworten Sie mir offen! Sie haben Ihr Wort gegeben, nicht wieder zu uns zu kommen. Ich will die Ursache davon nicht wissen, wenn es eine andere ist, als die ich das Recht habe zu vermuthen. Aber antworten Sie mir aufrichtig, wenn ich die Ursache angebe — Ihren Irrthum vernichte! Ich fühle, ich bin die Urheberin alles Uebels. Es reut mich!“.

Frock ward feuerroth, und sein Herz schlug so gewaltig, daß er kaum erwiedern konnte: „Fräulein, was sagen Sie da! Wie können Sie so denken?“

„Desto besser,“ sagte Josephine, „wenn ich mich getäuscht haben sollte! Es wird viel zu meiner künftigen Zufriedenheit beitragen. Antworten Sie mir aufrichtig! Wir sind allein. Aber Gott ist unser Zeuge. Wollen Sie?“

Frock zitterte. Er antwortete: „ich will!“ hatte aber kaum den Muth, der Jungfrau ins Auge zu blicken, die feierlich und wunderschön vor ihm stand.

„So bekennen Sie denn! Sie stürzen meinen Vater und meine Schwester in Schmerz und Thränen; Sie wollen sich auf immer von ihnen trennen, von denen Sie so sehr geliebt werden, und gegen die Sie selbst die innigste Freundschaft nicht verläugnen können — Sie wollen fort von uns auf immer, und das nur meinethalben!“

Er schwieg, von seinem Bewußtsein getroffen, von seinen Gefühlen überwältigt. Er konnte sich nicht fassen.

„Ihr Schweigen ist Bestätigung!“ sagte Josephine. „Ich

fürchtete es zuweilen; Leonore errieth es. Aber ich bezeuge Ihnen, lieber Frock, daß es, der Allwissende weiß es, nie meine Absicht war, Sie zu beleidigen und zu kränken. Mein Betragen gegen Sie mochte tadelnswerth sein. Ich war gegen Sie nicht, wie mein Vater, wie meine Schwester waren, wie ich hätte sein sollen; aber, der Allwissende weiß es, kränken wollte ich Sie nicht. Sie sind mir werth, recht werth. O glauben Sie doch das! Hätte ich denn sonst Ihre Geschenke annehmen können, die ich dem Kanzleirath ausgeschlagen haben würde? Ich habe Sie gewiß nicht beleidigen wollen. Ich war anders gegen Sie, als gegen Andere. Aber dem Himmel ist's bekannt, ich konnte nicht anders. Verzeihen Sie mir, und deuten Sie mein bisheriges Benehmen gegen Sie nicht unrecht! Sie sind im Irrthum, wenn Sie glauben, daß ich etwas wider Sie habe, oder jemals gehabt hätte! Sie sind mir werth, wenn ich es Ihnen auch nicht äußerte und äußern konnte, wie der Vater und Leonore. — Nicht so? Sie verzeihen mir? Sie zürnen mir nicht?"

Ganz bestürzt und von seinen Empfindungen übermannt, rief Frock, indem er Josephinens Hand ergriff: „Was denken Sie, Fräulein? Sie mich beleidigt? Wie konnten Sie so etwas glauben? — Fräulein, o nein! o nein! In Ihrer Nähe athmen zu können, war ja mein einziges, mein höchstes Glück. Ja, Fräulein, der Gedanke an Sie wird immer mein schönster Gedanke bleiben!"

Er drückte ihre Hand an sein Herz, ließ sie dann fahren, sank in sich zusammen und stammelte: „Segnen Sie mich, dann lassen Sie den Unglücklichen ziehen!"

„Bin ich Ihnen," fragte sie forschend und mit langsamer Rede, „bin ich Ihnen so viel werth, als mein Vater und Leonore?"

Er sank zu ihren Füßen nieder, legte seine Lippen an ihre Hand und sagte: „Mehr!"

„Was thun Sie, Frock!" rief Josephine, und richtete ihn, der nicht wußte, was er that, in unaussprechlicher Bestürzung auf. Ihre Hände lagen in den seinigen, und sie zog sie nicht zurück.

„Das Mißverständniß", sagte sie bebend, „ist gehoben. Ich darf dem Vater und Leonoren nun sagen, daß Sie sich nicht von uns trennen wollen."

„Fräulein," rief Frock, „nur Sie, in dieser Welt Niemand, als Sie, können über mich gebieten, was ich thun soll! Ich werde Ihnen gehorchen, wie keinem Andern. Aber fordern Sie nicht, daß ich bleibe! Sie fordern meinen frühern Tod."

Da stürzten die Thränen hell aus Josephinens Augen und über ihre Wangen, aber sie änderte keinen Zug ihrer Mienen, sondern sagte mit einer erschreckenden Kälte, wenn man diese gelassene Stimme, diese ruhigen Geberden unter dem Thränenstrom so nennen darf: „Und trennen Sie sich auf immer von uns, so stören Sie das Lebensglück und die Freude Leonorens und des Vaters, und mich — tödten Sie.“ — Mit den letzten Worten, die sie erst nach einigem Zögern ausstieß, sank sie laut schluchzend mit ungebändigtem Schmerz hin.

Frock, seiner selbst nicht mächtig, umschlang die Halbohnmächtige. Wie in einem Traum umschlang er sie. Er bog sich über ihr Gesicht, heftete seine Lippen auf die ihrigen. Vergessen war Vergangenheit und Zukunft. Ihr Seufzer sagte, was er allen Engeln des Himmels nicht geglaubt haben würde, wenn sie es ihm bezeugt hätten.

Und als sich Josephine schamhaft zurückzog, stand er an Allem, was geschehen war, zweifelnd da, und näherte sich schweigend noch einmal dem Fräulein, zog Josephinen noch einmal an sich. Und sie sprach: „Sie haben mir also gewiß nie gezürnt?“

„Ehe Sie mich kannten, liebte ich Sie schon mehr, als mein Leben!“ rief der Entzückte.

17.

In diesem Augenblick hörte man den Major mit Leonoren nahen. Josephine eilte ihnen entgegen, umarmte Beide und rief mit entflammtem, begeistertem Blick: „Es ist nun Alles gut, Alles!“

„Gott Lob!“ schrie der Major, und drückte dem berauschten Frock herzlich schüttelnd die Hand. „Der Teufel komme euch Leuten auf die Sprünge. Es hätte Unglück gegeben, wäre nicht die Kleine hier auf den klugen Einfall gekommen.“ Er zeigte auf Leonoren.

Leonore tanzte vor Freuden. Sie sprang zu Frock und sagte:

„Sie sind also rein ausgesöhnt. Es ist wahr, Josephine ist immer sonderbar mit Ihnen umgegangen. Aber sie hat Sie doch lieb gehabt, ich weiß das gewiß, sehr lieb. O wie froh bin ich! — Kommen Sie, ich muß Ihnen dafür einen Kuß geben! Ich taumle, ehe ich Punsch getrunken habe.“ Und damit hing sie sich fest an den Hals des betäubten Jünglings, und küßte ihn mit heißer Innigkeit.

Da ward der Tisch gedeckt, die Lichter wurden angezündet, kalte Speisen aufgetragen, Wein dazu; Leonore und Frock mußten den Punsch anrichten. Es ging froh durch einander, und doch sprach man wenig Zusammenhängendes. Frock stand träumend, und preßte Citronen. Josephine schwebte, sich selbst nicht fühlend, ab und zu; ihre Augen glänzten, auf den Einzigen hingewandt, der das Dunkel ihres Gemüths erhellt hatte. Leonore sang, schlug Zucker, tanzte herum, lachte und rief einmal ums andere: „Ich bin wie närrisch!“ Der alte Major rauchte seine Pfeife, ging auf und ab, stimmte zuweilen in Leonorens Gesang, und fluchte wieder dazwischen auf drollige Weise gegen seinen Jonathan.

Man setzte sich in bunter Reihe. Leonore füllte die Punschgläser. Man mußte auf ewige Freundschaft anstoßen. Frock glühte. Er trank ein Glas nach dem andern. Er schien sich betäuben, sich selbst vergessen, oder sein Glück in vollen Zügen genießen zu wollen. Oft sank er unwillkürlich in seinen Ernst zurück. Kaum bemerkte aber dies Leonore, so hob sie drohend den Finger gegen ihn auf und sagte: „Schon wieder?“ Dann wischte er sich mit der Hand über die Augen und sagte: „Sie haben Recht! Es muß Alles vergessen sein, jetzt Alles! Das Böse kommt zu seiner Zeit von selbst.“ Er überließ sich seiner Seligkeit.

Als das einfache Nachtessen beendet war, und der Geist des Punsches die Freude Aller höher stimmte, und das Gespräch fröhlich durch einander tönte, zog der Major die Taschenuhr und sah nach der Zeit. Frock, es bemerkend, erschrak und fiel in die vorige Düsterheit und Nüchternheit zurück. Josephine schüttelte den Kopf gegen ihn, legte ihre Hand sanft auf die seinige und sagte: „Immer noch der Alte?“

Die Berührung ihrer Hand trieb ihm alles Blut wieder froher durch die Pulse. „Ich dachte nur an die Abreise!“ sagte er.

„Die Abreise!“ rief Leonore unwillig. „Frage: ließe sich die Abreise nicht auf ein paar Wochen verschieben?“

Josephine fügte ihrer einen Hand nun auch die zweite zu, und lispelte lächelnd bittend: „Wohl, Frock, wohl ein paar Tage!“

„Kinder!“ rief der Major dazwischen. „Jonathan hat kein Quartier mehr in der Stadt, und Alles eingepackt. Fort muß er nun. Laßt ihn nur gehen! Er sitzt im Postwagen so bequem, als im Wirthshause. Was sein muß, das muß sein! Fort mit ihm! Jetzt entlaß ich ihn gern, nun er uns bleibt. In wenigen Wochen holt er uns ab ins gelobte Land.“

18.

Das Wort „gelobtes Land“ war genug, Alle zu begeistern. Die alten Entwürfe der künftigen Einrichtungen wurden wieder lachenden Muthes gemustert und verschönert. Der Major redete von den Tagen seines Alters mit rührendem Entzücken. Er lebte nur für seine Töchter, und bisher hatte er für sie nur die düstersten Aussichten gehabt.

„Bin nun geborgen, kann meine Augen einst sorgenfrei schließen; werden wenigstens nicht mit dem Mangel ringen müssen!“ sagte er. „Aber Eins, ihr Mädchen, fehlt noch! Das vergesset mir nicht zu geben, ehe ich abfahre! Ein paar Schwiegersöhne, die mir wohlgefallen und meine rechten Söhne werden!“

„Bleiben Sie doch ohne Kummer für mich, Väterchen,“ sagte Leonore lachend, „mit mir sollen Sie zufrieden sein! Und Josephine da? Sehen Sie doch, wie die Beiden hier Hand in Hand, Aug' in Auge wurzeln? Haben Sie in Ihrem Leben schon dergleichen erlebt und gesehen, Väterchen? Machen Sie Ihren Jonathan zum Sohne, wie froh wäre ich mit solchem Bruder!“

Josephine zog erröthend die Hand aus der Hand des Nachbars und sagte erschrocken: „Ich glaube wahrlich, Mädchen, du hast einen Rausch, einen argen!“

„Jonathan, Jonathan!“ rief der Major, und drohte scherzend und bedeutungsvoll über den Tisch hinüber. „Ich merke Unrath! Was treibst du für Händespiel mit Josephinen, die du dir seit zwei Jahren kaum recht anzusehen getrautest? Komm einmal her; hieher zu mir! Es fällt mir etwas ein.“

Frock stand auf und ging zum Major. „Sei ehrlicher, Jonathan,“ sprach dieser zu jenem, „sei ehrlicher jetzt, als du diesen Nachmittag gegen mich warst! Du liebst Josephinen!“

Da nahm Frock die Hand des Majors und preßte sie schweigend an seine Brust. Josephine erhob sich in schöner Verwirrung, sah rechts und links, und wollte davon.

„Halt, Mädchen, du bleibst!“ sagte ihr Vater; „denn du sollst Rede stehen zu dem, was du mir diesen Vormittag gesprochen hast. Bleib! Es soll Alles ins Reine. Dann weißt du, woran du bist. Ich mag das Hangende und Schwebende nicht. — Und du, Jonathan, thu' den Mund auf und rede! Verdammt sei diese Schüchternheit, die uns um ein Haar Alle ins Unglück gebracht hätte!

Du liebst Josephinen! Ist nicht dies dein Elend, das du nicht hast bekennen wollen, und das dich von uns zu treiben drohte?“

„Es ist mein Unglück!“ sagte Frock, die Blicke düster auf die Seite gewendet. „Ich liebe sie. Wie hätte ich anders können? Das ist mein Elend!“

„Hol's der Geier, Jonathan, sprich endlich eine andere Sprache! Elend! Nun ja, hast geglaubt, du seiest arm, ich würde sie dir nicht geben. Bist du nicht reicher, als ich? — Hast geglaubt, du seiest ein Bürgerlicher, dürfest das Auge nicht zum Fräulein von Tulpen erheben. Wetter, bist du nicht adeligern Herzens, denn ich? Denk' doch an die goldene Dose! Hab' ich auch nur einmal so edel gehandelt, wie du schon vielmals? Hast gemeint, ich verachte dich. Falsch gemeint, junger Herr! Diesen Morgen hab' ich's mit Schrecken und Freuden erfahren, was du ihr bist. Hab' dir's ja den Nachmittag in den Mund gelegt, daß du sie von mir fordern solltest. Aufdringen konnte ich dir doch mein Kind nicht! He! ist's nun noch Elend?“

Wie vorher starrte Frock vor sich hin. Indem rollte ein Wagen draußen. Des Postknechts Horn blies vor der Thür.

„Kannst warten draußen!“ rief der Major, stand auf und umarmte Jonathan und Josephinen. „So muß es sein, ehe du wegfährst! Gott segne euch! Nimm sie, Jonathan, sie ist deine Braut; du bist mein Sohn!“

Sträubend lehnte sich mit schnellfliegendem Athem Frock zurück.

„Was,“ lallte erschrocken der Major, „was ist denn?“

Josephine sah mit Entsetzen auf Frock hinüber.

„Liebst du sie nicht?“ fragte der Major heftig.

„Ich darf nicht!“ antwortete Frock.

„Darfst nicht? Wer verbietet es?“

„Sie werden, Sie können mir Josephinen nicht geben; Josephine kann mich nicht lieben. — Ich bin kein Verbrecher. Aber — ich bin — —“ Frock zog bei diesen Worten ein versiegeltes Papier aus der Tasche und warf es auf den Tisch. Josephine ward todtenblaß. Leonore schrie laut auf vor Angst, weil sie von Allem nichts begriff.

„Still doch!“ schrie der Major. „Was Teufels ist denn los? Jonathan, heraus, warum weigerst du dich, mein Sohn zu sein?“

„Herr Major,“ sagte Frock mit einem Male sehr ernst und fest, „ich bete Josephinen an! Nie hab' ich ein anderes Mädchen geliebt. An mir nicht liegt die Schuld, daß ich des Glücks nicht

theilhaftig werde, das mir Ihr Edelmuth zudenkt; auch gewiß nicht am Schicksal."

„Hol' der Geier die Vorreden!" unterbrach ihn der Major. „Heraus, woran liegt's denn?"

„An Ihren Vorurtheilen, Herr Major!"

„Was Geier, Vorurtheile?"

„Ich bin kein Christ!"

„Jesus Maria!" schrie Leonore.

„Ich bin in der mosaischen Religion geboren; ich bin, mit zwei Silben, ein Jude."

„Ein Jude?" stotterte der Major verblüfft, und ließ die Arme niedersinken. Leonore sprang mit durchdringendem Schrei zu Josephinen, die neben einem Sessel niedersank. Frock sagte: „Lesen Sie das versiegelte Blatt! Lebt wohl, ihr Herrlichen! Lebe wohl, du mein Himmel!"

Er nahm Mantel und Hut, und stürzte zur Thür hinaus. Der Postknecht stieß ins Horn. Der Wagen rollte davon.

19.

Der Inhalt des versiegelten Blattes, welcher als Fortsetzung oder Nachklang seiner Rede angesehen werden mußte, war wörtlich folgender:

„Ich bin ein Jude. Und mit diesem Geständniß, o ihr meine Geliebten, empfangt ihr die Auflösung zum Räthsel meines Betragens! — Welches Mädchen unter allen Christinnen würde mich beglücken wollen? Welche weltliche oder geistliche Behörde eurer Länder würde mich in öffentlichen Aemtern, oder auch nur in den Schulen der Christenkinder lehrend, dulden? — Ich bin ein Jude, das heißt, ohne etwas verbrochen zu haben, schweigend geächtet, weil ich von einem Volke abstamme, welches durch das Vorurtheil der Jahrtausende bei Christen, Türken und Heiden geächtet und verachtet, und, durch die ewige Verachtung erdrückt, leider oft verachtungswürdig geworden ist.

„Ich bin von armen Aeltern im Elsaß, die gleich tausend andern Glaubensgenossen durch das Vorurtheil der Welt zum Handel, Wucher und Christenbetrug gezwungen wurden, um ihr Leben zu fristen. Meine Knabenjahre fielen in die ersten Zeiten der französischen Staatsumwälzung, als auch die Bekenner der mosaischen Religion zum ersten Male das Recht empfingen, unter Menschen

Menschen in vollem Recht, und in einem großen Staate Bürger zu sein, und nicht ausgebannte, nur großmüthig geduldete, fremdartige Geschöpfe.

„In den Wirbeln der bürgerlichen Stürme ward ich als Trommelschläger, da ich noch lange nicht das mündige Alter erreicht hatte, von meiner Heimath hinweggerissen. Ich sah die bejahrten Aeltern nie wieder. Aber meine Jugend, meine unbesonnene Herzhaftigkeit, mein natürlicher Verstand erwarben mir Freunde. Ich ward Bedienter eines Obersten, der nachmals unter den französischen Feldherren einen ehrenvollen Namen erwarb, und mich so lieb gewann, daß er meine Verwilderung in den Feldlagern bedauerte. Er ließ meine Lernbegier auf seine Kosten in den Schulen einer französischen Grenzstadt befriedigen. Da empfing ich eine Bildung des Geistes und Herzens, welche zu meiner künftigen Stellung in der Welt außer allem Verhältniß war.

„Meine wissenschaftliche Erziehung blieb unvollendet. Hätte ich mich der Arzneikunde widmen dürfen, so würde ich vielleicht in irgend einer großen Stadt ein ehrenvolles Dasein haben führen können. Der Feldherr aber, mein Gönner, rief mich wieder zu sich, und machte mich zu seinem Geheimschreiber. Ich blieb bei ihm, bis ihn die tödtliche Kugel traf. Ohne Beruf, ohne Aussicht, wählte ich das Kriegshandwerk, trieb mich lange bei den Heeren umher und auf den Schlachtfeldern, und bereicherte mich im Anblick so vieler Erbärmlichkeiten der Völker und ihrer Großen, und der auf Erden allein waltenden Leidenschaften und Vorurtheile, mit einer trostlosen Weisheit. Ich that überall wie ich sollte, um mir wenigstens das Bewußtsein meines inneren Werthes zu retten, und leistete Verzicht auf äußere Anerkennung desselben. Das Leben Jesu Christi hat auf mein Inneres und dessen Veredlung am meisten gewirkt. Er war ein Israelit; er blieb es. Zwischen Himmel und Erde ist nie ein Größerer erschienen, als er, weder an Weisheit, noch Tugend, noch Muth. Jeder große Mann ist für sein Jahrhundert, höchstens für sein Jahrtausend groß unter gegebenen Verhältnissen. Jesus aber hat eine Größe, die von keinem Verhältnisse bedingt und auf keine Jahrtausende beschränkt ist. Doch würde er heut' erst unter den Christen erscheinen, sie würden ihn heute noch ans Kreuz schlagen, wie ehemals die Juden.

„Ich machte es zur Aufgabe meines Lebens, zu werden wie Jesus: für das Innere das Aeußere, für das Ewige das Nichtige, für die Ziele des Geistes die körperlichen, häuslichen und bürger-

lichen Annehmlichkeiten zu opfern. Ich stehe ihm nicht an Willen, sondern nur an Muth und Kraft nach.

„Mich ekelte das Kriegsleben an. Meinen einzigen Freund unter den Menschen, einen hoffnungsvollen Jüngling aus Nancy, tödtete eine Stückkugel an meiner Seite. Ich hatte mit meinen übrigen Kriegsgefährten im wüsten Leben viel Händel. Die Hauptleute waren ungerecht gegen mich. Ich lief zum Feinde über, zog bürgerliche Kleider an, und ernährte mich vom Unterricht, den ich in Sprachen und andern Dingen gab.

„Meines Bleibens war nirgends lange. Es fehlte mir nicht an Freunden und Freundinnen. Aber sie waren Christen und Christinnen. Hätten sie erfahren, ich sei ein Jude: schwerlich würden auch die Aufgeklärtesten unter ihnen einem heimlichen sonderbaren Ekel widerstanden haben, der sich ihrer unwillkürlich bemeistert hätte. Daher hütete ich mich, Verbindungen einzugehen, um bei künftiger Trennung weniger leiden zu müssen; ich fürchtete die Freundschaft, weil sie mir nur Schmerzen bereiten konnte.

„Auf feste Niederlassung, Anstellung und Einbürgerung in einer christlichen Stadt mußte ich, mit dem ersten Schritt, den ich in eine Stadt that, Verzicht leisten. An vielen Orten wäre ich als Jude keinen Tag lang geduldet worden, an anderen hätte man mir höchstens Duldung, aber keine Niederlassung, kein bürgerliches Recht gestattet. Zu jeder solchen Handlung wäre immer nothwendig gewesen, einen Auszug aus den Taufregistern vorzuzeigen. Ich war nie getauft. Was sollte ich sagen?

„Peinigend griff das religiöse Verhältniß in die kleinsten Umstände meines Lebens und Webens ein. Läuteten die Glocken, zogen die Christen wie eine einzige Familie in ihre Tempel zum Gottesdienste, mußte ich meinen Gottesdienst einsam begehen in meinem Kämmerlein. Ich gehörte nicht zur großen Familie. Viele setzten an mir aus, daß ich nicht zur Kirche ging; Andere hielten mich für einen Aufgeklärten ihresgleichen, der ohne Religion lebe. Ich mochte weder das Eine, weil es Täuschung war, noch das Andere, weil ich mich der Gesellschaft schämte. Immer war ich gedrängt, und mit meinen besseren Gefühlen, wie mit den bürgerlichen Umgebungen, im Zerwürfniß.

„Eine Zeit lang trug ich mich mit dem Gedanken, wieder umzukehren und Jude in einer jüdischen Gemeinde zu sein, um meinem Volke ein Lehrer des Bessern zu werden, und es aus der geistigen Knechtschaft zur menschlichen Würde zu erheben. Aber

dann bedachte ich, daß ich aller dazu nöthigen Mittel entbehre. Ich hatte das Judendeutsch vergessen, wußte nichts mehr oder nur wenig von den üblichen Gebräuchen und Talmudischen Vorschriften und Lehren. Ich sah die Unmöglichkeit ein, mit bloßen Vernunftgründen den vieltausendjährigen Rost heilig gewordener Vorurtheile hinwegzufegen, und die Hartnäckigkeit roher, armer, geistig verkrüppelter Menschen zu besiegen, die, was sie sind, durch die barbarischen Ordnungen christlicher Gesetzgeber geworden sind. Die Rabbinen würden mich verflucht, die Juden mich verstoßen und gesteinigt haben. Unter Christen und Muhamedanern sind entstanden und entstehen noch neue Glaubensparteien. Bessere Einsichten, Wirkungen des Himmelsstriches, eigenes Forschen können dazu helfen. Aber man wird unter den Juden kaum von neuen Sekten und Glaubensspaltungen hören. Die gebildeten Juden sind nur, was die Aufgeklärten unter den Christen.

„Nicht aufgenommen von meinen Glaubensgenossen, und gedrängt von meiner Sehnsucht, unter europäischen Menschen Recht als Mensch zu genießen, hätte ich, bei meiner Hochachtung für Jesus, ein Christ werden und mich taufen lassen können. Doch abgesehen, daß ich mich nie überwinden kann, in einer Aufsehen erregenden Feierlichkeit zu prangen, wäre ich mit meinem Taufschein überall nicht als alter Christ von christlichen Aeltern, sondern als getaufter und bekehrter Jude erschienen. Es sträubt sich in mir Alles gegen solchen Namen. Lieber will ich Israelit sein und bleiben! Ich habe mich wahrlich dieses Namens nicht zu schämen! Moses war ein Größerer, als die ganze Kette der Päpste, als Luther und Calvin und Zwingli waren. Wohl selten ließ sich ein Jude aus Drang besserer Ueberzeugung, weit häufiger wegen gemeiner Vortheile, bei den Christen taufen. Mit Recht haftet daher auf den getauften Juden Vorwurf und Verdacht. Ein muthiger Bekenner ist mehr werth, als jeder Renegat und Mameluk.

„Stärker noch, als alle diese Rücksichten, stieß mich ein anderer Umstand zurück, in eine der christlichen Kirchen überzutreten. Ich blieb im Zweifel, ob ich mit meinen inneren Ueberzeugungen einer und derselben ganz angehören könne? Wenn Christus noch einmal erschiene, würde er wohl Katholik, oder Lutheraner, oder Calvinist werden wollen? Eine Kirchenpartei der Christen tadelt die andere. Jede vertheidigt sich gegen die andere. Dies ist aber weniger Frucht tiefer Ueberzeugung, als der Gewohnheit des mit der Muttermilch

eingesogenen Glaubens. Wie viel giebt es der Starken, welche darin siegen können?

„Wäre ich lutherisch geworden, so hätten mich Reformirte oder Katholiken belehren wollen; wäre ich katholisch geworden, hätten mich Lutheraner oder Calvinisten im Irrthum gesehen. Jede Kirche beweiset ihrer Lehrsätze Wahrheit aus demselben Buche und mit denselben Stellen, aus welchen ihr die andern den Irrthum darthun. Ein Beweis, daß sie allesammt Einbildung und Menschenmeinung für Göttliches halten. Was Christus selber gegeben, darin sind sie alle ziemlich einträchtig. Christus gab aber Geist; todte Buchstaben legten seine Nachfolger hinzu. Nicht über jenen, nur über diese ist der Streit. Was kümmert mich der Buchstabe? die Auslegung von Dingen, die für meines Geistes Erhebung ohne Frucht sind? die Annahme von Sätzen, welche im Unbegreiflichen liegen? die Beobachtung von Feierlichkeiten, welche willkürlich sind und nach den Stufen der Einsicht, auf denen die Völker stehen, oder nach den Himmelsstrichen, unter denen sie wohnen, nothwendig andere sind?

„Christus ist ein Lehrer in göttlichen Dingen; kein Moses, kein späterer Prophet, kein Rabbi, kein Papst ist höher. Ich glaube, wie er; ich will leben, wie er. Ich bin sein Nachfolger. Ich bin sein Jünger. In diesem Sinne bin ich Christ, und werde es bleiben; aber ich bin kein Katholik, oder Lutheraner, Zwinglianer, Calvinist, Mennonit, Grieche, Herrnhuter, Wiedertäufer oder wie ihr Christen euch nennen oder taufen lasset. Aber Christus war das alles auch nicht. Er war, seinem äußern Bekenntniß nach, ein Jude. Der bin ich auch. Christus stand unendlich höher, als Moses; und ich stehe höher als Moses durch Christum. Daher hat das mosaische Gesetz den Werth für mich verloren, wie es ihn schon an sich selbst in den jetzigen Staaten- und Völkerverhältnissen und Klimaten verloren hat, und in seinem Bestande ein Widerspruch mit der Zeit ist.

„Dies, ihr Geliebten, ist mein Glaubensbekenntniß. Ich kann nicht zu eurer Kirche übertreten und ein getaufter, noch weniger ein bekehrter Jude werden. Keiner eurer Mönche, Prediger oder Bischöfe kann mich bekehren. Ich gehöre weder zur griechisch- noch römisch-katholischen, weder zur anglikanischen noch evangelisch-lutherischen oder reformirten Kirche, oder einer sogenannten Brüdergemeinde. Ich bin schlechterdings nichts, als ein Schüler dessen, dessen Schüler ihr Alle seid; ich bin aber kein Schüler eurer Päpste, eurer Luther,

eurer Zwingli, weil ich mir einbilde, so viel von dem zu wissen, was zur Herrlichkeit des Ewiglebens und Gottähnlichwerdens gehört, als sie.

„Nun, richtet mich, o ihr meine Geliebten! Verdammen könnet ihr mich nicht, ohne euch selbst zu verdammen.

„Ausgestoßen von dem Volk, von welchem ich herstamme; ausgestoßen durch meine Herkunft von den Christen, bin ich unter Juden und Christen ein Fremdling. Ich gehöre in keinen häuslichen oder bürgerlichen Kreis jetziger Menschen. Ich bin religiös, aber die Religionen der Menschen verfolgen mich, wohin ich trete. Ich zittere, mich den Gefühlen der Freundschaft und Liebe zu überlassen, da ich voraussehe, daß jeder meiner Freunde sich schämen wird, mit einem Juden Vertraulichkeiten zu haben. Und könnte mich je ein Mädchen lieben: welche möchte eines Juden Frau werden? Ich erhalte mich unter den Menschen, indem ich mich vor ihnen verberge; ich muß ihre Zuneigung meiden, weil ich sie nicht täuschen mag. Ich bleibe ohne Heimath, ohne Brod, ohne Liebe, weil das Vorurtheil der Welt mir entgegentritt, und die Pforten der Freude verschließt.

„Ich werde Josephinen bis zum letzten meiner Seufzer lieben und beklagen. Beklagen, denn ich bin unschuldig an ihrem Leiden. Ich mied es, ihr die leiseste Theilnahme oder Neigung einzuflößen. Hab' ich gefehlt, so hab' ich nur gegen mich selbst gefehlt, daß ich schwach genug war, mich nicht früher von ihrer Nähe, von der theuern Eleonore, von dem wahrhaft ehrwürdigen Vater loszureißen. Wer ist neben Josephinen stark genug, oder bewahrt seine Grundsätze treu neben dem Zauber ihres Wesens? Ich büße meine Schuld schwer genug. Ich war einen Augenblick glücklich und bin dafür mein ganzes Leben hindurch unglücklich. Ich fliehe, aber mit einem zerrissenen, blutigen Herzen. Lebet wohl!

Jonathan Frock."

20.

Er fuhr in einem wahren Fieber die winterliche Nacht hindurch und ohne Rast den folgenden Tag von Post zu Post, und die zweite Nacht und den folgenden Tag, und so ohne Verweilen, bis er den Ort seiner Bestimmung erreicht hatte, wo er die Geschäfte des Majors beendigen sollte. Er schien es darauf angelegt zu haben, seiner nicht zu schonen, sondern sich zerstören zu wollen.

Aber er bewirkte mit diesen Anstrengungen und zerstreuenden Ermüdungen ganz etwas Anderes. Die Ungemächlichkeiten und Bedürfnisse der Gegenwart nahmen ihn zu sehr in Anspruch, als daß er sich den Erinnerungen an Vergangenes hätte ungebunden hingeben können. Er hatte durch diese Betäubung den ersten Schmerz weniger empfunden, und nach einer Reihe von Tagen nur noch stillwehmüthiges Nachgefühl übrig behalten.

Mit um so mehr Fassung, Würde und Nachdruck konnte er sich den Angelegenheiten des Herrn von Tulpen widmen. Er besuchte die, welche auf die Erbschaft Ansprüche machten; er besuchte die obrigkeitlichen Personen. Das Recht des Majors war allzu begründet, als daß es nicht mit leichter Mühe hätte siegreich dargethan werden können; aber war nicht entschieden genug, um nicht wenigstens Stoff zu einem kostspieligen, langwierigen Prozeß geben zu können, welchen Richter, Amtleute, Schreiber und Advokaten mit noch größerer Begierde wünschten, als die erblustigen Nebenbuhler des Barons.

Jonathan stellte diese — sowohl seine Gutmüthigkeit als seine Beredsamkeit gewannen ihr Herz — mit Abtretung einer nahe bei der Hauptstadt befindlichen Meierei, die von den übrigen Gütern getrennt war, zufrieden. Doch dazu mußte er noch die schriftliche Einwilligung des Majors einholen.

Er hatte diesem von Woche zu Woche über den Gang der Unterhandlungen briefliche Nachricht gegeben. Länger als fünf Tage war kein Brief unterwegs. Aber es verstrichen sechs und sieben Wochen, ohne daß vom Major Antwort kam. Das verursachte dem guten Frock tödtliche Angst. Tausend Vorstellungen quälten ihn über das Schicksal der liebenswürdigen Familie, nach jenem letzten und schönen Abend. Er hielt es nicht länger aus, und beschloß, würde auch auf den Brief wegen Abtretung der Meierei nach vierzehn Tagen keine Antwort erfolgen, nach der Hauptstadt umzukehren, möchte erfolgen, was da wolle.

Er war schon zur Abreise fertig, als endlich der Brief des Majors eintraf. Zitternd erbrach er das Siegel, und küßte die Schriftzüge der ihm theuern, ehrwürdigen Hand. Das Schriben lautete:

„Lieber Jonathan! wir sind, Gott Lob! Alle gesund. Auch meine Josephine ist wieder hergestellt. Ich danke dir für deine großen Bemühungen. Ich habe die Schrift wegen der Meierei unterschrieben, und sende sie dir zurück. Nun ist die Erbschaftsgeschichte zu Ende. Schreibe dem Verwalter auf den Gütern, er solle Alles in Ord-

nung halten. Ich werde zu Ende dieses oder Anfang des künftigen Monats dort mit meiner Tochter Leonore eintreffen. Josephine befindet sich wohl. Sie will in ein Kloster gehen. Ich weiß nicht, was das Mädchen da will. Sie hat die Grille und beharrt darauf, ich und ihre Schwester sollen sie begleiten, und das verlangt sie auch von dir. Am 25sten dieses treffen wir also zu Arxfelden ein, und erwarten dich da mit einander im Wirthshause. Fehle nicht, oder du bringst der armen Josephine den Tod! Es ist ihr ausdrücklicher Wille, du solltest noch dabei sein. Und wenn wir vom Kloster wieder abreisen, so geb' ich dir mein Ehrenwort, will ich dich nicht länger halten, wenn du uns verlassen willst. Aber kannst du bei mir bleiben, Jonathan, so wirst du meiner alten Tage Freude sein. Es ist ein dummer Streich, was geschehen ist. Also am 25sten dieses in Arxfelden fehle nicht! Ich habe dir ohnedies noch etwas Wichtiges wegen der Erbschaft anzuvertrauen. Ich bleibe dein Freund und David. Der Major von Tulpen."

Unten am Briefe und auf der folgenden Seite hatte Leonore nachstehende Zeilen beigefügt:

„Ach, lieber Herr Frock, Sie haben uns eine erschreckliche Nacht verursacht! Ich möchte dergleichen nie wieder erleben. Aber Josephinen ist jetzt wieder recht wohl. Möchten Sie durch Ihre Religion so ruhig, so gefaßt sein, als es meine Josephine jetzt ist! Daran läßt sich der Werth der Religion erkennen. Josephine hat nur den einzigen Wunsch, Sie noch einmal zu sehen und zu sprechen. Fehlen Sie also um Gottes willen nicht, wenn Ihnen auch nur das Geringste an unserer Freundschaft und Achtung je gelegen war! Ich hätte Ihnen noch viel, o viel zu sagen, allein ich darf nicht! Das sollen Sie Alles in Arxfelden erfahren. Ihre treue Freundin Eleonore von Tulpen."

21.

Dieser Brief kam so spät an, daß, um den bestimmten Tag in Arxfelden einzutreffen, kein Säumens war. Frock, mit der Abtretungsurkunde in der Hand, erhielt die Verzichtleistung Aller, die auf die streitige Erbschaft Ansprüche gemacht hatten, und die obrigkeitliche Bevollmächtigung für Herrn von Tulpen, in den Besitz der Güter einzutreten. Damit versehen eilte er nach dem für die letzte Zusammenkunft bestimmten Orte.

Diese Reise war noch trauriger für ihn, als jene, da er die ge-

liebte Familie verließ. Er kannte nun zum Theil Josephinens Leiden und die betrübte Wirkung derselben in ihrem Entschluß, der Welt zu entsagen. Er sah einem noch schmerzlichern Abschied, als dem ersten entgegen. Doch das Alles hinderte ihn nicht. Josephinens Verlangen zu befriedigen. Und hätte er das Leben darüber einbüßen müssen: desto besser!

Der Abend dämmerte schon, als er vor dem Wirthshause zu Arxfelden anlangte. Er hörte, der Major sei am Morgen mit seiner Familie angekommen und habe sich mit den Seinigen zum Pfarrer am Marienkloster begeben. Dort erwarte er Herrn Frock. Die Ankunft desselben mußte dem Major auf der Stelle durch einen Eilboten gemeldet werden; die durch den Boten zurückkommende Antwort sollte entscheiden, ob Frock noch diesen Abend ins Kloster hinüber müsse, oder ob der Major ihn zu Arxfelden besuchen würde.

Es verging über dies Hin- und Hersenden mehr denn eine volle Stunde. Frock hatte beinahe Fieberfrost. Der Bote erschien mit der Einladung, sogleich nach St. Marien zu kommen.

Frock stieg in den Wagen. Wie schlug sein Herz, als er im ungewissen Lichte des Mondscheins die weitläufigen Mauern und Gebäude und die Thürme des Klosters erblickte; als er durch einen langen Schattengang von alten, hohen Ulmen und Linden hinfuhr, und dann der Wagen vor einem Hause, das zum Kloster gehörte, still hielt! — Er stieg ab. In dem Augenblicke läutete die Glocke des Kirchthurms. Es war ein dumpfer, schauriger Klang; der Major trat aus dem Hause. Eine Magd leuchtete mit dem Lichte, ein Knecht mit der Laterne. Der Major umarmte tief gerührt seinen Jonathan. Dieser konnte vor Traurigkeit nicht reden.

„Nicht wahr," sagte der Major, „meine Josephine ist dir noch lieb, mein Jonathan!"

Frock konnte nicht antworten. Er drückte stumm die Hand des Alten.

„Geh' du voran," sagte der Major zum Laternenträger, „und leuchte! Gieb mir den Arm, Jonathan! Sei meines Alters Stütze! Wir gehen jetzt zu ihr!"

Sie gingen mit einander durch den öden Klosterhof, und durch die stillen, kalten Kreuzgänge. Der Knecht öffnete die Kirchthür. Der Pfarrer stand, matt beleuchtet vom Lichte der ewigen Lampe und einigen Kerzen, betend am Altar. In der Kirche beteten einige Bauern und Bäuerinnen. Indem der Major auf Frock's Arm ge-

lehnt durch die Kirche schritt, kam ihnen Josephine, auf Leonorens Arm gestützt, mit gesenktem Haupte entgegen. Sie reichte dem zitternden Frock eine bebende Hand. Sie standen vor dem Pfarrer, der lauter die Stimme des Gebets erhob und an ihnen die Trauung vollzog. Frock wußte nicht, wie ihm geschah. Er hatte beinahe die Besinnung verloren.

Nach vollendeter Feierlichkeit ging es denselben Weg [illegible] Kirche zurück, nur mit dem Unterschiede, daß statt des Maj[illegible] die vermählte Tochter desselben ging. Als sie aber in den Kreuzgang traten, sank Frock, von dem, was geschehen war, überwältigt, zu Josephinens Füßen nieder, laut schluchzend mit aufgehobenen Händen. Alle weinten. Solche Freudenthränen waren wohl in diesem Kloster, seit der Stiftung desselben, nie geweint worden.

Josephine zog den Geliebten an ihre Brust empor und flüsterte: Du bist mein! — In den drei Worten ging dem Dulder Jonathan seliges Leben auf. Er fühlte sich zugleich von den Armen des Majors und Leonorens inbrünstig umfangen. Der greise Pfarrer stand neben ihnen, ohne daß sie ihn bemerkten. Er war ein alter Jugendfreund des Herrn von Tulpen, und hatte gern zu diesem Fest geholfen. Auch begleitete er sie zum Wirthshause in die Stadt zurück, wo das Hochzeitmahl schon bereit stand. Denn Alles hatte der Major selbst so angeordnet und gewollt.

„Und hörst du," sagte er zu dem entzückten Eidam, „meinst du, Halbchrist, du denkest christlicher, als wir, die wir in Wahrheit wissen, daß Gott nicht die Person ansieht, sondern daß in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, ihm angenehm ist? Nicht Alle, die da Herr, Herr! sagen und singen, sondern die den Willen thun des Vaters im Himmel, die sind Jesu Jünger. An unsern Früchten sollen wir erkannt werden. Weißt du es? Wir haben dich auch daran erkannt!"

Der zerbrochene Krug.

Man kennt, unter demselben Titel, ein kleines Stück vom Dichter des „Käthchen von Heilbronn“. Dieses und die hier folgende Erzählung hatten im Jahre 1802 zu Bern einerlei Veranlassung des Entstehens. Heinrich von Kleist und Ludwig Wieland, des Dichters Sohn, pflogen Freundschaft mit dem Verfasser, in dessen Zimmer ein Kupferstich: „La Cruche cassée“ unterschrieben, hing, dessen Gestalten und Inhalt ungefähr dieselben waren, wie sie unten im Kapitelchen „das Gericht“ vorgestellt sind. Die ausdrucksvolle Zeichnung belustigte und verlockte zu mancherlei Deutungen des Inhalts. Im Scherz gelobten die Drei, jeder wolle seine eigenthümliche Ansicht schriftlich ausführen. Ludwig Wieland verhieß eine Satyre; Heinrich von Kleist entwarf ein Lustspiel, und der Verfasser der gegenwärtigen Erzählung das, was hier gegeben wird.

1.

Mariette.

Zwar ist La Napoule nur ein ganz kleiner Ort am Meerbusen von Cannes; aber man kennt ihn doch in der ganzen Provence. Er liegt im Schatten ewiggrüner Citronen- und Pomeranzenbäume. Das nun freilich macht ihn nicht berühmt. Doch sagt man, es wachsen da die feurigsten Weintrauben, die duftigsten Rosen und die schönsten Mädchen. Ich weiß es nicht; glaub' es indessen gern. Schade, daß La Napoule so klein ist, und der feurigen Trauben, duftigen Rosen und schönen Mädchen unmöglich genug erzeugen kann. Sonst hätte man deren bei uns zu Lande doch auch.

Sind seit Erbauung von La Napoule alle Lanapoulerinnen Schönheiten gewesen, so muß ohne Zweifel die kleine Mariette ein Wunder aller Wunder gewesen sein, weil ihrer sogar die Chronik gedenkt. Man nannte sie zwar nur die kleine Mariette; doch war sie nicht kleiner, als ungefähr ein Kind von siebenzehn Jahren und darüber zu sein pflegt, dessen Stirn genau bis zur Lippe des aufgewachsenen Mannes reicht.

Die Chronik von La Napoule hatte ihre guten Gründe, von

Marietten zu erzählen. Ich, an der Stelle der Chronik, hätte es auch gethan. Denn Mariette, die mit ihrer Mutter Manon bisher zu Avignon gewohnt hatte, drehte, als sie wieder in ihren Geburtsort kam, diesen beinahe ganz um. Eigentlich nicht die Häuser, sondern die Leute und deren Kopf; und auch wohl nicht die Köpfe aller Leute, sondern vorzüglich solcher, deren Kopf und Herz in der Nähe von zwei seelenvollen Augen immer in großer Gefahr sind. Ich weiß das. In solchen Fällen ist nicht zu scherzen.

Mutter Manon hätte wohl besser gethan, wäre sie in Avignon geblieben. Aber sie machte in La Napoule eine kleine Erbschaft; sie erhielt da ein Gütchen mit einigen Weinbergen, und ein niedliches Haus im Schatten eines Felsen, zwischen Oelbäumen und afrikanischen Akazien. So etwas schlägt keine unbemittelte Wittwe aus. Nun war sie ihrer Meinung nach reich und glücklich, als wäre sie Gräfin von Provence oder dergleichen.

Desto schlimmer ging's mit den guten Lanapoulesen. Sie hatten sich solches Unheils nicht versehen, und nicht im Homer gelesen, daß eine artige Frau ganz Griechenland und Kleinasien in Harnisch und Zwietracht bringen konnte.

2.

Wie das Unglück kam.

Kaum war Mariette vierzehn Tage im Hause zwischen den Oelbäumen und afrikanischen Akazien, so wußte jeder junge Lanapoulese, daß Mariette da wohne, und daß in der ganzen Provence kein reizenderes Mädchen wohne, als eben in diesem Hause.

Ging sie durch den Flecken, schwebend leicht, wie ein verkleideter Engel, im flatternden Rock, blaßgrünen Mieder, vorn am Busen eine Orangenblüthe neben Rosenknospen, und Blumen und Bänder um den grauen Hut wehend, der ihr feines Gesicht beschattete, ja, dann wurden die finstern Alten beredt und die Jünglinge stumm. Und überall öffnete sich links und rechts ein Fenster, eine Thür, der Reihe nach. — „Guten Morgen," hieß es, oder „guten Abend, Mariette!" und sie nickte lächelnd nach rechts und links.

Wenn Mariette in die Kirche trat, verließen alle Herzen (nämlich der Jünglinge) den Himmel, alle Augen die Heiligen, und die betenden Finger verirrten sich in den Perlen der Rosenkranzschnur. Das muß gewiß oft großes Aergerniß gegeben haben, zumal den Frommen.

Zu jener Zeit sind ohne Zweifel die jungen Mädchen von La Napoule besonders fromm gewesen, denn sie ärgerten sich am meisten. Und es war ihnen kaum zu verdenken. Denn seit Mariettens Ankunft war mehr als ein Bräutigam kühl geworden, und mehr als ein Anbeter seiner Geliebten abtrünnig. Da gab es denn viel Zank und Vorwürfe überall, und viele Thränen, gute Lehren und Körbe. Man sprach gar nicht mehr von Hochzeiten, sondern von Trennungen. Man schickte sich sogar Pfänder der Treue, Ringe und Bänder zurück. Die Aeltern mischten sich in den Zank ihrer Kinder. Hader und Streit lief von Haus zu Haus. Es war ein Jammer.

Mariette ist an Allem Schuld! — sagten die frommen Mädchen; dann sagten's ihre Mütter; dann sagten's die Väter, und zuletzt Alle, sogar die jungen Männer.

Aber Mariette, in ihre Sittsamkeit und Unschuld eingehüllt, wie die aufbrechende Gluth der Rosenknospe und das dunkle Grün des Blumenkelches, ahnete von dem großen Elende nichts, und blieb gütig gegen Alle. — Das rührte erst die jungen Männer, und sie sprachen: „Warum das holde, harmlose Kind betrüben? Es ist ohne Schuld!“ dann sagten es die Väter; dann sagten es die Mütter, und zuletzt Alle, sogar die frommen Mädchen. Denn wer mit Marietten sprach, konnte nicht anders, als sie liebgewinnen. Und ehe ein halbes Jahr verging, hatte Jeder mit ihr gesprochen, und war sie Jedem lieb. Sie aber glaubte nicht, daß sie so geliebt werde; und hatte vorher nicht geglaubt, daß man sie hassen könne. — Was ahnet das dunkle, oft im Grase zertretene Veilchen, wie werth es sei!

Nun wollte Jeder und Jede die Ungerechtigkeit gegen Marietten abbüßen. Mitleid erhöht die Zärtlichkeit der Zuneigung. Ueberall fand sich Mariette freundlicher, als je, gegrüßt; freundlicher angelächelt; freundlicher eingeladen zu ländlichen Spielen und Tänzen.

3.

Vom bösen Colin.

Doch nicht alle Menschen haben die Gabe des süßen Mitleids, es giebt auch verstockte Herzen, wie das Pharao's. Dies kommt ohne Zweifel von dem natürlichen Verderben des Menschen seit dem Sündenfall; oder weil bei der Taufhandlung der Böse nicht in gehöriger Ordnung ausgetrieben worden.

Ein denkwürdiges Beispiel solcher Hartnäckigkeit gab der junge Colin, der reichste Pächter und Gutsbesitzer in La Napoule, der seine Wein- und Oelgärten, Citronen- und Pomeranzenwälder kaum in einem Tage durchlaufen konnte. Schon dieses beweiset das natürliche Verderben seines Gemüthes, daß er beinahe siebenundzwanzig Jahre alt war, ohne gefragt zu haben, wozu ein Mädchen erschaffen sei?

Zwar alle Leute, besonders die weiblichen in einem gewissen Alter, darin sie gern Sünden vergeben, hielten den Colin für den besten Jungen unter der Sonne. Seine Gestalt, sein frisches, unbefangenes Wesen, sein Blick, sein Lächeln hatte das Glück, besagten Leuten zu gefallen, die ihm wohl auch zur Noth für eine der Sünden, die zum Himmel schreien, Ablaß gegeben hätten. Allein dem Urtheil solcher Richter ist nicht wohl zu trauen.

Während Alt und Jung zu Napoule sich mit der unschuldigen Mariette versöhnt hatte, und sich mitleidig an sie schloß, war Colin der Einzige, der für das liebe Kind ohne Erbarmen blieb. Brachte man das Gespräch auf Marietten, so ward er stumm, wie ein Fisch. Begegnete er ihr auf der Straße, so ward er vor Zorn roth und blaß, und warf seitwärts wahrhaft vernichtende Blicke nach ihr.

Wenn sich Abends die jungen Leute am Ufer des Meeres bei den alten Schloßtrümmern zu fröhlichen Spielen sammelten, oder zu ländlichem Tanz, oder einen Wechselgesang zu beginnen, dann fehlte auch Colin nicht. Sobald aber Mariette kam, ward der tückische Colin still, und er sang für alles Gold in der Welt nicht mehr. Schade für seine liebliche Stimme! Jeder hörte sie gern, und unerschöpflich war er in Liedern.

Alle Mädchen sahen den bösen Colin gern, und er war mit allen freundlich. Er hatte, wie gesagt, einen schelmischen Blick, den die Jungfrauen fürchten und lieben; und wenn er lächelte, hätte man ihn malen mögen. Aber natürlich, die oft beleidigte Mariette sah ihn gar nicht an. Und da hatte sie vollkommen Recht. Ob er lächelte oder nicht, das galt ihr gleich. Von seinem schelmischen Blick mochte sie gar nicht reden hören; und da hatte sie abermals Recht. Wenn er erzählte, und er wußte immer viel, und dann Alle horchten, neckte sie ihre Nachbarinnen, und warf bald den Pierre, bald den Paul mit abgerupften Kräutern, und lachte und plauderte, und hörte den Colin nicht. Das verdroß dann den stolzen Herrn: er brach oft mitten in der Erzählung ab und ging düster davon.

Rache ist süß. Die Tochter der Frau Manon hätte dann wohl triumphiren können. Aber Mariette war doch ein gar zu gutes Kind und ihr Herz zu weich. Wenn er schwieg, so that's ihr leid. Ward er traurig, so verging ihr das Lachen. Entfernte er sich, so mochte sie nicht länger bleiben; und war sie zu Hause, so weinte sie schönere Thränen der Reue, als Magdalene, und hatte doch nicht halb so viel gesündigt.

4.

Der Krug.

Der Pfarrer von La Napoule, nämlich Pater Jerome, ein Greis von siebenzig Jahren, hatte alle Tugenden eines Heiligen, und den einzigen Fehler, daß er wegen hohen Alters sehr harthörig war. Aber dafür predigte er den Ohren seiner Tauf- und Beichtkinder desto erbaulicher, und es hörte ihn jeder gern. Zwar predigte er beständig nur über zwei Sätze, als wenn seine ganze Religion darin wohnte. Entweder: „Kindlein, liebet euch unter einander!" oder: „Kindlein, die Fügungen des Himmels sind wunderbar!" Doch wahrlich, darin lag auch so viel Glauben, Liebe und Hoffnung, daß man damit wohl zur Noth recht selig werden könnte! Die Kindlein liebten sich ganz gehorsam unter einander, und hofften auf des Himmels Fügungen. — Nur Colin mit dem kieselharten Herzen wollte nichts davon wissen. Selbst wenn er freundlich zu sein schien, hatte er schlimme Absichten.

Die Napoulesen gehen gern zum Jahrmarkt der Stadt Vence. Es ist da frohes Leben, und wenn auch wenig Geld, doch vielerlei Waare. Nun war Mariette mit Mutter Manon auch zum Jahrmarkt; und Colin war auch da. Er kaufte mancherlei Näschereien und Kleinigkeiten für seine Freundinnen — aber für Marietten für keinen Sous. Und doch war er ihr allenthalben auf den Fersen. Aber er redete sie nicht an, und sie ihn nicht. Man sah wohl, er brütete über Böses.

Da stand Mutter Manon vor einem Gewölbe still, und sagte: „O Mariette, sieh' den schönen Krug! eine Königin dürfte sich nicht schämen, ihn mit ihren Lippen zu berühren. Sieh' nur, der Rand ist strahlendes Gold, und die Blumen daran blühen nicht schöner im Garten, und sind doch nur gemalt! Und in der Mitte das Paradies! sieh' doch nur, Mariette, wie die Aepfel vom Baume lachen; es gelüstet einen fast! Und Adam kann nicht widerstehen, wie ihm die hübsche Eva einen zum Kosten darbietet. Und sieh'

doch, wie allerliebst das Lämmchen spielend um den alten Tiger hüpft, und die schneeweiße Taube mit dem goldgrünen Halse vor dem Geier dasteht, als wollte sie mit ihm schnäbeln!“

Mariette konnte sich nicht satt sehen. „Hätt' ich solch einen Krug, Mutter!“ sprach sie; „er ist viel zu schön, daraus zu trinken; ich würde meine Blumen darein setzen und beständig ins Paradies hinein blicken. Wir sind auf dem Markt von Vence, aber seh' ich das Bild, so ist mir, als wären wir im Paradiese.“

So sprach Mariette, und alle Freundinnen rief sie herbei, den Krug zu bewundern; und bald standen bei den Freundinnen auch die Freunde, und endlich beinahe die halbe Einwohnerschaft von La Napoule vor dem wunderschönen Krug. Aber wunderschön war er auch, vom allerköstlichsten, durchscheinenden Porzellan, mit vergoldeten Henkeln und brennenden Farben. Schüchtern fragte man wohl den Kaufmann: Herr, wie theuer? Und er antwortete: Hundert Livres ist er unter Brüdern werth! Dann schwiegen sie alle und gingen.

Als keiner mehr von La Napoule vor dem Gewölbe stand, kam Colin geschlichen, warf dem Kaufmann hundert Livres auf den Tisch, ließ den Krug in eine Schachtel legen, mit Baumwolle gefüllt, und trug ihn davon. Seine boshaften Pläne kannte kein Mensch.

Nahe vor La Napoule, auf seinem Heimwege, es war schon dunkel, begegnete er dem alten Jacques, des Richters Knecht, der vom Felde kam. Jacques war ein ganz guter Mensch, aber herzlich dumm.

„Ich will dir ein Trinkgeld geben, Jacques,“ sagte Colin, „wenn du diese Schachtel in Manon's Haus trägst und sie da liegen lässest! Und wenn man dich bemerken und fragen sollte: von wem kommt die Schachtel? so sprich: es hat sie mir ein Fremdling gegeben. Aber meinen Namen verrathe nie, sonst gedenk' ich's dir ewig!“

Das versprach Jacques, nahm das Trinkgeld und die Schachtel, und ging damit dem kleinen Hause zu, zwischen den Oelbäumen und afrikanischen Akazien.

5.

Der Ueberbringer.

Eh' er dahin kam, begegnete ihm sein Herr, der Richter Hautmartin, und sprach: „Jacques, was trägst du?“

„Eine Schachtel für Frau Manon. Aber, Herr, ich darf nicht sagen, von wem?“

„Warum nicht?“

„Weil mir's Herr Colin ewig gedenken würde.“

„Es ist gut, daß du schweigen kannst. Doch ist's schon spät. Gieb mir die Schachtel; ich gehe morgen ohnehin zu Frau Manon. Ich will ihr die Schachtel überreichen, und nicht verrathen, daß sie von Colin kommt. Es spart dir einen Weg, und fördert mein Geschäft.“

Jacques gab die Schachtel seinem Herrn, dem er ohne Widerspruch in Allem zu gehorchen gewohnt war. Der Richter trug sie in sein Zimmer, und betrachtete sie beim Licht mit großer Neugier. Auf dem Deckel stand mit rother Kreide zierlich geschrieben: Der liebenswürdigen und geliebten Mariette. Herr Hautmartin wußte aber wohl, daß dies nur Schalkheit von Colin sei, und daß eine arge Tücke dahinter laure. Darum öffnete er die Schachtel vorsichtig, ob nicht eine Maus oder Ratte darin verborgen sei? Aber als er des wunderschönen Kruges ansichtig ward, den er selbst zu Vence gesehen, erschrak er heftig. Denn Herr Hautmartin war in den Rechten ein ebenso wohlerfahrner Mann, als im Unrechten. Er sah sogleich ein, Colin wolle Marietten mit dem Krug ins Unglück bringen; ihn, wenn er in ihren Händen wäre, vielleicht für das Geschenk eines beglückten Liebhabers aus der Stadt oder für so etwas ausgeben, daß alle rechtlichen Leute sich von Marietten hätten entfernen müssen. Darum beschloß Herr Hautmartin, der Richter, um allen bösen Argwohn niederzuschlagen, sich selber als Geber dazu zu bekennen. Ohnedies hatte er Marietten lieb, und hätte gern gesehen, wenn Mariette den Spruch des greisen Pfarrers Jerome besser gegen ihn befolgt haben würde: „Kindlein, liebet euch unter einander!“ Freilich, Herr Hautmartin war ein Kindlein von funfzig Jahren, und Mariette meinte, der Spruch passe nicht mehr auf ihn. Hingegen Mutter Manon fand, der Richter sei ein verständiges Kindlein, habe Geld und Ansehen im ganzen Napoule, von einem Ende des Fleckens bis zum andern. Und wenn der Richter von Hochzeit sprach, und Mariette aus Furcht davon lief, blieb Mutter Manon sitzen, und fürchtete sich gar nicht vor dem langen ehrbaren Herrn. Auch mußte man gestehen, an seinem ganzen Leibe war kein Fehler. Und obwohl Colin der schönste Mann im Flecken sein mochte, so hatte doch der Herr Richter in zwei Dingen viel vor ihm voraus,

nämlich die vielen Jahre, und eine große, große Nase. Ja, diese Nase, die dem Richter immer wie ein Trabant vorausging, seine Ankunft zu verkünden, war ein rechter Elephant unter den menschlichen Nasen.

Mit diesem Elephanten, seiner guten Absicht und dem Kruge ging der Richter folgenden Morgens in das Haus zwischen den Oelbäumen und afrikanischen Akazien.

„Für die schöne Mariette", sprach er, „ist mir nichts zu kostbar. Ihr habet gestern den Krug zu Vence bewundert. Erlaubet, holde Mariette, daß ich ihn und mein liebendes Herz zu Euern Füßen lege!"

Manon und Mariette waren entzückt und erstaunt, als sie den Krug sahen. Manon's Augen funkelten selig; aber Mariette wandte sich und sprach: „Ich darf weder Euer Herz noch Euern Krug nehmen!" Da ward Mutter Manon zornig und rief:

„Aber ich nehme Herz und Krug an. O du Thörin, wie lange willst du dein Glück verschmähen? Auf wen wartest du? Soll ein Graf von Provence dich zur Braut machen, daß du den Richter von La Napoule verachtest? — Ich weiß besser für dich zu sorgen. Herr Hautmartin, ich rechne mir's zur Ehre, Euch meinen Schwiegersohn zu heißen!"

Da ging Mariette hinaus und weinte bitterlich, und haßte den schönen Krug von ganzem Herzen.

Aber der Richter strich sich mit der flachen Hand über die Nase und sprach weislich:

„Mutter Manon, übereilet nichts! Das Täubchen wird sich endlich bequemen, wenn es mich besser kennen lernt. Ich bin nicht ungestüm. Ich verstehe mich auf die Weiberchen, und ehe ein Vierteljahr vergeht, schleich ich mich in Mariettens Herz."

„Dazu ist seine Nase zu groß!" flüsterte Mariette, die draußen vor der Thür horchte und heimlich lachte. In der That, es verging ein Vierteljahr, und Herr Hautmartin war noch nicht einmal mit der Nasenspitze ins Herz eingedrungen.

6.

Die Blumen.

Aber während dieses Vierteljahrs hatte Mariette wohl noch andere Geschäfte. Der Krug machte ihr viel Verdruß und Mühe; und außerdem wohl sonst noch etwas.

Vierzehn Tage lang sprach man in La Napoule von nichts Anderm, als dem Krug. Und Jedermann sagte: es sei ein Geschenk des Richters und die Hochzeit schon verabredet. Als aber Mariette feierlich allen ihren Gespielinnen erklärt hatte, sie wolle ihren Leib lieber dem Abgrunde des Meeres als dem Richter vermählen, fuhren die Mädchen nur noch ärger fort, sie zu necken, sprechend: Ach, wie selig muß es sich ruhen im Schatten seiner Nase! — Dies war der erste Verdruß.

Dann hatte Mutter Manon den grausamen Grundsatz, daß sie Marietten zwang, den Krug alle Morgen beim Brunnen am Felsen auszuspülen und mit frischen Blumen zu füllen. Dadurch hoffte sie Marietten an den Krug und an das Herz des Gebers zu gewöhnen. Aber sie fuhr fort, Gabe und Geber zu hassen, und die Arbeit am Brunnen ward eine wahre Strafe für sie. Zweiter Verdruß.

Dann, wenn sie Morgens zum Brunnen kam, lagen zweimal in der Woche auf dem Felsstück daneben immerdar einige der schönsten Blumen, schön geordnet, recht für die Pracht des Kruges geschaffen. Und um die Blumenstengel war immer ein Papierstreifen geschlungen, und darauf geschrieben: „Liebe Mariette!“ — Nun mußte man der kleinen Mariette doch nicht weiß machen wollen, daß es in der Welt jetzt noch Zauberer und Feen gäbe. Folglich kamen die Blumen und die süße Anrede derselben von Herrn Hautmartin. Mariette mochte nur nicht daran riechen, blos weil der lebendige Athem aus des Richters Nase sie umsäuselt hätte. Inzwischen nahm sie die Blumen, weil sie besser waren als Feldblumen, und zerriß die Papierstreifen in tausend Stücke, und streute sie auf die Stelle, wo die Blumen zu liegen pflegten. Aber das ärgerte den Richter Hautmartin gar nicht, dessen Liebe unvergleichlich groß in ihrer Art war, wie seine Nase. Dritter Verdruß.

Endlich aber kam es im Gespräch mit Herrn Hautmartin heraus, daß er gar nicht der Geber der Blumen wäre. Wer sollte es nun sein? — Mariette war über die unverhoffte Entdeckung sehr erstaunt. Sie nahm von der Zeit an zwar die Blumen lieber vom Felsen, roch auch daran, aber — wer legte sie dahin? Mariette war, was die Mädchen sonst gar nicht zu sein pflegen, sehr neugierig. Sie rieth auf diesen oder jenen Jüngling von La Napoule. Doch errathen ließ sich das nicht. Sie lauschte und lauerte spät hinein in die Nacht; sie stand früher auf. Aber sie erlauschte und erlauerte

nichts. Und doch zweimal in der Woche des Morgens lagen immer die Wunderblumen auf dem Felsen, und auf dem darum gewundenen Papierstreifen las sie immer den stillen Seufzer an sich: Liebe Mariette! — So etwas muß doch auch den Gleichgültigsten neugierig machen. Aber Neugier macht zuletzt brennende Pein. Vierter Verdruß.

7.

Bosheit über Bosheit.

Nun hatte am Sonntag Pater Jerome wieder über den Satz gepredigt: des Himmels Fügungen sind wunderbar. Und die kleine Mariette dachte: so wird er's auch fügen, daß ich den unsichtbaren Blumenspender endlich entdecke. Pater Jerome hatte nie Unrecht.

In einer Sommernacht, da es auch allzu warm gewesen, war Mariette früh erwacht, und konnte nicht wieder einschlafen. Darum sprang sie freudig vom Lager, als das erste Morgenroth über die Meereswellen her gegen das Fenster des Kämmerchens blitzte. Sie kleidete sich an und ging hinaus, Antlitz, Brust und Arme am kühlen Brunnen zu waschen: den Hut nahm sie mit, am Meere ein Stündchen zu lustwandeln. Sie kannte da eine heimliche Stelle zum Baden.

Um aber zu der heimlichen Stelle zu kommen, mußte man über die Felsen hinter dem Hause gehen, und von da wieder abwärts, neben Granatbüschen vorbei und Orangen. Diesmal konnte Mariette nicht vorbei. Denn unter der ausgebreitetsten und prächtigsten Orange lag im süßen Schlaf ein junger, schlanker Mann — neben ihm ein Strauß der allerschönsten Blumen. Auch sah man wohl ein weißes Papier daran, auf welchem vermuthlich wieder ein Seufzer redete. — Wie konnte Mariette da vorbei kommen?

Sie blieb stehen und zitterte vor Schreck an allen Gliedern. Dann wollte sie wieder zur Hütte heim. Kaum war sie ein paar Schritte zurückgegangen, so sah sie sich wieder nach dem Schläfer um und blieb stehen. Doch aus der Ferne ließ sich sein Gesicht nicht erkennen. Jetzt oder nie war ein Geheimniß zu lösen. Sie trippelte leise der Orange näher. Aber er schien sich zu regen. Nun lief sie wieder zur Hütte. Doch war seine Bewegung nichts als furchtsame Einbildung Mariettens gewesen. Nun machte sie sich wieder auf den Weg zur Orange. Allein er konnte sich vielleicht mit seinem Schlaf verstellen. Geschwind rettete sie sich zur Hütte. Wer wird

aber wegen eines leeren Vielleicht fliehen! Sie trat herzhafter die Reise zur Orange an.

Bei diesem Schwanken ihrer schüchternen und lüsternen Seele zwischen Furcht und Neugier, bei diesem Hin- und Hertrippeln zwischen Hütte und Orange, war sie doch endlich dem Schläfer immer um einige kleine Schritte näher gekommen, indem auch zugleich die Neugier siegreicher war, als die Furcht.

„Was geht er mich denn an? Der Weg führt mich nur an ihm vorbei. Schlaf' er oder wach' er: ich gehe ja nur vorbei." So dachte Manon's Tochter. Aber sie ging nicht vorbei, sondern blieb stehen; denn man mußte doch dem Blumenspender recht ins Gesicht schauen, um seiner Sache gewiß zu sein. Zudem schlief er ja, als hätte er seit vier Wochen keinen gesunden Schlaf gehabt. — Und wer war's? — Nun, wer sollte es denn anders sein, als der Erzbösewicht Colin?

Also er war's gewesen, der erst aus alter Feindschaft dem guten Mädchen so viel Todesverdruß mit dem Kruge gemacht, und es in den verdrießlichen Handel mit Herrn Hautmartin gebracht hatte; er war's gewesen, der dann hinging, und sie mit Blumen neckte, um ihre Neugier zu foltern. Wozu? — Er haßte Marietten. Er betrug sich noch immer in allen Gesellschaften gegen das arme Kind auf unverzeihliche Weise. Er wich aus, wo er konnte; und wo er nicht konnte, betrübte er die fromme Kleine. Gegen alle anderen Mädchen von La Napoule war er gesprächiger, freundlicher, gefälliger, als gegen Marietten. Man denke! er hatte sie noch nie zum Tanz aufgefordert, und sie tanzte doch allerliebst.

Nun lag er da, verrathen, ertappt. In Mariettens Brust erwachte die Rache. Welche Schmach konnte sie ihm anthun? — Sie nahm den Blumenstrauß, lösete ihn auf, und streute mit gerechtem Zorn verächtlich sein Geschenk über den Schläfer hin. Nur das Papier, auf welchem wieder der Seufzer: liebe Mariette! stand, behielt sie, und steckte es geschwind in den Busen. Sie wollte für künftige Fälle diese Probe seiner Handschrift aufbewahren. Mariette war schlau. Nun wollte sie gehen. Aber ihre Rache schien noch nicht gesättigt. Sie konnte nicht von der Stelle, ohne Colin's Bosheit mit einer ähnlichen zu strafen. Sie riß von ihrem Hut das veilchenfarbene seidene Band, und schlang es leise um des Schläfers Arm und um den Baum, und knüpfte den Colin mit drei Knoten fest an die Orange. Wenn er nun erwachte, wie mußte er erstaunen! wie mußte ihn die Neugier foltern, wer ihm auch den Streich

gespielt! — Das konnte er unmöglich errathen. Desto besser! Es geschah ihm Recht.

Mariette war noch allzu gnädig gegen ihn. Ihr Werk schien sie zu reuen, als sie es vollbracht hatte. Ihre Brust flog ungestüm. Ich glaube gar, es kam ihr ein Thränchen in die Augen, mit denen sie nur allzu mitleidig den Verbrecher betrachtete. Langsam ging sie zu den Granatbüschen am Felsen zurück — sie sah sich oft um; langsam den Felsen hinauf, sie sah oft hinab nach der Orange. Dann eilte sie zur rufenden Mutter Manon.

8.

Das Hutband.

Aber noch denselben Tag übte Colin neue Tücke. Was that er? — Oeffentlich beschämen wollte er die arme Mariette. Ach! sie hatte nicht bedacht, daß man ihr veilchenfarbenes Band in ganz Napoule kenne! — Colin kannte es nur zu gut. Er schlang es stolz um seinen Hut, und trug es vor aller Welt zur Schau, wie eine Eroberung. Und jede und jeder rief: „Er hat es von Marietten!“ Und alle Mädchen riefen zürnend: „Der Bösewicht!“ und alle Jünglinge, die Marietten gern sahen, riefen: „Der Bösewicht!“

„Wie? Mutter Manon!“ schrie der Richter Hautmartin, als er zu Manon kam, und er schrie so laut, daß es in seiner ganzen Nase wunderbar wiederhallte. „Wie? das duldet Ihr? meine Braut beschenkt den jungen Pächter Colin mit einem Hutband? Es ist hohe Zeit, daß wir unsere Hochzeit feiern. Ist die vorbei, so hab' ich auch ein Recht zu reden.“

„Ihr habet Recht,“ antwortete Mutter Manon, „wenn die Sache so steht, so muß die Hochzeit schnell sein! Ist die vorbei, so ist Alles vorbei.“

„Aber, Mutter Manon, Eure Tochter verweigert mir noch immer das Jawort!“

„Rüstet nur das Hochzeitmahl!“

„Aber sie will mich auch nicht einmal freundlich ansehen, und wenn ich mich zu ihr setze, so springt die kleine Wilde auf und rennt davon.“

„Herr Richter, rüstet nur das Hochzeitmahl!“

„Aber wenn sich Mariette sträubt?“

„Wir wollen sie überraschen. Wir gehen zum Pater Jerome. Am Montag Morgen in aller Frühe und aller Stille soll er die Trauung

vollziehen. Das wollen wir ihm schon beibringen. Ich bin Mutter. Ihr seid die erste obrigkeitliche Person in La Napoule. Er muß gehorchen. Doch Mariette darf davon nichts wissen. Am Montag früh schicke ich sie zum Pater Jerome, ganz allein, mit einem Auftrage, damit sie nichts ahnt. Dann soll ihr der Pfarrer zu Herzen reden. Ein halbes Stündlein darauf kommen wir Beide. Dann geschwind zum Altar! Und wenn auch Mariette da noch Nein ruft: was thut's? Der alte Herr kann ja nicht hören. Aber still bis dahin gegen Marietten und ganz La Napoule!

Dabei blieb's unter den Beiden. Mariette ließ sich von dem Glück nichts träumen, das ihr bevorstand. Sie dachte nur an Colin's Bosheit, der sie im ganzen Orte zum Gespräch der Leute gemacht hatte. O wie bereute sie die Unbesonnenheit mit dem Bande! und doch verzieh sie im Herzen dem Bösewicht seine Schuld. Mariette war viel zu gut. Sie sagte ihrer Mutter, sie sagte allen Gespielinnen: „Der Colin hat mein verlorenes Hutband gefunden. Ich hab' es ihm nicht gegeben. Nun will er mich damit ärgern. Ihr wisset ja, der Colin ist mir von jeher übelgesinnt gewesen, und hat immer mich zu kränken gesucht."

Ach, das arme Kind! es wußte nicht, auf welche neue Abscheulichkeiten der heimtückische Mensch sann.

9.

Der zerbrochene Krug.

In der Frühe trat Mariette mit dem Krug zum Brunnen. Noch lagen keine Blumen auf dem Felsstück. Es war auch wohl zu früh; kaum stieg die Sonne aus dem Meere. Da rauschten Tritte. Da kam Colin; in seiner Hand die Blumen. Mariette ward blutroth im Gesichte. Colin stammelte: „Guten Morgen, Mariette!" — Aber es ging ihm nicht von Herzen mit dem Gruß; er konnte ihn kaum über die Lippen bringen.

„Warum trägst du so öffentlich mein Band, Colin?" sagte Mariette, und stellte den Krug auf das Felsstück. „Ich gab dir's doch nicht."

„Du gabst mir's nicht, liebe Mariette?" fragte er, und ward blaß vor innerer Wuth.

Mariette schämte sich ihrer Lüge, senkte die Augenlieder, und sagte nach einer Weile: „Wohl, ich hab' es dir gegeben, doch du sollst es nicht zur Schau tragen! Gieb mir's zurück!"

Da knüpfte er's langsam los: sein Aerger war so groß, daß er weder die Thräne im Auge, noch den Seufzer in seiner Brust zurückhalten konnte.

„Liebe Mariette, laß mir dein Band!“ sagte er leise.

„Nein!“ antwortete sie.

Da ging sein versteckter Grimm in Verzweiflung über. Er blickte mit einem Seufzer gen Himmel, dann düster auf Marietten, die still und fromm mit niedergeschlagenen Augen und herabhangenden Armen am Brunnen stand.

Er wand das veilchenblaue Band um den Blumenstrauß, rief: „So nimm denn Alles hin!“ und schleuderte die Blumen so tückisch gegen den prächtigen Krug auf dem Felsstück, daß dieser herab stürzte und zerbrach. Schadenfroh floh er davon.

Mutter Manon hatte Alles, hinter dem Fenster lauschend, gehört und gesehen. Als aber der Krug zerbrach, verging ihr Hören und Sehen. Sie war kaum der Sprache mächtig vor Entsetzen. Und als sie sich mit Gewalt zum engen Fenster hinaus drängte, dem flüchtigen Verbrecher nachzuschreien, riß sie das Fenster aus den morschen Steinen, daß es mit grausenhaftem Getöse zur Erde stürzte und zerbrach.

So viel Unglück hätte jede andere Frau außer Fassung gebracht. Aber Manon erholte sich bald. „Ein Glück, daß ich Zeugin seines Frevels war!“ rief sie. „Er muß vor den Richter! Er soll mir Krug und Fenster mit seinem Golde aufwiegen. Das giebt eine reiche Aussteuer, Mariette!“ Als aber Mariette die Scherben des durchlöcherten Kruges brachte — als Manon das Paradies verloren sah, den guten Adam ohne Kopf, und von der Eva nur noch die Beine feststehend; die Schlange unverletzt triumphirend, den Tiger unbeschädigt, aber das Lämmlein bis auf den Schwanz verschwunden, als hätte es der Tiger hinuntergeschluckt, da brach Mutter Manon laut schreiend in Verwünschungen über Colin aus, und sagte: „Man sieht's wohl, der Wurf kam aus Teufels Händen!“

10.

Das Gericht.

Und sie nahm den Krug in die eine, Marietten an die andere Hand, und ging um die neunte Stunde zu Herrn Hautmartin, wo er zu Gericht zu sitzen pflegte. Da brachte sie mit lautem Geschrei ihre Klage vor, und zeigte den zerbrochenen Krug und das verlorene Paradies. Mariette weinte bitterlich.

Der Richter, als er den Krug zerbrochen und die schöne Braut n Thränen sah, gerieth in so gerechten Zorn gegen den Colin, idaß seine Nase veilchenblau ward, wie Mariettens berühmtes Hutband. Er ließ durch seinen Gerichtsdiener alsbald den Frevler herbeiholen.

Colin kam, tief betrübt. Mutter Manon wiederholte nun ihre Klage mit vieler Beredsamkeit vor Richter, Gerichtsdienern und Schreibern. Aber Colin hörte nichts. Er trat zu Marietten und flüsterte ihr zu: „Vergieb mir, liebe Mariette, wie ich dir vergebe! Ich zerbrach dir aus Versehen nur den Krug; du aber, du hast mir das Herz gebrochen!“

„Was soll das Geflüster da?“ rief mit richterlicher Hoheit Herr Hautmartin. „Höret auf Eure Anklage und vertheidigt Euch!“

„Ich vertheidige mich nicht. Ich habe den Krug zerbrochen wider meinen Willen!“ sagte Colin.

„Das glaub' ich fast selbst!“ sagte schluchzend Mariette. „Ich bin so schuldig, wie er; denn ich hatte ihn beleidigt und in Zorn gebracht. Da warf er mir das Band und die Blumen unvorsichtig zu. Er kann nicht dafür!“

„Ei, seht mir doch!“ schrie Mutter Manon; „will das Mädchen noch seine Schutzrednerin sein? Herr Richter, sprechet! Er hat den Krug zerbrochen, das läugnet er nicht; und ich seinetwegen das Fenster, — will er läugnen, kann er's sehen.“

„Da Ihr nicht läugnen könnt, Herr Colin,“ sprach der Richter, „so zahlet Ihr für den Krug dreihundert Livres, denn so viel ist er werth; und dann für . . .“

„Nein,“ rief Colin, „so viel ist er nicht werth! Ich kaufte ihn zu Vence auf dem Markt für Marietten für hundert Livres.“

„Ihr ihn gekauft, Herr Unverschämter?“ schrie der Richter, und ward im ganzen Gesichte, wie Mariettens Hutband. Doch mehr konnte er und wollte er nicht sagen, denn er fürchtete widerliche Erörterungen in der Sache.

Aber Colin ward zornig wegen des Vorwurfs, und sprach: „Ich schickte diesen Krug am Abend des Markttags durch Euern eigenen Knecht an Marietten. Dort steht ja Jacques an der Thür. Er ist Zeuge. Jacques, rede! gab ich dir nicht die Schachtel, du solltest sie zu Frau Manon tragen?“

Herr Hautmartin wollte dazwischen donnern. Aber der einfältige Jacques sagte: „Besinnet Euch nur, Herr Richter, Ihr nahmt mir Colin's Schachtel ab, und trugt, was darin gewesen,

zur Frau Manon! Die Schachtel liegt ja dort noch unter den Papieren.“

Da mußten die Gerichtsdiener den einfältigen Jacques hinauswerfen: und auch Herr Colin ward hinausgewiesen, bis man ihn wieder rufen werde.

„Ganz wohl, Herr Richter!“ entgegnete Colin; „aber dieses Stückchen soll Euer letztes in Napoule sein. Ich weiß wohl mehr als dies, daß Ihr Euch mit meinem Eigenthum bei Frau Manon und Marietten in Gunst setzen wolltet! Wenn Ihr mich suchet, so werdet Ihr wohlthun, nach Grasse zum Herrn Landvogt zu reiten.“ Damit ging Colin.

Herr Hautmartin war über den Handel sehr verwirrt, und wußte in der Bestürzung nicht, was er that. Frau Manon schüttelte den Kopf. Die Sache war ihr ganz dunkel und verdächtig geworden. „Wer wird mir nun den zerbrochenen Krug bezahlen?“ fragte sie.

„Mir,“ sagte Mariette mit glühendem Angesichte, „mir ist er beinahe schon bezahlt.“

11.

Wunderbare Fügungen.

Colin ritt noch an demselben Tage nach Grasse zum Herrn Landvogt, und kam andern Morgens in der Frühe zurück. Herr Hautmartin aber lachte nur dazu und redete der Frau Manon allen Argwohn aus, und schwor, er wolle sich die Nase abschneiden lassen, wenn Colin nicht dreihundert Livres für den zerbrochenen Krug zahlen müsse. — Auch ging er mit Frau Manon zum Pater Jerome, wegen der Trauung, und schärfte ihm wohl ein, Marietten ernsthaft ihre Pflicht vorzustellen, als gehorsame Tochter dem Willen der Mutter und der Vermählung nicht zu widerstreben. Das versprach auch der alte, fromme Herr, obwohl er nur die Hälfte von Allem verstand, was man ihm ins Ohr schrie.

Aber Mariette nahm den zerbrochenen Krug in ihre Schlafkammer, und hatte ihn nun erst recht lieb, und ihr war, als wäre das Paradies in ihre Brust eingezogen, seit es auf dem Kruge durchlöchert worden.

Als nun der Montag-Morgen kam, sprach Mutter Manon zu ihrer Tochter: „Kleide dich gut an, und trage dieses Myrthenkränzlein zum Pater Jerome; er verlangt es für eine Braut!“ —

Mariette kleidete sich sonntäglich, nahm ohne Arg den Myrthenkranz und trug ihn zum Pater Jerome.

Unterwegs begegnete ihr Colin, der grüßte sie freundlich und schüchtern; und als sie sagte, wohin sie den Kranz trage, sprach Colin: Ich gehe denselben Gang, denn ich muß dem Pfarrer das Geld für den Kirchenzehnten bringen. Und wie sie Beide gingen, nahm er schweigend ihre Hand; da zitterten Beide, als hätten sie gegen einander große Verbrechen auf dem Gewissen.

„Hast du mir vergeben?“ flüsterte ängstlich Colin. „Ach, Mariette, was hab' ich dir gethan, daß du so grausam gegen mich bist?“

Aber sie konnte nichts sagen, als: „Sei nur ruhig, Colin, das Band sollst du wieder haben. Und ich will deinen Krug behalten. Nicht wahr, er ist doch von dir?“

„Mariette, kannst du zweifeln? Sieh', was ich habe, dir möcht' ich Alles geben! Willst du mir künftig freundlich sein, wie Andern?“

Sie antwortete nicht. Als sie aber in das Pfarrhaus traten, blickte sie ihn seitwärts an, und da sie seine schönen Augen naß sah, lispelte sie ihm zu: „Lieber Colin!“ — Da bog er sich und küßte ihre Hand. Da ging die Thüre eines Zimmers auf, und Pater Jerome's ehrwürdige Gestalt stand vor ihnen. — Die jungen Leute waren wie vom Schwindel befallen, denn sie hielten fest eins am andern. Ich weiß nicht, war das die Wirkung des Handkusses, oder die Ehrfurcht vor dem Greise?

Da reichte Mariette dem Pfarrer das Myrthenkränzchen. Er legte es auf ihr Haupt und sprach: „Kindlein, liebet euch unter einander!“ und redete nun dem guten Mädchen auf das Beweglichste und Rührendste zu, den Colin zu lieben. Denn der alte Herr hatte wegen seiner Harthörigkeit den Namen des Bräutigams entweder falsch gehört, oder wegen des alternden Gedächtnisses vergessen, und meinte, Colin müsse der Bräutigam sein.

Da brach unter dem Zuspruch des Greises Mariettens Herz, und mit Thränen und Schluchzen rief sie: „Ach, ich lieb' ihn ja schon lange, aber er hasset mich!“

„Ich dich hassen, Mariette?“ rief Colin. „Meine Seele lebte nur in dir, seit du nach La Napoule gekommen. O Mariette, wie konnte ich denn hoffen und glauben, daß du mich liebtest? Betet dich nicht ganz La Napoule an?“

„Warum flohst du mich, Colin, und zogst alle meine Gespielen mir vor?“

„O Mariette, ich ging in Furcht und Zagen, in Kummer und Liebe unter, wenn ich dich sah! Ich hatte den Muth nicht, dir nahe zu sein; und war ich nicht bei dir, so war ich noch unglückseliger.“

Als sie so mit einander redeten, meinte der gute Pater, sie haderten. Und er legte seine Arme um Beide, führte sie zusammen, und sprach flehend: „Kindlein, Kindlein, liebet euch unter einander!“

Da sank Mariette an Colin's Brust, und Colin schlang beide Arme um sie, und Beider Antlitz strahlte in stummer Entzückung. Sie vergaßen den Pfarrer, die ganze Welt. Colin's Lippen hingen an Mariettens süßem Munde. Es war zwar nur ein Kuß, aber wahrlich ein Kuß der lieblichsten Vernichtung! Beide waren in einander aufgelöset. Beide hatten so ganz ihre Besinnung verloren, daß sie, ohne es zu wissen, dem entzückten Pater Jerome in die Kirche folgten vor den Altar.

„Mariette!“ seufzte er.

„Colin!“ seufzte sie.

In der Kirche beteten viele Andächtige; aber mit Erstaunen wurden sie Zeugen von Colin's und Mariettens Vermählung. Viele liefen noch vor Beendigung der Feierlichkeit hinaus, es links und rechts in Napoule verkünden zu können: Colin und Mariette sind vermählt!

Als die Trauung vollbracht war, freute sich Pater Jerome aufrichtig, daß es ihm so gut gelungen, und von den Brautleuten so wenig Widerstand geleistet worden. Er führte sie ins Pfarrhaus.

12.

Ende dieser merkwürdigen Geschichte.

Da kam athemlos Mutter Manon. Sie hatte zu Hause lange auf die Ankunft des Bräutigams gehofft. Er war nicht gekommen. Beim letzten Glockengeläute hatte die Angst sie getrieben, und sie selbst sich auf den Weg zu Herrn Hautmartin gemacht. Dort aber war neues Entsetzen über sie gekommen. Sie erfuhr, der Herr Landvogt nebst den Dienern des Obergerichts sei erschienen, habe Rechnungen, Kassen und Protokolle des Richters in Untersuchung genommen, dann den Herrn Hautmartin in derselben Stunde verhaften lassen.

„Das hat gewiß der gottlose Colin gestiftet!“ war ihr Ge-

danke. Nun hatte sie sich eilfertig zum Pfarrhause begeben, um beim Pater Jerome den Aufschub der Trauung zu entschuldigen. Da trat ihr lächelnd, und mit Stolz auf sein Werk, der gute Greis entgegen, und an seinen Händen das neuvermählte Paar.

Jetzt verlor Frau Manon in vollem Ernste Gedanken und Sprache, als sie das Vorgefallene vernahm. Aber Colin hatte der Gedanken und Sprache jetzt mehr, als sonst in seinem ganzen Leben. Er fing von seiner Liebe an und dem zerbrochenen Kruge und von des Richters Falschheit, und wie er diesen Ungerechten zu Grasse beim Obergericht entlarvt habe. Dann bat er um Mutter Manon's Segen, weil es nun geschehen sei, ohne daß Mariette noch er daran Schuld wären.

Pater Jerome, der lange nicht verstand, was geschehen sei, faltete, als er über die Vermählung durch Mißverständniß den vollsten Aufschluß empfangen, die Hände fromm und rief mit emporgehobenem Blick: „Wunderbarlich sind des Himmels Fügungen!" — Colin und Mariette küßten ihm die Hände; Mutter Manon, aus bloßer Ehrfurcht vor dem Himmel, gab dem jungen Ehepaar ihren Segen, bemerkte aber dabei, der Kopf sei ihr wie verdreht.

Frau Manon war ihres Schwiegersohnes froh, als sie seinen Reichthum kennen lernte, und besonders, da Herr Hautmartin gefangen, sammt seiner Nase, nach Grasse geführt ward.

Der zerbrochene Krug aber ward in der Familie bis auf den heutigen Tag als Andenken und Heiligthum aufbewahrt.

Die isländischen Briefe.

1.

Frau Stoben besaß das schönste Landgut in der ganzen Gegend. Sie liebte sonst Einsamkeit; aber seit vier Wochen war ihr Schloß der Sammelplatz der frohen Welt. Ein Festtag verdrängte den andern. Frau Stoben schien sich in dem fröhlichen Getümmel zu verjüngen. Aber nicht Feste, Kränzchen, Bälle waren es, was ihr Herz erquickte. Die hätte sie immer haben können; sie gehörte zu den reichsten Eigenthümern im Lande.

Nein, sie war mehr als reich; eine zärtliche und glückliche Mutter. Ihr Sohn Theodor war von seinen Reisen zurückgekommen. Drei Jahre lang hatte sie ihn nicht mehr gesehen, sogar gefürchtet, seine Reiselust möchte ihn verführen, nie wiederzukehren; denn keine andere Leidenschaft schien das Herz des jungen Mannes zu rühren, als der Hang, fremde Länder, ferne Völker zu sehen. Darum erschöpfte sie sich in Erfindungen, ihm den Aufenthalt auf den väterlichen Gütern lieb zu machen; ihn mit allerlei Banden an die Heimath zu fesseln. Aber die rauschenden Freuden, die glänzenden Zerstreuungen waren nicht nothwendig; gewaltiger als Alles zog ihn das milde Mutterherz an sich. Ein solches Herz hätte er nicht wiedergefunden, in keiner Zone, weder bei schwarzen und weißen, noch bei olivenfarbenen und kupferrothen Menschen.

„O Mutter, liebe Mutter, ich bin ja glücklich!“ rief er manchmal, und küßte mit Inbrunst die theure Hand, welche ihn erzogen hatte. „Ach, wer so geliebt wird, so innig, so rein, der soll nichts mehr wünschen! Ich verlasse Sie gewiß nicht!“

Und obgleich er ihr es tausendmal versicherte, so blieb sie doch immer Zweiflerin. „Noch fesselt ihn der Reiz der Neuheit; aber

wenn ihm nun dies Alles alt wird — dann sehnt er sich weiter." So dachte sie im Stillen. Und was sie von ihm sah und hörte, vermehrte ihren Verdacht. Wie sollte sie sich's auch erklären, daß er, sonst still und einförmig in der Unterhaltung, lebendiger ward, wenn das Gespräch um unbekannte Völkerschaften sich drehte? — wie sich's erklären, daß er aus der ganzen Bibliothek des Herrn Magister Habakuk, dermaligen Pfarrers im nächsten Dorfe, nur einige Reisebeschreibungen zum Lesen wählte, und die besten Predigten, moralischen Betrachtungen, Geschichten aus der alten und neuen Welt unberührt ließ?

Seit einigen Wochen wohnte auch Therese, ihre einzige Tochter, bei ihr. Diese war an den Landrath Kulm verheirathet. Die jungen Eheleute hatten der Mutter Gebot gehorcht, und waren aus der Residenz gekommen, funfzehn Meilen weit, um die allgemeine Freude zu theilen. Beide wetteiferten, der Mutter geheime Sorgen zu mildern.

„Lassen Sie ihn heirathen!" sagte der Landrath, „dann bleibt er gewiß. Nichts fesselt mehr an Heerd, Vaterland und Menschheit, als eine glückliche Ehe. Der Hagestolz gehört Niemandem, ist ein Weltbürger, ein ewiger Jude, ohne Rast, immer auf Reisen und ohne Ziel."

„Wenn er sich nicht in eine schöne Lappländerin verliebt hat," setzte Therese hinzu, „so wird's uns hier nicht fehlen."

„Aber denkt doch, Kinder!" seufzte Frau Stoben, „er hat seit vier Wochen alle Jungfrauen der weiten Nachbarschaft gesehen, und an allen ging er wie an Tapetenbildern vorbei. Er ist zuweilen tiefsinnig; will man ihn gesprächig machen, muß mau von seinem Norwegen reden."

„Tiefsinnig ist er?" fragte Therese; „weißt du nicht, ob die Lappländerinnen schön sind?"

„Allerdings," antwortete der Landrath, „für die Leute, die gern Thran trinken!"

2.

Frau Stoben bewahrte die bedenklichen Worte des Schwiegersohns im Gedächtniß; sie dachte über die Rede lange nach, und suchte an diesem Zwirnknäuel den Faden und fand ihn nimmer.

„Wer sind aber die Leute, die gern Thran trinken?" fragte

sie; „Sie drücken sich für eine alte unbelesene Frau zu verblümt aus, Herr Sohn!“

„Es sind Lappländer, Frau Mutter!“ entgegnete er, und zwar lächelnd den Kopf zurück.

„Müssen's denn aber nur Lappländer sein, die den Thran lieben?“ fragte Therese.

Der Landrath lächelte. „Du hast Recht. Es wandeln der Thransäufer viele unter uns.“

Frau Stoben war nicht beruhigt. Sie begab sich in ihr Zimmer. Sie ließ den Amos holen, ihres Sohnes mehrjährigen treuen Diener und Reisegefährten.

„Sage mir, Amos,“ fing sie an, und legte traulich ihre Hand auf seinen Arm, „du kennst deinen Herrn. Du kennst ihn besser, als ich. Du sahst ihn täglich seit vielen Jahren, in denen er für mich verloren war.“

„Gesehen und gesprochen!“ entgegnete Amos.

— Du warst mit ihm in Lappland.

„Ja, bei Gott, das war dort ein Leben! Ich meinte manchmal, wir wären bei den Unterirdischen.“

— Und was that dein Herr?

„Er war nicht von der Stelle zu bringen. Er kroch in ihre Hütten, gegen welche unsere Schweineställe herzogliche Schlösser sind; und fuhr in ihren Schlitten, worin ich oft, wie ein Baumstamm, gefroren lag.“

— Und das weißt du gewiß, sind die Lappländerinnen schön?

„Daß ich's nicht rühmen könnte, ausgenommen . . . .“

— Ausgenommen?

„So in ihrem Sündenjahre, wo auch der Teufel Reiz hätte, wenn er jung wäre.“

— Liebte dein Herr den Thran?

„Wie meinen Sie das, Frau?“

— Ob er ihn trinken konnte?

„Ei behüt' uns Gott! kein Tropfen über seine und meine Zunge!“

— Bist du aufrichtig?

„Setzen Sie ihm zur Probe die Thranflasche vor!“

— Und als er sich zur Heimkehr entschloß, bemerktest du an ihm keine Unruhe, keinen Mißmuth? War er ganz zufrieden? Ging nicht seine Seele zurück in das fremde Land, während sein Vaterland ihm näher kam?

„Sie haben's getroffen, Frau Stoben! — Er war manchmal gar unlustig, und war dann kein Auskommen mit ihm. Er bereute, nicht einmal die Insel Island oder wenigstens Grönland gesehen zu haben; Island aber lief ihm besonders im Kopf herum. Da hat ihm ein gewisses Frauenzimmer das Herz warm gemacht.“

— Wer war's denn?

„Ich weiß nur, daß sie Edda hieß.“

— War die Person schön?

„Habe sie eigentlich so nicht von Angesicht gekannt.“

— Seufzt er wohl noch zuweilen nach der Insel Island?

„Gerade gestern. Nicht wahr, Herr, sagt' ich, hier ist's doch, unter uns gesagt, besser als auf der Insel Island? Und wenn mich die Herren in Island zum Kaiser machen wollten, ich machte ihnen einen Bückling und ließe sie laufen. Da brummte mein Herr verdrießlich und sagte: Und es ärgert mich doch zeitlebens, so nahe und nicht dort gewesen zu sein!“

— Du sollst ihn nie an die Insel Island erinnern.

„Ei, wenn ihn nicht die Edda erinnert, ich, für meine Person, hüte mich wohl!“

— Ist die Edda verheirathet oder unverheirathet?

„Das will ich weder mit Ja, noch Nein betheuern. Aber, ich vermuthe, er bekommt zuweilen Briefe von ihr. Sie muß ihm mitunter gar rührend schreiben. Ich kann nicht lesen, aber ich kenne ihre Briefe am Umschlag und am Siegel. Da ist ein Altar mit einer Flamme darauf, wie in der Bibel, wo Abraham den Isaak opfern will. Und dann, wenn er solchen Brief erhält, sieht man seine Freude aus allen Mienen glänzen, und es treten ihm wohl helle Thränen ins Auge. Hätte ich in der Schule lesen gelernt, ich ließe mir gewiß Briefe aus Island schicken.“

— Erhält mein Sohn auch jetzt noch isländische Briefe?

„Ei, lieber Himmel, freilich! — Noch letzten Sonntag hat er einen empfangen. Darum war er den ganzen Tag so vergnügt, als hätt' ihm der Schuster Sprungfedern unter die Sohlen genäht. Ja, meine liebe Frau Stoben, das muß ich nun selbst gestehen, Island ist ein prächtiges Reich; auch nur nach den Briefen zu urtheilen. Könnt' ich lesen, so müßten es mir isländische Briefe sein, oder keine. Und man hat sie hier zu Lande spottwohlfeil. In Karlskrona mußt' ich für einen Brief gerade so viel baare Gulden zahlen, als hier Kreuzer. Es ist bei uns aber auch das Postwesen besser eingerichtet, als in Norwegen und Lappland.“

Frau Stoben entließ den plauderhaften Amos. Ihre Seele war tief betrübt. Sie hatte nur zu viel erfahren. Die isländischen Briefe zerstörten ihren Frieden.

3.

Therese erfuhr von der guten Mutter zuerst das Geheimniß von der Insel Island. Sie wählte den nächsten Weg, das Räthsel zu lösen. An einem lieblichen Morgen schlich sie zu ihrem Bruder aufs Zimmer. Theodor sprang ihr entgegen. Sie sank an sein Herz.

„Und du bleibst nun gewiß bei uns?“ fragte sie.

— Gewiß!

„Bist du frei? zieht dich kein anderer Magnet?“

Theodor wurde roth. Therese hielt ihn fest in ihren Armen. Ihr Blick drang tief in ihn. Er schlug die Augen nieder und lächelte.

„Du hast schon geantwortet!“ sagte sie.

— Aber was denn? Ich verstehe dich nicht.

„Ich desto besser dich. — Du liebst! — Ich weiß es!“

— Du willst spotten.

„Gewiß nicht! — Warum aber nahmst du deine Dame nicht mit dir?“

— Welche?

„Die schöne Briefschreiberin in — wie heißt die Insel? Island, glaub' ich. — Beichte nur! Ich bin ja ein Weib. Ich habe auch geliebt, ohne deswegen nach Lappland zu reisen.“

Theodor sah seine Schwester mit großen Augen an.

„Nicht noch, Theodor, spiele mir nicht den Geheimnißvollen! Die Mutter, wir Alle wollen dich glücklich wissen. Du liebst! Wohlan, mache dein Mädchen zum Weibe! Ich stehe dir bei. Nur entschlage dich der unseligen Sehnsucht nach Island. Die Mutter stürbe vor Kummer, und ich überlebte ihren Verlust gewiß nicht. Theodor, du warst immer ein guter Sohn, ein guter Bruder! — Sieh mich an! willst du es nun nicht mehr sein? — Sage mir, du liebst? Nicht so?“

— Ich weiß nicht!

„Das wäre mir lustig! Der junge Herr weiß nicht einmal, ob er liebt? — Ich weiß es aber besser. Wenn ich dir zum Bei-

spiel so ein Briefchen vorhielte, gesiegelt mit einem flammenden Altar? — würdest du wohl einmal roth?"

Er ward es, indem sie sprach. Sie küßte seine glühende Wange lächelnd.

— Ach, Therese, es ist am Ende eine Posse!

„Was denn?"

— Die Liebschaft, von der du sprichst.

„O, ihr Herren der Schöpfung, was wäre euch nicht Posse, wenn ihr mit uns armen Weibern verkehret?"

— Du wirst mich auslachen, wenn ich dir's sage.

„Ich will fromm sein."

— Du sollst Alles wissen. Du wirst lachen, Therese! Ich selbst fühl' es, das ganze Ding ist abenteuerlich, romanhaft, närrisch.

„Für einen Liebhaber bist du beinahe zu vernünftig. Eine Liebe, die nicht ins Abenteuerliche, Romanhafte, Närrische hineinspielt, ist keine Liebe mehr. Also nur hervor mit der Geschichte! — War nicht meine Liebe mit dem Landrath auch ein Mährchen aus der anderen Welt?"

— Ich will dir's erzählen. Du sollst mir Rath geben! Vielleicht kennst du das Mädchen.

„Sie muß nur nicht in Island einheimisch sein."

— Nein, Therese, im Städtchen Grauenburg!

„Wo liegt das? — doch nicht in Norwegen?"

— Dreißig Stunden von hier; funfzehn Stunden von der Hauptstadt.

„Und wo hast du sie angetroffen?"

— Nirgends!

„Nirgends? so kennst du sie nicht?"

— Doch, sehr genau. Sie ist ein Engel!

„Nun, das versteht sich; hoffentlich aber noch ohne Flügel. Sie wohnt wenigstens noch in unserem irdischen Jammerthale?"

— In Grauenburg. Ihr Herz, ihr Geist entzücken mich. Sie ist übrigens nicht schön, nicht reich.

„Nicht schön? — Du bist nicht bei dir. Du hast sie ja nirgends angetroffen. Und wenn deine Donna nur Ideal ist: so liegt's an dir oder deiner Phantasie, daß es nicht schön ist. Also weiter!"

— Sie ist blaß und pockennarbig.

„Um des Himmels willen, du hast sie ja nirgends gesehen!"

— Nirgends! Aber dies hier ist ihr Bildniß.

Theodor zog ein Gemälde auf Elfenbein aus dem Busen.

Therese besah es lange. Der Bruder hatte Wahrheit gesprochen. „Der Geschmack ist verschieden," sagte sie, „und zuweilen wunderlich, Herr Bruder! Schön ist deine Heilige gewiß nicht; aber sie hat doch einen Zug Gutmüthigkeit. — Und da in das Bild hast du dich ohne Umstände verliebt?"

— Nein, nicht ins Bild. Aber . . . setze dich her aufs Sopha! Es ist noch früh. Wir können ungestört reden. Du bist verschwiegen.

„Wie ein Fischchen!"

4.

Sie setzten sich. Theodor erzählte:

„Als unser Vater gestorben war, nun sind's vier Jahre, schrieb ich zu unserm und der Mutter Trost das Gedicht: „Todtenopfer" und die Musik dazu. Es ward nebst den Klaviernoten gedruckt. Sechs Monate später erhielt ich einen Brief. Er kam von einem Mädchen, unterzeichnet: Ottilia Wangen. Du mußt den Brief selbst hören, um das Mädchen nicht falsch zu beurtheilen."

Theodor holte eine Brieftasche. Er zog das Schreiben heraus.

„Mein Herr!

„Es ist vielleicht unanständig, daß ich Ihnen schreibe. Verzeihen Sie es aber einem Mädchen, welches diesmal das Gebot des Schicklichen über die Pflicht der Erkenntlichkeit vergißt! Sie haben mir mein Leben gerettet. Mein Vater, mein theurer Vater ist mir gestorben. Ich liebte ihn zu sehr. Ich ward krank. Mein Geist litt. Die Aerzte fürchteten, daß meine Gemüthsverwirrung unheilbar bleibe. Meine Seele lebte in schwarzen Träumen. Ich wandelte durch zerstörte Welten gegen ein fernes Morgenroth, welches ich nie erreichte. Ich habe viel gelitten. Was außer mir damals geschehen, weiß ich nicht. Die Gestalten, welche mich umgaben, schwebten wie irrende Geister vor mir, die mich fesselten, daß ich das heilige Licht der besseren Welt nicht erreichen sollte.

„Und so einstmals in meinen Schmerzen hört' ich Saitentöne und Gesang dazu. Ich will's Ihnen nur sagen, es war Ihr „Todtenopfer". Ach, Sie haben auch einen guten Vater verloren, und haben empfunden, wie ich empfunden habe! Die Gewalt der Musik, ich meinte, sie stiege vom Himmel, bezwang mich.

Ich zerfloß in Thränen; und als die Thränen fielen, thaute unter der Wärme Ihrer Klagen mein Herz auf. Und die Winterwelt meiner Träume lösete sich. Es ward heller, das Morgenroth strahlte näher um mich. Die irrenden Geistergestalten verwandelten sich in meine weinenden Verwandten. Ich bekam nun ein heftiges Fieber, und wurde durch leichte Mittel geheilt.

„Aber Sie, mein Herr, haben mich gerettet! Ihr „Todtenopfer" rief meine Seele zurück aus den Mitternächten des stummen, verzehrenden Wahnsinns. Oft hat man nachher dasselbe Lied wiederholt — ich bin in meiner Wehmuth glücklich. Ich lebe nur unter Ihren Tönen, in Ihren Gedanken. Vielleicht ist's ein neuer Wahnsinn. Aber sei's denn auch! Mein Vater verdient nicht weniger. Ach, läge mein Staub gedrängt an seinen Staub!

„Dies sind die ersten Zeilen, die ich seit fast einem Jahre schreibe. Ich hab' ein Gelübde gethan. Jetzt ist's erfüllt. Ich danke Ihnen. Verzeihen Sie mir nun!

Ottilia Wangen."

5.

„Gar nicht übel!" sagte Therese lächelnd. „Wir Weiber hätten allenfalls bei solch einem Briefe gutmüthig mitgeweint. Ihr aber, mit der starken Seele, ihr philosophirt anders."

— Eine Artigkeit lockt die andere. Konnt' ich auf das Schreiben eines so lieben, empfindungsvollen Geschöpfes schweigen? Ich antwortete. Ich klagte mit ihr. Ich tröstete sie und mich. Das veranlaßte von ihr eine kurze Antwort. Ich schrieb zurück. Wir verwickelten uns unvermerkt in so viele Fragen und Antworten, daß wir kein Ende für den Briefwechsel fanden. — Ohne uns zu kennen, gewannen wir einander lieb. Jeder neue Brief war ein neuer Schritt zum Vertrauen. Unsere Geister berührten sich, und schlossen eine Verbindung, die mit allen gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens unverwandt war. Für uns war keine Erde, keine Konvenienzenwelt, keine Sinnlichkeit, kein Nebeninteresse, keine Leidenschaft, keine Eifersucht. — Wenn die Bewohner des Himmels sich lieben und ihre Empfindungen einander bekennen: so lieben und empfinden sie nicht reiner wie wir.

„Es ist wahr, dieser geistige Umgang, diese reine Seelenliebe hat mit dem, was die Welt unter Freundschaft, Liebe, Geselligkeit u. s. w. versteht, gar nichts gemein. Sie ist etwas Ungewöhn-

liches, und eben daher, wie du sagen wirst, etwas Romanhaftes. Sei es auch! Kein Name ehrt oder entehrt. Jeder empfindet nach seiner Art, und benennt nach seinem Sinn."

— O Therese, diese unbekannte Ottilia hat mir den Sinn und die Empfänglichkeit für den Reiz alles Bekannten benommen! Ich habe der Mädchen viele kennen gelernt, aber keines mochte einen Augenblick lang mich meiner Niegesehenen vergessen machen. Was fand ich auch überall? — Wesen, mehr Fleisch und Bein, als Geist; ihre Liebe ist, was die Phantasie in Flammen setzt und das Herz verkohlt, wenn Hymen kaum eingekehrt ist. Wesen, die nach der ersten Liebe noch aus Gefallsucht lieben, und mehr an die Equipagen, als an das Herz des Mannes denken; Wesen, die . . .

„Die um kein Haar schlimmer und besser sind, als die Männer!" unterbrach ihn die Landräthin. „Ich muß dir nur im Vorbeigehen bemerken, Theodor, daß du sehr unartig bist; und daß du nicht vergessen mußt, wenn du neben der Schwester sitzest, daß du bei einem Weibe bist! Jetzt erlaub' ich dir, fortzufahren."

— Ich sagte aber die Wahrheit.

„Ich auch, liebes Kind! Du liebst, und liebst ein Phantasiebild, und keinen Geist. Du schwärmst, und machst eben darum keine Ausnahme von der Legion der Liebenden, die Jahr aus Jahr ein unterm Silbermond ein wenig faseln. Glaube doch, Theodor, du bist kein Engel, so wenig als deine heilige Ottilia! Die Menschen bleiben sich ewig gleich, sie treiben sich alle in dem Kreise herum, den die gewaltige Natur vorgezeichnet hat. Was du dir einbildest, hat sich Jeder eingebildet. Jeder glaubt von sich, er sei kein Gewöhnlicher; nur er mache die große Ausnahme; nur bei ihm sei Alles anders. Wir irren allesammt, nur Jeder irret anders. — Aber was ich dir da predige, verstehst du nicht einmal, Herr Philosoph! Dazu müßtest du Ehemann sein."

— Auch du verstehst mich nicht. Denke, wie du willst; nur ich kenne Ottilien. Du sollst ihre Briefe lesen; du wirst anders urtheilen lernen. Meinst du, ich werde Ottilien weniger lieben, selbst wenn sie sich verheirathete? — meinst du, ich werde ihr untreu, wenn ich heut mit einer Andern vor den Altar trete?

„Ich meine, ihr schwärmet Beide. Schwärmerei ist eine Gluth, die sich selbst verzehren muß, die aber der Regen nur anfrischt, der Wind nur anbläset. Und ihr habt Beide nie ein Gelüst empfunden, euch zu sehen?"

— Ich machte die Reise ins nördliche Europa. Wir blieben im Briefwechsel. Wir waren schon damals die innigsten Freunde. Hier ist die Abschrift meines Briefes, worin ich ihr die Abreise ankündigte.

6.

Theodor holte den Brief. „Aber er ist zu lang; ich lese dir nur das Wesentlichste daraus, damit du den Geist unserer Freundschaft erkennest."

— — „So nehm' ich zu der weiten und langwierigen Reise keinen Abschied von Ihnen, liebe Ottilia! Warum Abschied, da ich Sie nicht verlasse? Wir trennen uns nicht, da wir nie beisammen waren. Ob dreißig, ob tausend Stunden, ob ein Bach, ob ein Weltmeer zwischen unsern Personen fließt, unsere Seelen bleiben sich gleich nahe! Nur den Tausch unserer Gedanken, unserer Empfindungen im Briefwechsel wird die Entfernung erschweren. Wir verlieren Etwas, aber nicht Alles. Wir sind dennoch gewiß, daß unsere Geister unaufhörlich beisammen sind, und das Wichtigste, was sie einander durch todte Zeichen im Briefe deuten können, flüstern sich beide unmittelbar und immer: ich liebe dich!

„Ja, Ottilia, du wunderbares Mädchen, ich liebe dich! — Ach, lassen Sie mich doch das einfache trauliche Du wählen, wenn ich zu Ihnen rede! Zum Sie gehören wenigstens zwei Dinge, weil es eine Mehrheit anspricht. Das Du wendet sich nur an ein Einiges. Ich kenne Sie nicht, denn ich habe die Hülle nicht gesehen, die dich, du holde Seele Ottiliens, umschließt. Ich kann nicht Sie lieben, ich meine nur dich.

„Während ich mich von Ihnen entferne, kette ich mich enger an dich. Ja, Ottilia, sei wer du willst, bleibe nur, wie du mir erschienst! Mir ist's, als ruf' es eine weissagende Stimme, einst werd' ich Sie sehen! — wir werden uns sehen! O, geliebte Ottilia, ich zittere vor dem Augenblick! Fast wünsch' ich, daß wir uns nie erblickten. Ottilia, wir sind Menschen! Bis jetzt waren wir glücklich durch einander; aber wehe, wenn uns unsere Außenseite nicht gefiele! Wenn uns unwillkürlich die Einbildung betrogen hätte, und wir in unseren Personen etwas fänden, was unsern Vorstellungen nicht entspräche! Ottilia, so zerreißen wir selbst unser Glück!

„Wir lieben uns. Wir sind einander verwandt und vertraut,

wie Bruder und Schwester. Wir kennen die geheimsten von unsern Empfindungen. Wir erscheinen uns gegenseitig, ohne Schleier, ohne Kunst, ohne Hehl. — Denke dir, Ottilia, wenn wir nun das erste Mal persönlich zusammentreffen, wie dann? — Wir haben uns nie gesehen, wir sind plötzlich Fremdlinge gegen einander. Ich werd' es nicht wagen, der unbekannten Gestalt, in der die schöne Seele wohnen soll, die ich liebe, die mich liebt, nahe zu treten. Das trauliche Du, welches unbefangen der Feder entrinnt, wird auf den Lippen ersterben. Es wird ein Anderes sein, die Berührung der Hände, als die Berührung der Seelen.

„Ottilia, wenn wir uns jemals persönlich kennen lernen — es wird uns sein, wie verstorbenen Lieben, deren Geister in einer andern Welt unter andern Hüllen sich begegnen! Wir werden uns finden, und nicht erkennen. Spricht aus diesem Munde die Seele, die ich sonst liebte? werd' ich fragen. Wird sie, die mich liebt und kennt, unter meiner Hülle mich so wieder finden, wie vorher?

„Gewiß, Ottilia, unser Schicksal, wenn wir es in Verhältniß zu dem aller Andern stellen, die sich liebten, ist seltsam! Wir, zärtlich und treu, scheuen mit Recht den Augenblick, welchen alle Andern mit Sehnsucht herbeirufen. Wir sind Geister, die sich zusammenfanden, und zittern, daß sie Körper tragen. — Ottilia, ich mag nicht mehr daran denken — ich werde wehmüthig!"

Theodor schwieg. Therese lächelte ihn an und sagte: „Eure Seelenliebe ist eine ganz allerliebste Narrheit. — Und wie nahm der Geist Ottiliens deine Abreise auf? Wurd' er nicht ein wenig böse?"

— Ich müßte dir da unsere ganze weitschichtige Korrespondenz vorlesen. Die Zeit ist zu kurz, Schwester, ich will's dir mit einem Wort sagen, ich will nun hin! Ich will nach Grauenburg! Ich will Ottilien sehen! Sie weiß nicht, daß ich zurück bin. Sie soll's nicht wissen. Sie wird mich sehen, ohne mich zu kennen. Ich nehme einen falschen Namen an. Ihre Briefe, die sie noch immer nach Kopenhagen an mich schreibt, laufen nicht weiter als nach Leipzig, an meinen Freund Müller, der sie mir zuschickt, wie er ihr die meinigen sendet, die ich noch immer aus Kopenhagen datire.

„Ich merke, eure beiden unschuldigen Geister verstehen sich auch auf Intrigue. Aber, mein Herr, so weit sind wir noch nicht, wie du glaubst! Du hast mich zu Rathe gezogen über deine geistigen Abenteuer. Ich verlange jetzt auch gehört zu werden, und daß du keinen Schritt ohne mein Vorwissen thust! Du bist in

meiner Gewalt. Du hast mir die Adresse einer Ueberirdischen gegeben, du weißt, ich bin boshaft, und kann Briefe schreiben."

— Willst du meine Verrätherin werden?

„Du hast das Schicksal aller Großen. Lassen sie sich nicht mehr rathen, so müssen sie sich verrathen lassen. Ich will dir treulich beistehen. Aber gehe langsam, um sicher zu gehen! — Das Glück deiner Tage hängt an dem, was du zu thun eilst. Du liebst kein Mädchen, du liebst dein selbstgeschaffenes Phantom. Du ehrliche Haut kennst uns Weiber nicht. Unser Herz muß etwas zu tändeln haben, das ist Bedürfniß. Deine ätherische Ottilia ist gewiß daheim ein ganz anderes Ding, als in den Briefen, worin man schreiben und ausstreichen kann. Das himmlische Wesen, das dich mit göttlichem Feuer erwärmt, ißt und trinkt zu Hause, wie wir andern Menschenkinder, und denkt endlich auch ans Heirathen, an den Spiegel, an das Alter, an — — — —"

— Ich bitte dich um Gottes willen, Therese, ich bitte dich — — ich laufe davon!

„Aber glaubst du auch im Ernst, daß die gute Wangen aus Luft und Licht zusammengewebt ist? Mein Gott, warum soll denn ein Mädchen nicht ans Heirathen denken? Es ist ja so menschlich! — wir wollen nicht zanken. Ich bin aus mehr als einer Ursache neugierig, wie Ottilia die Nachricht von deiner Abreise aufgenommen habe. — Lies mir wenigstens aus ihrem Briefe vor, was sie über den Punkt sagt!"

Theodor nahm gehorsam das Portefeuille, aber machte ein finsteres Gesicht.

Er las, wie folgt:

„— — Sie gehen auf Reisen, ein, zwei, drei Jahre. Mein lieber Freund, so wird unser kleiner Briefwechsel sehr ins Stocken gerathen! Ich darf dagegen nichts sagen; wenn ich aber dürfte, ich würde es nicht. Gewöhnt ist mein Herz zum Entbehren. Ach, lieber Freund, könnt' ich doch nur Alles entbehren; hätt' ich doch Nichts, wär' ich doch, wo mein guter Vater ist!

„Ich bin ein armes Geschöpf, und habe doch noch zuviel! ich möchte mich von Allem in dieser Welt losmachen, denn Alles steht mir da, mich gewaltig anzulocken, und dann mich zu verwunden. Ich habe nicht mehr Muth genug, etwas lieb zu gewinnen, weil ich nicht Muth genug hätte, es zu verlieren. Ich werde betrogen, oder täusche mich selbst. Das ist mein Loos.

„Reisen Sie glücklich! Sie werden glücklich sein. Ich bete

für Sie. Es giebt einen Gott. — O mein Freund, Sie waren der Engel, der mich aus der Finsterniß gerissen! Sie haben Ihr Werk vollendet. Ihre Briefe waren reich an Trost und Lehren. Sie bleiben mir derselbe, der Sie mir in meinem verdämmernden Wahnsinn erschienen. Mein Geist lehnt sich müde und schwesterlich an den Ihrigen. Was kümmert's mich auch, wer Sie sind? Schreiben Sie mir ferner, oder nicht — ich weiß doch, daß Sie mein nicht vergessen, und weiß, daß Sie mich noch in Ihrer Todesstunde lieben müssen, weil kein Grund vorhanden ist, daß ich Ihnen gleichgültig werden könnte. — Ich werde Ihre Briefe lesen, die ich habe, und dann träumend in die letzten Stunden meines Wahnsinns zurücksinken, — o wie war mir da so wohl!

„Ob wir uns Beide auf Erden sehen, oder nicht sehen, ist wohl doch am Ende sehr einerlei! Wenn wir fern von einander sterben, ohne unsere Personen gesehen zu haben, ist das ein Verlust? — Zwei Seelen im unermeßlichen Weltall begegneten sich, liebten sich, gaben sich ihres Daseins Zeichen, verloren die schöne Macht der Mittheilung, und liebten getrennt fort, ohne von einander zu wissen.

„Es ist besser so. — Sie sind mir jetzt Alles; Sie würden mir nur weniger werden, wenn Sie mehr, als dies sein wollten. Wenn Sie sich einst vermählen, zeigen Sie Ihrer Gemahlin meine Briefe, sie wird auf mich nie eifersüchtig werden.

„Reisen Sie glücklich! — Ich bleibe dir ewig! Es giebt einen Gott. Ganz vergehen wir nicht. Erlösch' ich hier, anderswo glänz' ich wieder — und könnt' ich, o Theodor, ewig dir!

„Da sitz' ich weinend. Warum bin ich so wehmüthig? Nur ein Bedürfniß hab' ich; es ist: immer an dich zu denken. Das kann mir ja Niemand rauben. Wenn ich dich nicht mir denken kann, dann bin ich selbst nicht mehr!

Ottilia W."

7.

„Und wie spann sich der Faden weiter?" fragte die Schwester den Bruder.

— Sehr natürlich. Wir schrieben einander oft. Wir wurden uns immer unentbehrlicher. Nur Ottilia bewies mehr Stärke, als ich. Da ich wiederholt ihr Bildniß forderte, sandte sie mir's endlich nach jahrelangem Weigern. Ich wagte nicht, ihr das meinige an-

zubieten. Sie selbst erklärte, sie wolle mein Bildniß nicht sehen, selbst nicht meinen Schattenriß."

— Inzwischen blieb mir's kein Geheimniß, daß ich ihr immer theurer war. Mit der Zeit ist sie heller und froher geworden. Die Erinnerung an den Tod ihres Vaters betrübt sie weniger. Und doch zittert sie vor meiner Heimkunft. „Ich beschwöre Sie, Theodor," sagt sie in einem ihrer letzten Briefe, „denken Sie nicht daran, mich zu sehen! Muthig und grausam werden Sie unser Elysium mit eigener Hand zerstören, sobald Sie persönliche Bekanntschaft mit mir machen. Wir können nur glücklich bleiben, wenn wir bleiben, wie wir sind." So ist jetzt unser Verhältniß. Darum ließ ich ihr die Vorstellung, ich sei noch in Kopenhagen. Ich will sie sehen in Grauenburg, ohne mich ihr zu erkennen zu geben. Dann entscheide der Zufall.

„Wahrhaftig," sagte Therese lachend, „solch ein Roman ist's der Mühe werth, zu spielen! Ich begreife das Mädchen nicht. Auch muß ich sehr zweifeln, daß ihr Beide glücklich sein werdet. Jeder von euch täuschte sich selbst und den andern. Eure Erwartungen, eure Vorstellungen sind allzu gespannt. Ihr werdet in einander ein Paar liebe Alltagsmenschen erblicken, und jeder wird sich dann über sich selbst ärgern. Wir wollen es uns doch nicht verhehlen, wir sind bei aller Seelenschönheit doch immer arme Kreaturen von Fleisch und Bein. Ich wette, vor deiner Phantasie blüht ein frisches, liebliches Mädchen im Rosenglanz. Wie, wenn du in deiner Ottilia nun ein sieches, blaßgelbes, nervenschwaches Frauenzimmer fändest, gewandter am Schreibtisch, als in der Wirthschaft — du würdest den Engel segnen und abreisen. Sei mir nicht böse! Ich liebe dich zu sehr, als daß ich dich nicht wenigstens vorbereiten sollte, der Grille minder anzuhangen, falls du diesmal übel geträumt haben solltest. Und wahrlich, Theodor, sie muß selbst nichts Gutes ahnen! Umsonst verbittet sie nicht die persönliche Bekanntschaft. Mädchen sind Mädchen, und in gewissen Sachen sonst ausnehmend neugierig. Ich halte dir übrigens Wort. In vierzehn Tagen geh' ich mit meinem Mann in die Residenz zurück, du begleitest uns. Damit du nicht durch Zufall entdeckt wirst, nimmst du einen andern Namen an. Wir können in der Residenz leicht Nachricht von Grauenburg einziehen und nehmen da nach unsere Maßregeln. Bist du's zufrieden?"

— Ich bin's.

8.

„Wahrlich, Mama," sagte Therese zu Frau Stoben, „es bleibt uns kein anderes Mittel, als unserm Theodor eine Frau zu geben!"

— Eben das ist's, mein Kind! antwortete die zärtliche Mutter; aber die isländischen Briefe vergiß nicht!

„Freilich! Gerade dieser Briefe halben, die ihn am Ende unglücklich machen, müssen wir ihn so bald als möglich in angenehme Zerstreuungen bringen. Daran fehlt's in der Residenz nicht. Er soll auf einen oder zwei Monate mit mir. Ich denke, wir bannen dort seine seltsamen Grillen und den Reisegeist."

— Ach, mein Kind, wenn du das könntest!

Sobald Frau Stoben in Theodors Reise nach der Residenz gewilligt hatte, eilte Therese zu ihrem Gemahl. Sie weihte ihn, ohne Bedenklichkeit, in Theodors Geheimniß ein. Der Landrath wußte anfangs kaum, was er zu der abenteuerlichen Liebschaft seines Schwagers sagen sollte, dessen Verstand er sonst schätzte; hatte übrigens nichts gegen den Plan, den guten Theodor incognito nach Grauenburg zu schicken, um sein Heil zu versuchen, falls die über Ottilien in der Residenz eingezogenen Berichte ihn nicht zurückschrecken möchten.

Vierzehn Tage verflogen. Amos mußte einpacken.

„Ei, mein Herr," rief er, „nur nicht nach Island! Die Briefe sind hier wohlfeiler, die Luft ist milder. Lebendig bringen Sie mich diesmal nicht aus Lappland zurück."

— So weit soll's nicht gehen! entgegnete Theodor. Ich begleite meinen Schwager. Nur eins bind' ich dir auf die Seele, Amos! Du darfst Niemandem in Zukunft sagen, daß wir eine so weite Reise gemacht. Du darfst Niemandem sagen, wer ich sei. Du giebst mich für einen weitläufigen Verwandten des Herrn Landraths Kulm aus, und nennst mich Ludwig Hohenheim. Dabei bleibt's, so lange ich meinen Befehl nicht zurückziehe!

Amos sah seinen Herrn verlegen an. Man setzte sich in den Wagen. Nach einigen Tagen befanden sich, mit Ausnahme der Frau Stoben, unsere Freunde in der Residenz, wo der Landrath Kulm eine sehr geschmackvolle Wohnung bezog.

9.

Beinahe drei Wochen verflossen in der Residenz, ohne daß Theodor, oder Ludwig, ans Weiterreisen dachte. Es waren da so viele Besuche zu machen und zu empfangen; Bälle und Gastmähler wechselten unaufhörlich; die Gesellschaften waren so mannigfaltig und dennoch so ausgewählt. Stets herrschte in ihnen ein Ton zarter Traulichkeit, wie in engen Familienkreisen. Nicht Ball und Mahl, sondern die Menschen selbst waren das Angenehmste. Man berechnete die Tage, wo man sich wieder haben konnte. Die Freude des geselligen Lebens war nicht Hauptsache, sondern nur Erholung; sie ermüdete daher nie, sondern erquickte nur.

Dies hatte Ludwig Hohenheim nicht von der Residenz erwartet. Er war bald in allen Kreisen seiner Schwester einheimisch; bald eins ihrer bedeutendsten Glieder. Kenntniß mit vieler Bescheidenheit, Anmuth und Güte mit großer Anspruchlosigkeit, machten ihn schnell zum Liebling Aller. — Er fühlte sich glücklich, und doch — —

„Was hast du denn, Närrchen?“ fragte ihn einst seine Schwester, da sie mit ihm allein war, denn öffentlich duzte sie ihn nie. „Was murrst du? Was fehlt dir, du unzufriedenes Herz? Gefällt's dir nicht mehr bei uns? — Finde dich doch einmal in dir selbst!“

— Das ist's eigentlich, was mir fehlt.

„Mein Mann hat Nachrichten von seinem Korrespondenten in Grauenburg.“

— Was schreibt er?

„Du kannst dir den Brief selbst geben lassen. Ottiliens Geist ist nach Leipzig gereist und man weiß nicht, wann er zurückkehrt. Es steht auch darin von ihren Verhältnissen mit einem sächsischen Offizier; man behauptet, sie sei jetzt mit ihm verlobt. Indessen rath' ich dir doch, sobald du ihre Rückkunft erfahren wirst, nach Grauenburg zu gehen.“

— Sie ist gewiß nicht verlobt!

„Ich habe den Brief nicht gelesen. Mein Mann sprach mir davon. Aber Geduld!“

Therese flog davon und brachte nach einer Weile den Brief. Sie fand ihren Bruder auf dem Sessel in melancholischer Stimmung sitzend, die Arme verschränkt, das Haupt auf die Brust herabgesunken.

„Gute Botschaft!“ rief Therese; „Ottilia wird in einigen Wochen hierher kommen in die Residenz, weitläufige Verwandte zu besuchen, und erst von hier nach Grauenbnrg gehen. Da lies nur selbst!“

Ludwig Hohenheim nahm den Brief und legte ihn ungelesen auf den Tisch.

„Ist dir auch das nicht gelegen? — Du fängst an mir mit deiner Laune Langeweile zu machen.“

— Ach, Schwester, sei nicht böse! Wahrlich ich fühl's, ich bin ein Thor! Aber laß mich, ich bitte dich, ungestört! Ich will Ottilien erwarten, will sie sehen — aber ich bitte dich, rede mir nicht mehr von ihr. Könnte sie nach so viel heiligen Schwüren ewiger Treue . . .

„Schwärmer! soll sie deinetwegen ins Kloster gehen?“

— Und ich kann's nicht glauben! Sie liebt mich. Sie verläßt mich nicht! Und könnte sie es — o bei Gott, ich würde keinem Weibe mehr trauen!

„Auch mir nicht, Herr Bruder? Und ich bin Weib in vollem Sinne des Worts.“

— Du quälst mich.

„Auch der schönen, jungen Wittwe, der Frau von Saar nicht? — Ah, du wirst roth. Ludwig, Ludwig! hüte dich vor dir selbst, und schmäle nicht Andere.“

— Was träumst du auch?

„Nein, geträumt hat mir's eben nicht, daß ihr Beide einander gern neckt, oder . . .“

— Du bist irre.

„Oder gilt's eigentlich ihrer Cousine Fridoline Bernek? Wär' ich ein Mann, die Wahl unter Beiden würde mir schwer sein. Fridoline tanzt wie ein Engel, und ich glaube zuletzt, sie tanzt mit Niemandem lieber, als mit dir.“

— Aber du bist unerträglich!

„So wie du gestern Abend. War's auch artig, daß du mir nicht Wort hieltest, und Fridolinen zur Anglaise führtest, zu der du mich gewählt hattest?“

— Aber —

„Aber freilich, sie schielte nach dir herüber, du nach ihr, und da vergißt man sich zuweilen. Nein, mein Herr, eine kleine Züchtigung hast du verdient! Ich will's dir aber verzeihen, wenn du heut' den Fehler bei der Fran von Saar wieder gut machen willst.“

— Ich gehe nicht hin.

„Ei, das wäre schön! Sie zählt auf dich. Sie erwartet dich schon Nachmittags zum Thee im Garten. Wir Andern, wir kommen später. Aber nimm dich in Acht! Sie ist liebenswürdig, und da hilft dir alle Geistesschönheit deiner unsichtbaren Ottilia nichts.“

10.

Ludwig Hohenheim war verlegener, als seine Schwester wußte. Er verwünschte, jemals in die Residenz gekommen zu sein, und doch wär' er lieber gestorben, als daß er in die Einsamkeit zur Mutter zurückgekehrt wäre. Er machte Ottilien in seinem Herzen die bittersten Vorwürfe, und doch war ihm ihre Untreue nicht ganz bitter. Er verlor sich in ein ihm bisher unbekanntes Labyrinth von Vorstellungen. Seit Ottiliens Bekanntschaft hatte dieser Name allein sein Herz erfüllt. Drei Jahre lang war er der lieben Heiligen treu geblieben. Ach, es war auch so leicht, unter den Schönheiten von Finn- und Lappland! Und jetzt, bei seiner Heimkunft ins liebe Mutterland, jetzt, auf dem Wege, sie zu überraschen, sich an ihr treues, edles Herz zu werfen — jetzt . . . entwickelte der Zufall, oder die Nothwendigkeit, Wünsche in seiner Brust, die ihn nicht schlummern ließen.

Er suchte sich zu zerstreuen, — vergebens las er Ottiliens zärtliche Blätter — das bleichende Gestirn dieses holden Wesens war im Untergehen; keine Kunst hielt es fest. Ein anderer Stern leuchtete und regierte seine innere Welt.

Therese hatte ihn häuslicher Geschäfte wegen verlassen. Er warf sich in die Ottomane. Er verhüllte sein Angesicht. Ihm ward's, als schwebe Ottiliens Geist vor ihm. Er hörte ihre rührende Klage flüstern: „Ich möchte mich von Allem losmachen in dieser Welt, denn Alles steht nur da, mich gewaltig anzulocken, und dann mich zu verwunden!“

Nach einer Weile erinnerte er sich des Briefes von Kulm's Korrespondenten in Grauenburg. Er ergriff ihn hastig. Er enthielt nichts Bedeutendes. Erst am Schlusse kam die Rede auf Ottilien in wenigen Zeilen:

„Eurer Wohlgeboren in Betreff des Fräuleins Wangen zu dienen, habe ich die Ehre zu melden, daß mir dieselbe nicht absonderlich und speziell bekannt ist. Sie gehört zu den gelehrten

Frauenzimmern; Eure Wohlgeboren verstehen mich. Dermalen ist dieselbe annoch in Leipzig, wohin sie von einem ihrer Verwandten, einem ehemaligen Oberst in kurfürstlich-sächsischen Diensten, berufen worden. In einigen Wochen wird sie zum Besuch ihrer Verwandten in Dero Wohnort kommen. Ich werde Denenselben noch nähere Auskunft darüber mit nächstem ertheilen."

Also kein Wort von Verlobung, von Untreue! Das war boshaft von Theresen.

„Sie liebt mich! Sie ist mir treu!" seufzte Ludwig und ging langsam durchs Zimmer.

„Und was will der elende Mensch damit sagen: ein gelehrtes Frauenzimmer! — Ist denn das Weib verdammt, die erste Magd im Hause zu sein? Wer darf dem unterdrückten Geschlechte Grenzen ziehen, wie weit ihm geistige Bildung erlaubt sei? So wenig es des Mannes einziger Beruf auf Erden ist, im Schurzfell oder Chorrock, mit dem Pfluge oder der Feder sein tägliches Brod zu gewinnen, so wenig ist es des Weibes einziger Beruf, den Männern, als Mädchen zur Puppe, als Gattin zur Kinderwärterin zu dienen. Des Weibes Geist spricht Gott und die Ewigkeit an, wie der Geist des Mannes — warum soll er sich nicht erheben, wenn er seine Schwingen fühlt? — Aber es ist ein erbärmliches Ding um den Menschenpöbel. — Die gute Ottilia! — Eine arme, verwaisete Blume steht sie da unter den Distelköpfen, ungesehen und verkannt blüht sie hin unterm Unkraut, ach! und wird mit ihm zertreten."

Indem der trübe Ludwig so die Worte des Grauenburger Korrespondenten rezensirte, trat ein Bursche mit einem leicht umwickelten Päckchen ins Zimmer.

„Der Maler schickt die Portraits an die Frau Landräthin zurück!" sagte er und empfahl sich.

Es waren einige Miniaturgemälde. Erst die Frau von Saar, herrlich getroffen, voller Seele, verführerisch, ganz wie sie; und dann Therese, die Schwester, und dann — und dann —

Er erstaunte — er hob es empor, glühend, erzitternd — seine Augen wurden feucht — er schwankte zur Ottomane, sank mit dem brennenden Antlitz gegen das Polster und — drückte das unglückliche Bild zufällig an seine heißen Lippen.

Ein Kuß — so dem kühlen Glase gegeben — war verzeihlich. Er wußte es kaum, er wollte es nicht. Sein Herz schlug heftig, wie bei einer Sünde. Ottilia, dein Freund wankt!

Die Landräthin trat in dem Augenblick herein. Ludwig wußte es nicht, hörte sie nicht. Sie glaubte, er schliefe, so leblos lag er da. — Sie klopfte ihn auf die Achsel. Ludwig erschrak. Sie hatte die beiden andern Gemälde vom Tische genommen. — „Was ist dir?“ fragte sie und erstaunte über seine verstörten Mienen.

„Mir ist gar nicht wohl!“ stammelte er.

— Und doch in so guter Gesellschaft! Hast du die Portraits betrachtet?

„Nein!“

— Aber das dritte! Wo ist Fridoline Bernek? Hat es der Bursche vergessen?

„Nimm's!“ — Er zog es unter seinem Arm vor, und reichte es ihr, mit abgewandten Augen.

— Zum Sprechen ist sie's, die Fridoline. Unter uns gesagt, deine schmachtende Ottilia, mit ihren goldgelben Locken, die ihren Kopf wie Heiligenschein umgeben, kommt doch dieser lieblichen Sünderin mit dem kastanienbraunen Haar nicht gleich.

Ludwig sprang auf. Die Schwester hielt ihn. „Halt, es war so böse nicht gemeint! Verstehst du keinen Scherz mehr? — Gieb mir auf der Stelle einen Kuß!“

Er küßte sie.

„Wähle nun!“ sagte sie, und hielt ihm das Bildniß der Frau von Saar und das Fridolinens hin. „Eine von diesen will ich dir geben!“

Ludwig schüttelte lächelnd den Kopf. „Keine!“ sagte er, und verließ das Zimmer hastig.

11.

Es war ein lauer Juni-Abend, die Sonne dem Untergehen nahe.

Als Ludwig in den Gartensaal der Frau von Saar trat, fand er schon Gesellschaft beisammen. Man saß beim Thee; die Unterhaltung gaukelte unstät über alles Schöne und Bittere des Lebens hin; Ludwig mischte unbefangen seine Einfälle dazu. Aber seiner Laune sanken allgemach unwillkürlich die Flügel. Er wußte nicht, warum. — Aber wir wissen es. Unter den schönen Männer- und Weibergestalten mangelte die reizendste: Fridoline Bernek fehlte.

Keiner der Gesellschaft vermißte sie. Ein ältlicher Herr verfiel zuerst darauf, von ihr zu reden.

„Wo mag sie sein?“ fragte ein anderer.

— Sie geht mit dem Herrn von Thau im Garten! erwiederte Frau von Saar.

„Ein liebenswürdiger junger Mann!“ setzte eine Dame hinzu, die am Spieltische saß.

— Er hat sich auf seinen Reisen sehr vortheilhaft ausgebildet, bemerkte der ältliche Herr. Lassen Sie sich von seinen Gefahren erzählen, die er in Paris bestanden. Er war unter Robespierre dort. Er sah Charlotte Corday fallen. Man kann ihn nicht ohne Entsetzen und Wehmuth erzählen hören.

„Wie spricht er von der Corday?“ fragte eine Blondine.

— Beinahe mit Begeisterung! versetzte der Herr. Und wahrlich, ihr Heldenmuth verdient Bewunderung! Sie ging, ihr Vaterland von einem Ungeheuer zu erlösen, und freute sich des Römertodes. Ich kenne die Vorwürfe, die tadelnden Bemerkungen, welche der That des edlen Mädchens gemacht wurden; aber die Menschheit wird ihren Namen wie ein Heiligthum verehren.

Der alte Herr gerieth unvermerkt in Wärme. Sein Feuer entzündete die ganze Gesellschaft. Es erhob sich eine furchtbare Opposition, an deren Spitze die Frau von Saar stand. Nur Ludwig blieb ohne Theilnahme. Er stellte sich mit finsterm Blick und verschränkten Armen zum Kreise der Streitenden und hörte nichts.

„Also mit Herrn von Thau geht sie? und er ist liebenswürdig!“ dachte er. „Und doch weiß sie, daß ich kommen würde — und sie selbst mahnte mich noch, nicht auszubleiben, und keine andere Einladung zu wählen! Und geht mit ihm! — und während des Tanzes, wie sie da bebte, und mir schüchtern ins Auge sah — und wenn sie stumm vor mir stand, und dann zu ihren Gespielen eilte, und während des Plauderns und Lächelns doch wieder flüchtig zu mir herüber sah — mein Gott, das alles ist nur Gefallsucht, nichts als das? — O Unschuld, welchen Blick und welchen Ton mußt du nun wählen, wenn Koketten dich verrathen in deiner Gestalt? Nein, Kokette ist sie nicht! — Was ist's denn Böses, mit ihm durch den Garten zu gehen?“

Ludwig hatte bei diesem Selbstgespräche der Gesellschaft den Rücken gekehrt, und stand an der Thür, die in den Garten führte.

„Aber sie scheint sich doch bei ihm nicht zu langweilen. Mag sie! Wahrhaftig, ich will das traute Pärchen nicht stören! Ich käme vielleicht in einem sehr ungelegenen Augenblick!“

Bei diesen Worten, die freilich nur gedacht wurden, stand

Herr Ludwig Hohenheim im Garten, und ging sehr ehrbar den Weg hinab, zwischen Blumen und Fruchtbäumen.

„Was interessirt sie mich auch? Es fehlte mir wahrhaftig noch, ihr nachzuschleichen, wie ein eifersüchtiger Ehemann! — Nein, liebeln Sie, mein Fräulein, mit wem Sie wollen, das ist mir ganz gleich!“

Hier drehte er sich seitwärts gegen die dunkeln Laubengänge, und sah beiläufig rechts und links nach — den Blumen.

Er blieb vor einem üppigen Rosenbusch stehen. Er brach eine der aufgeknospeten Rosen, in deren halboffenem Busen der helle Karmin glühte.

„Sehr schön! ich will sie der Frau von Saar bringen. Es wird sich ein Moment finden, daß Fräulein Bernek Augenzeuge davon sein kann. Wenigstens wird sie fühlen, daß sie meinem Herzen bei weitem so nahe nicht ist, als sie vielleicht glaubt.“

Er gerieth jetzt in eine anmuthige Wildniß, nach englischem Geschmack angelegt. Er folgte dem kleinen schmalen Pfade durchs Gebüsch gegen ein hohes Felsenstück — da saß einsam Fridoline Bernek.

12.

Und, wie sie da saß, auf dem hölzernen Bänkchen, an die Felsenwand gelehnt, umweht von hangendem Epheu, und den Zweigen des Fliederbaumes mit den schneeweißen Blüthenbüscheln — wer hätte der lieben Sünderin nicht gern Alles verziehen? Nur Ludwig Hohenheim, der Unbarmherzige — ach, vielleicht dachte sie an ihn! — nur er, ohne alles Gefühl — und doch war keine Spur vom Herrn von Thau zu sehen! — faßte den Entschluß, sich zu stellen, als hätte er sie nicht bemerkt, und seitwärts einen Nebenweg einzuschlagen.

Er that's, und stand — zitternd vor ihr.

Fridoline war im Ernst erschrocken; der gute Ludwig aber verstellte sich auch nicht, als er seine Entschuldigungen hinstammelte, sie gestört zu haben.

„Es ist schön hier! Ich habe mich ganz vergessen!“ sagte sie.

— Gewiß, es thut mir weh, Sie vielleicht aus einer noch schöneren Welt zurückgerufen zu haben!

„Ja wohl, aus einer schöneren Welt! ich dachte . . .“

— Sie stocken?

„An einen Freund."

— Der Glückliche hat Ursache, mir zu zürnen.

„Man soll der Entfernten nicht vergessen über den Nahen!"

— Darf ich auch glauben, hoffen ... daß ich zu den Nahen gehöre?

„So lange Sie nahe sein wollen."

— Haben Sie am Wollen von mir je gezweifelt? — Aber — daß ich's beweisen könnte ...

„Sie sind sonderbar! Wozu Beweise, wenn kein Mißtrauen Beweise fordert?"

— Kein Mißtrauen? So würden Sie mir glauben, daß ich diese Rose nur für Sie gepflückt habe?

„Ich glaub' es; glaub' Ihnen gern, und nehme den Beweis!"

Ludwig reichte ihr die Blume; sie zitterte in seiner Hand. Fridoline streckte die Hand aus und sah lächelnd ihrem schüchternen Freund ins Auge. Wer die Schuld hatte, ist schwer zu sagen, aber die Knospe brach vom stachlichten Stengel ab und fiel zwischen ihnen zu Boden.

Fridoline erschrak. Ludwig bog sich hinab und hob die Blume auf.

„Eine traurige Vorbedeutung!" lächelte ihn das Mädchen an.

— Nicht doch! Nehmen Sie nur die Rose, ich will die Dornen für mich behalten!

„Freunde sollen redlicher theilen!"

— Auch das! Wenn mich die Dornen verwunden, wollen Sie mich heilen?

Fridoline blieb die Antwort schuldig. Sie legte ihren Arm in den seinigen. Beide gingen schweigend nach dem Gebüsch zurück, das an die Laubengänge stieß. Der Weg, sonst kurz, war jetzt zu weit. Sie ruhten oft.

Und wenn sie unter den Gebüschen standen, verloren sich ihre Blicke in einander. Die Espen und die Hangebirken flüsterten vertraulich über ihnen im Abendhauch; nur sie Beide blieben sprachlos und flüsterten sich nichts. Aber Ludwigs Augen sagten stillklagend: Ich bin schon verwundet von den Dornen; willst du mich heilen? Und Fridolinens Auge sprach: Betrüger, ich habe nicht nur die Rose empfangen, du gabst mir auch die Dornen!

Sie gingen weiter. Aber es war kein Gehen, es war ein Schweben, oder Schleichen, wenigstens kein Flug. Denn die Espen und Hangebirken flüsterten noch lange über ihnen, und sie waren

doch schon lange unter ihnen hingegangen. — Sie empfanden auch keine Langeweile, ungeachtet Niemand ein Wort sprach. Sie sahen sich an, und schlugen die Augen nieder; ihre Seelen neigten sich zusammen. Um sie war kein Himmel, keine Erde, nichts nahe, nichts fern im Raum; für sie hatte die Zeit keine Zukunft, keine Vergangenheit. Arm in Arm geschlungen, mit gehemmten Seufzern schwebten sie durchs Gebüsch. So schweben die seligen Schatten unter den Palmen Elysiums.

Als sie zu dem Rosenstrauche kamen, ruhten sie abermals. Ludwig wollte ihr sagen: „Hier war's, hier brach ich die Rose für Sie, und fühlt' ich den ersten Dornenstich!" Fridoline wollte ihm sagen: „Ach, wie der Blüthen so wenige, und der Dornen so viele! Und wenn jene entblättert auf die mütterliche Erde zurücksinken, dann bleiben nur die Dornen, und sie dauern immer, und überleben alle Freuden!"

Ihr schönes Haupt neigte sich schwermüthig; ein Seufzer zitterte über ihre Lippen. Ludwig wollte eine frische Rose nehmen, und nahm Fridolinens Hand. Er bebte, als habe er Hochverrath begangen. Aber ein leiser Druck der zarten Hand verkündete ihm Gnade. Er bog sich herab und küßte die Hand mit Inbrunst.

Da war's ihnen, als blühte der Rosenbusch schöner; sie sahen und fühlten keine Dornen mehr. Ueber ihnen brannte der Abendhimmel, und die Zweige aller Bäume, das Laub aller Stauden und Blumen glühte röthlich. Der weite Horizont, mit Rosen bedeckt, schien sie der Erde zurück zu werfen, um die Stunde eines glücklichen Menschenpaares zu feiern.

Sie gingen langsam zur Gesellschaft zurück. Wie gern hätten sie sich einsam in der Welt sehen mögen!

„Fridoline!" flüsterte ihr leise Ludwig ins Ohr. Sie antwortete nicht. Ihr Arm umrankte aber dichter den seinigen; der trauliche Name, von seinen Lippen, goß neue Gluth in ihr bewegtes Herz. Und immer tönte es vor ihrem Ohr: „Fridoline!"

Als sie vor der Thür des Gartensaales standen, scholl plötzlich eine mächtige Stimme hinter ihnen her: „Herr Hohenheim! Herr Hohenheim! ein Brief aus Island! ein Brief aus Island!"

Ludwig erschrak. Amos kam athemlos durch den Garten, den Brief emporgeschwungen. Ludwig ging ihm entgegen. „Narr, was machst du für einen Lärmen?"

„Aber sehen Sie doch nur, Herr, er kommt ja direkt aus Island, sehen Sie doch nur!"

13.

Er erkannte Ottiliens Handschrift und Siegel. Unglücklicher hätte der Brief seine Stunde nicht wählen können. Ludwig ward blaß und entfernte sich schnell.

Fridoline war stehen geblieben. — „Von Island?“ fragte sie den ehrlichen Amos, der betroffen seinem Herrn nachsah, dessen Entfärbung er wahrgenommen.

„Ja, Mamsell, er kommt allerdings von Island!“

— Hat Euer Herr Bekanntschaften in Island? — Es ist doch nicht in der Insel Island?

„Allerdings in der Insel!“

— Ist Euer Herr dort gewesen?

„Sein Lebtag nicht. Man muß ihm nur nicht davon reden, denn er hat noch die unbändigste Lust dahin.“

— Das glaub' ich kaum. Es ist ein wenig zu weit.

„Hm, das ist für unsereins ein Spaziergang! Wir sind wohl noch weiter gewesen.“

— Was versteht Ihr unter dem Wir?

„Mich selbst!“

— Und Euren Herrn?

„Keineswegs!“

— Wie hat denn Euer Herr Korrespondenten in Island, wenn er nie dort gewesen?

„Hm, ja, das ist eine Sache! Aber — mein Herr ist ein großer Gelehrter. In Island giebt es an der hohen Schule auch große Gelehrte, und so schreiben sie einander. Ich weiß das. Ich habe bei einem Professor in Diensten gestanden, der schrieb sogar nach Rom und Venedig am Adriatischen Meere.“

Amos, dem bei dem vielen Fragen der schönen Jungfrau allmählig bange ward, Verbotenes auszuplaudern, machte eine tiefe Verbeugung und schlich seinem Herrn nach.

Er fand ihn am entlegensten Ende des Gartens. „Erwarte mich an der Gartenthür, Amos!“ Amos ging.

Ludwig warf sich auf eine zerfallene Rasenbank. Er las Ottiliens Brief zum dritten Male. — Wir geben nur einige Stellen aus demselben, welche unsern Freund am meisten erschütterten.

— — „Theodor! Theodor! verzeih' es mir! Ich sehne mich nach deiner Heimkunft. Ich bin nicht die Vorige mehr. Ein Traum

dieses Morgens hat Alles in mir umgestaltet. Ich fühle mich, wie berauscht.

„Verachte mich nicht! Daß ich dich unaussprechlich lieb gewonnen, ist ja keine Sünde. Wie du mir immer erschienen bist, bist du ein guter, vortrefflicher Mensch, bist du besser, als ich. Was kann ich dafür, daß ich dich liebe?

„Du bist mir im Traum erschienen. Ich fand dich am Ufer deines nordischen Meeres, unter den schwarzen Trümmern der Felsen, wie du sie mir in deinen Briefen malst. Am weiten Himmel zuckte das bläuliche Roth eines Nordlichts, und die Sterne schwammen im entzündeten Horizont. Ich litt an geheimer Furcht. Ich sehnte mich nach einem lebendigen Wesen. Theodor, ich habe dich gesehen! Du nahmst mich in deinen Arm. Theodor, was hab' ich da empfunden!

„Ach, spotte nicht meiner! Ich bin eine Träumerin. Ich war es von Kindheit an; und war glücklicher in der Welt meines Glaubens und Wähnens, als in der wirklichen. In jener fand ich Frieden und Tugend und Liebe; in dieser aber nur Qual, und leere Worte über Schönes, und Edles.

„Komm zurück! ich will dich sehen. Soll ich sterben, ohne den Mann zu kennen, der mir so theuer ward, und mein Leben rettete? Ich will dich, wie eine Schwester, lieben, sei du mein Bruder!

„Ich schaudere und empfinde es wohl. Meine Hoffnungen welken dahin; alle meine Wünsche verblühen und tragen keine Frucht. Einsam unter den Millionen auf Erden, sehn' ich mich nach einem bessern Stern. Ich werde dich nie sehen — o mein Theodor, nie! — Möchte der Schutzengel meiner Tage die Fackel auslöschen, indem ich von dir träume! — — —"

Ludwig war außer sich. Er weinte. Er küßte das Blatt. „Nein, Ottilia!" rief er, „nein, du himmlische Unschuld, ich verlasse dich nicht! — ich will dich sehen — ich will dich nicht verlassen!"

Er eilte zur Gartenthür, wo Amos ihn erwartete.

„Amos, packe meinen Reisekoffer, und bestelle Postpferde! Morgen um vier Uhr reisen wir fort."

— Morgen um vier Uhr? rief Amos, und machte ein langes Gesicht.

„Das wäre allerliebst!" sagte die Frau Landräthin, die so eben mit ihrem Gemahl in den Garten trat. „Nein, Herr Hohen-

heim, so schnell geht's nicht!" Und bei den Worten nahm sie seinen Arm, und führte ihn zum Saal.

„Du gehorchst, Amos!" rief Ludwig zurück.

— Du gehorchst nicht, Amos, auf meine Verantwortung! rief lachend Therese.

„Ich muß, in jedem Falle muß ich! Ich will nach Leipzig!" rief Ludwig.

— Denken Sie nur, sagte Therese, indem sie zur Gesellschaft kam, Herr Hohenheim will uns morgen verlassen, bestellt Postpferde nach Leipzig!

Die ganze Gesellschaft lief zusammen, und umringte den armen Ludwig, und bestürmte ihn mit Bitten, zu bleiben. Nur Fridoline blieb still in der Ferne, und wagte sich nicht unter die Bittenden.

Da ward keine Liebkosung, da ward kein Drohen gespart. Jeder und Jede wußte ihm so viel Schönes zu sagen. Es ward ein Wetteifer unter allen, wer den Eigensinnigen durch schmeichelnde Beredsamkeit beugen könnte. Umsonst!

„Daran ist der isländische Brief Schuld!" sagte Frau von Saar bitter lächelnd; „wer weiß, von welcher geliebten Hand er gekommen?"

„Ein isländischer Brief?" fragte Therese erstaunt. „Wie so? wann?"

„Amos hat es gesagt!" antwortete die junge Wittwe.

Jetzt folgte ein neuer Sturm. Ludwig blieb unbeweglich; Alles, was er zugestehen mußte, war, wenigstens noch nicht mit Gewißheit zu bestimmen, ob er schon morgen abreisen werde. Alle schalten auf die isländischen Briefe. Fröhlicher Muthwille war wieder rege. Man brach auf zum Nachtessen, um dort die Sache weiter zu verhandeln.

Jeder der Herren nahm seine Dame, um sie durch den Garten nach dem Hause zu führen. Ludwig blieb trübsinnig am Fenster stehen; Fridoline war die letzte. Er bemerkte es und bot ihr schweigend den Arm.

Und als sie der Gesellschaft folgten, machte sich Fridoline los, und drückte das Schnupftuch an ihre Augen. — Ludwig trat zu ihr. „Sie weinen?" fragte er mit ungewisser Stimme. Sie antwortete nicht. Er wollte ihre Hand nehmen. Sie wand sich los und sagte: „Ich bitte Sie, Herr Hohenheim, lassen Sie mich!"

— Zürnen Sie mir, Liebe?

„Gewiß nicht!"

— Wollen auch Sie, daß ich nicht reise?

„Reisen Sie! — morgen — heut —“

— Und es ist Ihnen gleichgültig?

„Nein, Sie müssen reisen! Es ist mir lieb, sehr lieb!“

Wohlan, ich will denn, da es Ihnen so lieb ist! Ach, Fridoline, und wenn ich reise, ist nichts, was mich schmerzt, als Sie kennen gelernt zu haben! Ich bin unglücklich . . . Sie ahnen meine Lage nicht . . . sehr, sehr unglücklich bin ich . . . ich behalte die Dornen. — Aber ich muß fort. Mein Schicksal ruft. Ich bin durch mich selbst betrogen; ein wunderbares, unseliges Spiel des Verhängnisses richtet mich zu Grunde. — Aber nur eins, Fridoline, nur eine Bitte, beurtheilen Sie mich nicht falsch! Haben Sie wenigstens in meiner Abwesenheit einige Empfindung der Freundschaft für mich!

Sie antwortete nicht.

„Sehen Sie mich an!“ fuhr er mit bittender Stimme nach einer Pause fort. „Sie sind mir nicht böse?“

Fridoline ließ die Hände von ihrem Antlitz fallen. Der Vollmond trat in demselben Augenblicke aus den Wolken hervor, und goß milden Glanz durch die dämmernden Bäume, Gebüsche und Blumen, und über die schöne Gestalt Fridolinens. Wie ein stiller Engel stand sie vor ihm, mit einem Blick voll Liebe und Wehmuth.

„Reisen Sie immerhin,“ sagte sie nach einer Weile, „seien Sie glücklich!“

— Ich bin's nun nicht.

„Und ich . . .“ sie wollte mehr sagen.

— Ich bleibe! Ich reise nicht! rief er mit Thränen im Auge, und hielt Fridolinen in seinem Arm.

Sie sah ihm ins Gesicht, sah seine Thränen. „Lieber Hohenheim, Sie sollen, Sie müssen reisen! Ich bitte Sie darum. Oder können Sie nicht, wollen Sie nicht! so . . .“

— Reden Sie aus, Fridoline!

„So reis' ich fort!“

— Und warum wollen Sie meinen Umgang nicht? Wollen Sie nur mich nicht sehen? Hab' ich Sie beleidigt?

„Nein! Doch noch eins! Es ist nun gleich. Bleiben Sie bis Sonntag Abends! Es sind bis dahin nur drei Tage. Dann verreis' auch ich. Fragen Sie nicht, warum? Sagen Sie der Gesellschaft nichts davon. Können Sie mir das versprechen?“

— Ich will!

„Und Sie bleiben bis Sonntag Abends?"

— Gewiß!

Sie reichte ihm die Hand. Er drückte sie an sein Herz. Sie kamen zur Gesellschaft.

14.

„Ist es dein Ernst?" fragte am folgenden Tage Frau von Saar Fridolinen.

— Mein voller Ernst. Ich schätze den jungen Mann. Es ist wahr, er ist angenehm im Umgange, lebhaft, witzig, Alles was du willst. Aber ich könnte ihn unmöglich lieben.

„Du sprichst doch von Ludwig Hohenheim?"

— Von ihm und von keinem Andern.

„Du bist mir unerklärlich, Fridoline! Sieh, wär' ich ein Mädchen, Hohenheim böte mir seine Hand, ich . . ."

— Wohlan, was das Mädchen nicht kann, ist der fünfundzwanzigjährigen Wittwe erlaubt! Er wird kaum dreißig Jahre alt sein.

„Aber du begreifst doch, daß er mich nicht liebt; daß du es bist, die er anbetet!"

— Du irrst dich. Und sei es auch, daß ihn die Laune angewandelt hätte, mich ein wenig zu lieben: du wirst zugeben, daß das noch nicht hinreicht, mich ihm zu überlassen? — Genug, als Liebhaber wär' er mir unerträglich.

„Du schwärmst, liebes Kind! Welcher Unterschied ist denn zwischen einem Liebhaber und einem angenehmen Freund? Wahrhaftig, du wirst doch von Männern nicht erwarten, daß sie so lieblich, so, Gott weiß, wie? sind, wie in den Romanen? — Und hast du auch in deinem Leben nur einen einzigen Roman gelesen, worin die Geschichte eines Ehemannes stand? Ich kenne keinen erträglichen der Art. Du mußt daraus schließen, daß Männer, als Ehemänner, sehr bedeutungslose Wesen sind. Nur als Liebhaber interessiren sie durch die Mannigfaltigkeit ihrer Narrheiten. — Den angenehmen Freund und Gesellschafter vor der Hochzeit wirst du auch nach der Hochzeit immer wiederfinden. Der romantische Liebhaber hingegen legt sein Narrenkäppchen nieder, sobald du den Brautkranz abnimmst. Das will aber noch nicht sagen, daß der gestrenge Ehepatron nicht auch noch Narr mit einem Nar-

renkäppchen sein könnte. Zuweilen, Gott sei bei uns! wird aus ihm ein unleidlicher, langweiliger Sünder."

— Sprichst du aus Erfahrung?

„Leider! Mein alter Herr, Gott hab' ihn selig! war in seinem neunundfunfzigsten Jahre ein so närrischer Adonis, wie irgend einer, trotz seines Hustens. Meine Aeltern schwatzten mir viel Schönes vor, und machten mir große Hoffnungen. Lieber Himmel, ich war ein gutes Kind und gehorchte! Aber ach, Gott hab' ihn selig! nach der Hochzeit, da sah der alte Herr ganz anders aus. Den Husten hätt' ich ihm wohl noch verziehen, aber . . ."

— Sei es! Du sollst in Allem Recht haben. Nur verlange von mir nicht, was ich nicht kann. Und ich kann und will Hohenheim unmöglich lieben. Noch mehr, doch laß ihn nichts davon merken, ich gestehe dir, er ist mir wirklich zuwider. Ich kann ihn nicht ertragen, es wird mir weh, schonend gegen ihn zu sein. Und noch gestern Abend that ich mir alle Gewalt an.

„Du scherzest!"

— Ich habe nie ernsthafter geredet, als jetzt. Ich zeige dir zugleich an, daß ich heute nicht ins Kränzchen gehe. Vielleicht wär' er da. — Für den Sonntag Abend hab' ich's der Landräthin Kulm nicht abschlagen wollen. Ich will dem Himmel danken, daß ich . . . wenn nur erst der Sonntag Abend vorüber wäre!

„Und so hätt' ich mich wirklich getäuscht?"

— Ich weiß nicht, worin? Ich habe aber dir, als meiner Freundin, die reine Wahrheit gesagt. Nur um den einzigen Gefallen bitt' ich dich, verschone mich damit, von Hohenheim zu reden! Ich trete dir die Eroberung gern ab.

„Aufrichtig, liebe Fridoline, dein Herz gehört also einem Andern?"

— Ja! sieh', ich rede freimüthig mit dir; und jetzt von allem dem kein Wort mehr! Ich liebe, und liebe unglücklich.

„Nur Eins noch! Und wenn du keinen Andern liebtest, würde Hohenheim dir dann . . ."

— Nein!

15.

Als Fridoline auf ihr Zimmer kam — sie wohnte im Hause der Frau von Saar —, fand sie unter ihrem Spiegel Hohenheim's

Bildniß und — die verwelkte Rose, die sie gestern Abend von Ludwig erhalten hatte.

Der Muthwille ihrer Freundin erreichte den Zweck nicht. Fridoline blieb erschrocken vor dem Bilde stehen. Sie nahm es ab, und die verwelkte Rose dazu, und wankte zitternd gegen die Thür. „Soll ich denn hier schlechterdings verkuppelt werden?“ dachte sie, als die Thür aufflog und Frau von Saar, um Fridolinen zu überraschen, lachend hereintrat.

„Nimm dies!“ sagte Fridoline mit schwerer, gebrochener Stimme.

— Was ist dir? rief Frau von Saar im Schrecken, beim Anblick Fridolinens. Du bist todtenbleich! hat dir mein Scherz ... dir ist nicht wohl!

„Nimm dies!“ wiederholte Fridoline, und sank auf einen Sessel. Sie läutete dem Kammermädchen, und befahl frisches Wasser.

„Das hättest du mir nicht thun sollen!“ sagte Fridoline.

— Mein Gott! entgegnete Frau von Saar; konnt' ich glauben, daß eine solche Abneigung, oder wie soll ich's nennen? unter euch beiden Leuten ... es ist ja unerhört! Ihr scheint euch einander zu gefallen. Seit drei Wochen sahet ihr euch fast täglich. Ihr scheint euch einander gegenseitig zu beobachten, und während ihr euch vermiedet, zu suchen. Noch gestern ...

„Du hast mir versprochen, nicht mehr von Hohenheim mit mir zu reden.“

Frau von Saar verlor alle Heiterkeit. Sie ging unruhig und schweigend im Zimmer auf und nieder; sah Fridolinen mit Augen des Mitleids an, wollte zu ihr reden — wandte sich wieder ab, läutete dem Kammermädchen und ließ den Wagen vorfahren, um sogleich zur Landräthin Kulm zu fahren.

Fridoline hörte den Befehl, und warf den Kopf unwillig auf die Seite. Ihr Verdacht bestätigte sich nur zu sehr, daß man darauf ausgegangen sei, zwischen ihr und Hohenheim eine Verbindung zu stiften. Erst jetzt ward ihr so Manches in dem Betragen der Frau von Saar und der Landräthin deutlich. Erst jetzt begriff sie, warum man sie dem Hohenheim immer, wie durch Zufall, entgegengeführt hatte. Ihr weiblicher Stolz empörte sich. Sie konnte kaum den Unmuth bergen. Ihr gepreßtes Herz machte sich in Thränen Luft.

Frau von Saar ging noch immer gedankenvoll auf und ab. Eine Viertelstunde lang waren sie so beisammen, ohne daß eine

von ihnen die Stille unterbrach. Der Wagen fuhr vor. Frau von Saar näherte sich Fridolinen, und nahm deren Hand in die ihrige.

„Du weinst, liebes Kind," sagte sie; ich beklage es, dich wider Willen betrübt zu haben! Du wirst es in Zukunft einsehen, wie gut ich's mit dir meinte."

— Ich danke dir wenigstens für die gute Absicht, entgegnete Fridoline, und aller Unwille war wieder von ihr gewichen.

Frau von Saar schien sehr bewegt. Ihre Augen benetzten sich. Fridolinens weiche Stimmung gab ihr noch einmal Muth, das Wort über den verhaßten Gegenstand zu nehmen.

„Ich beschwöre dich, liebes Mädchen," rief sie in einem durchdringenden Tone, „ich beschwöre dich bei unserer schwesterlichen Freundschaft, sei redlich gegen mich! Ist's dein fester Entschluß? Du kannst den guten Hohenheim nicht lieben?"

— Ich kann es nicht! schluchzte Fridoline.

„Unglückliches Kind, so beklag' ich dich! Er wäre der Mann gewesen . . ."

Fridoline unterbrach sie. „Unter uns kein Wort mehr von ihm!" Sie warf sich weinend auf das Ruhebett.

16.

Einen ähnlichen Stand hatte die Frau Landräthin fast zu gleicher Zeit mit ihrem Bruder; sie war nicht glücklicher bei ihm, als Frau von Saar bei Fridolinen gewesen.

„Du magst nun wollen oder nicht," sagte sie, „ich muß dir von Fridolinen reden! Ich wünsche nichts sehnlicher, als daß sie dir gefiele. Es ist ein gutes Kind. Sie weiß alle Herzen zu gewinnen. Ich wette, sie liebt dich!"

— Ich weiß das Gegentheil! rief Ludwig. Und wenn sie mich liebte, mir ist's unmöglich . . . ich bitte dich um Alles in der Welt, laß mich in Ruhe!

„Nein, Ludwig, du täuschst dich selbst! Fridoline hat gewiß so viel Geist, so viel Empfindung, als deine Ottilia; und wenn du willst, sie ist schöner, als deine Unsichtbare. Sieh', ich könnte die Vergleichung weiter treiben zwischen Beiden, und noch mehr, es soll geschehen — nur Geduld, ich erfahre heute noch Vieles!"

— Woher?

„Von der Frau von Saar."

— Kennt sie Ottilien? kennt sie sie?

„Sie wird Nachricht von ihr erhalten. Ottilia wird erwartet. Sie wird in unsern freundschaftlichen Cirkeln erscheinen.“

— Wohlan, Schwester, dann und nicht eher geb' ich dir entscheidende Antwort!

„Es ist umsonst! Du lebst in eiteln Einbildungen. Du erwarteſt einen Engel, und findest ein so gewöhnliches Mädchen, daß du ihm mit Unwillen den Rücken kehrst. Wie ist's auch möglich, daß ein Mensch von Bildung, von Menschenkenntniß und Erfahrung, sich so stark täuschen kann? Wie viele Mädchen hätten sich nicht in diesen oder jenen Schriftsteller oder Dichter verlieben müssen, wenn sie Närrinnen genug gewesen wären? Man weiß ja, daß ihr Dichter nicht immer in Versen plaudert; daß eure Lippen nicht immer die Sprache der Musen tönen; daß ihr im gemeinen Leben prosaische Menschen seid, und nur Götter am Schreibtisch. Es gehört zum glücklichen Leben in der Ehe mehr, als Einbildungskraft und Geistesschwung. Gesundheit des Leibes und der Seele, ein heiteres Gemüth, das sich immer gleich bleibt, sanftes Ertragen der Fehler des Andern, eine Gabe, über das Einförmige des häuslichen Lebens den Zauber des Schönen, den Reiz ewiger Neuheit zu verbreiten, aus den trockenen Felsen Wasserquellen zu schlagen, Thränen hinwegzulächeln — das ist's, was in der Ehe nöthig ist.“

— Hört mir doch die Philosophin! — sagte Ludwig lächelnd.

„Spotte immerhin! Ich weiß, du kannst das alles besser sagen, als ich. Wenn aber der geschickte Arzt krank ist, kennt er weder sich, noch die Arznei, und er nimmt sie auch aus der Hand seines Schülers. Ich habe nicht viel gelesen; aber ich glaube die Erfahrung an Andern gemacht zu haben, daß Vielleserei Herz und Kopf verdirbt. Alle Vielleser verlieren ihr Eigenthümliches. Sie sind unwissentliche Nachäffer ihrer Romanhelden. Sie sind in ihrem Kreise nie, was sie sein sollen, weil sie mehr sein wollen, als wir Alltagsmenschen. Kraftlos im Guten, wollen sie mit Fehlern glänzen. Sie finden die Welt schlecht, und nicht für sie passend, weil es darin nichts, als eines reinen Herzens und eines gesunden Mutterwitzes bedarf, um froh zu sein. Ich kenne Mädchen, die sich rothe Augen weinen wegen der Seelenschönheit in ihren Romanen, und sich schämen würden, auf der Straße einen übergefahrenen Bettler auf die Seite zu ziehen. Ich kenne Mütter, die süße Wiegenlieder schreiben, während ihre Kleinen in Unreinlichkeit verderben.“

— Willst du nicht näher rücken?

„O ja, ich kenne Männer, die sich, aus Liebe zum Romantischen und Sonderbaren, um Ruhe und häusliche Glückseligkeit betrügen.“

— Und ich kenne Weiber, die recht artig, geistvoll und liebenswürdig sind, die dennoch beständig schelten und zanken, weil sie fordern, daß alle Schuhe über einen Leisten geschlagen sein sollen; die sich gar nicht darin schicken wollen, daß man auch anders denken und empfinden könne, als sie; die jeden rechtschaffenen Mann für einen Romanhelden halten, der nicht das ABC hersagt, wie sie es gelernt hatten.

„Du machst mich nicht böse. Aber Ludwig, sei ehrlich gegen dich selbst! — Du liebst Fridolinen, und willst sie nicht lieben, um Ottilien treu zu bleiben. Ist's nicht so?“

— Ich erkläre dir, Therese, feierlich und zum letzten Male, daß Fridoline mir sehr gleichgültig ist! Mein Herz fühlt nichts für sie. An Liebe ist nicht zu denken; an Heirath noch weniger. Und damit Basta!

Therese wurde abgerufen. Frau von Saar ließ sich auf einen kurzen Besuch bei der Landräthin melden.

In Herzensangelegenheiten, besonders zweier Liebenden, soll sich unaufgefordert nie der Dritte mischen. Liebende haben gefährliche Launen, weil sie Seelenkranke sind. Sie wollen das Gegentheil von dem, was man von ihnen will. Dies hätten Frau von Saar und Therese wohl wissen sollen; aber die Gesunden denken selten daran, wie ihnen vor der Genesung war. Und eben darum, weil die beiden Damen Alles recht gut zu machen glaubten, verschlimmerten sie Alles.

17.

Inzwischen hatte der arme Ludwig, geäfft von seinen Einbildungen und Empfindungen, bei weitem nicht den Sieg so sehr über sich errungen, als er vielleicht selbst glaubte. Es war ihm ernstlich darum zu thun, Fridolinens Bild aus seinem Gedächtniß zu tilgen. Er verschwendete alle Kunst, sich zu überreden, daß sie ihm sehr gleichgültig sei, daß die Anmuth ihrer Gestalt ihn nur überrascht und einen Augenblick geblendet habe. Er fand es seiner männlichen Würde, seiner Charakterfestigkeit unangemessen, die geprüfte

Liebe und Treue eines Mädchens, welches ihn seit drei Jahren beseligt hatte, der ersten, flüchtigen, kaum vierwöchentlichen Bekanntschaft mit einem Frauenzimmer aufzuopfern, das sich vor andern seines Geschlechts allenfalls durch äußern Reiz auszeichnete.

Allein des Herzens Mühe war umsonst. Vergebens nahm er Ottiliens Gemälde von seiner Brust, und hielt es sich in den gefährlichsten Augenblicken vor die Augen. Ihr blaues Auge lächelte noch so fromm, wie sonst. Ihre goldnen Locken glichen noch immer dem Heiligenschein, wie sonst. Aber unvermerkt verdunkelte sich sein äußerer Blick, und vor seinem Innern schwebte Fridolinens Bild, mit all' der namenlosen Anmuth, welche Lieb' und Jugend geben. Aus ihrem schwarzen Auge sprach tiefes Gefühl; ihr dunkelbraunes Haar verdunkelte den Glanz von Ottiliens Heiligenschein. — Bald erschien sie ihm wie damals im Garten, umflossen vom Licht des Mondes; bald wieder als Tänzerin, neben ihm schwebend, im blendenden Glanze von hundert Kerzen, ihr ganzes Wesen Freude athmend.

„Und sie liebt mich, o sie liebt mich!" rief er dann mit Entzücken und Schmerz. Er nahm wieder Ottiliens Bildniß. Er las in den unschuldsvollen Augen den stillen Vorwurf seiner Untreue. Er klagte sich selbst an. Er fand die Qual unleidlich, und wünschte tausendmal in Lapplands Winterwelt geblieben zu sein. Ach, da schlief er auf Thierfellen in der armen Hütte harmloser, als jetzt auf weichen Daunen!

Therese, mit weiblicher Schlauheit, belauschte nicht ohne Vergnügen den geheimen Kampf. — „Wohlan," sagte sie zu ihm, „wohlan, Brüderchen, ich sehe, du bleibst, wie ein echter Ritter von der Tafelrunde, deiner Schönen getreu! Ich will in deinem Zaubermährchen nicht die Rolle der boshaften Fee spielen, und die zwei zärtlichen Herzen trennen. Behüte mich Gott dafür! — Mein Plänchen ist freilich vereitelt. Aber dein Glück soll meinen Wünschen vorgehen. — Sei ruhig! Auch Fridoline, du hast Recht gehabt, und ich war der betrogene Theil . . ."

— Was ist mit Fridolinen? — rief Ludwig hastig.

„Sie liebt dich nicht. Sie ist, aber du darfst nicht weiter plaudern . . ."

— Sie ist — stammelte Ludwig.

„Sie ist heimlich mit einem Andern versprochen."

Ludwig verlor in dem Augenblick Gesicht, Gehör und Gefühl; er wußte nicht, ob er stand, saß oder ging. Therese sagte noch viel,

aber ihr Bruder war eine leblose Bildsäule; er verstand von Allem, was sie sagte, kein Wort.

„Du bist unleidlich!“ rief sie plötzlich und schüttelte ihn bei der Schulter, als wollte sie ihn aus dem Schlafe wecken. „Ist das der Dank für die frohe Botschaft? Ich wünsche Ottilien Glück. Sie mag sich des tauben Liebhabers freuen. Ich erwartete wenigstens, du würdest mir in der Freude zu Füßen fallen, mir die Hände küssen, aufspringen, dich spornen und stiefeln, und fragen: wo ist sie?“

— Fridoline? — was geht mich denn das Mädchen an?

„Du bist ungerecht gegen das gute Kind und beleidigend. Pfui! aber das wollen wir zu anderer Zeit ausmachen. Ich sprach nicht von ihr.“

— Du sagtest ja, sie sei heimlich mit einem Andern vermählt.

„Ich sagte aber auch, Ottilia sei angekommen; sei in der Residenz, und ich hoffe, den unbekannten Engel in einigen Tagen kennen zu lernen.“

— Ottilia hier?

„Nun, was das für ein kalter Ton ist! — Ich werde irre an dir. Wahrhaftig, Liebhaber deinesgleichen sind ihrer ein Dutzend für ein einziges Mädchen zu leicht!“

— Wo wohnt Ottilia?

„Ich weiß es nicht. Ich weiß gar nichts, mein Herr! Du sollst sie künftige Woche in Gesellschaft von zwanzig Andern sehen, ohne es zu wissen. Und wenn du sie dann auf den ersten Blick aus den Zwanzigen herausfindest, dann will ich glauben an Sympathie der Seelen, an Geister-Korrespondenz, und an Ehen, die im Himmel geschlossen sind.“

18.

„Ich hoffe,“ sagte Frau von Saar zu Fridolinen, „du wirst doch nur scherzen mit deinen Reiseanstalten.

— Nein, mein Oheim will schlechterdings, daß ich zurück komme! antwortete Fridoline.

„O was den Oheim betrifft, ich will ihn schon besänftigen! Du wirst mich kränken, wenn du so plötzlich verschwindest. Ich werde glauben müssen, du seiest mir der kleinen Neckereien willen böse geworden. Hätte ich früher gewußt, was ich jetzt von Hohenheim weiß, ich hätte den Spaß nie so weit getrieben!“

— Was weißt du denn?

„Ich habe die Landräthin gestern gesprochen, so ganz im Vertrauen.“

— Nun, sie wird doch nichts Böses von ihm sagen können?

„Gewiß nicht! Ich aber bildete mir ein, Hohenheim liebe dich. Ich nahm Artigkeit für Empfindung, und behagliches Wohlgefallen für Zeichen tiefer Leidenschaft. Es ist aber etwas ganz Anderes. Hohenheim liebt dich nicht.“

— Desto besser! Im Grunde sagst du mir, was ich schon lange weiß. Die Männer, die Alles lieben, lieben Nichts.

„Nein, liebes Mädchen, dies ist der Fall bei Hohenheim nicht! Er hat schon gewählt, und ist seiner Donna treu.“

— Wirklich?

„Es soll ein bildschönes Mädchen sein. Eine Blondine mit himmlischen Augen.

— So! — Mir gilt's gleich.

„Gilt's dir gleich?“ sagte Frau von Saar lächelnd, und trat vor sie hin, und legte die Hände vertraulich auf Fridolinens Schultern.

— Ganz gewiß! Erwartest du etwas Anderes? entgegnete Fridoline, und sah düster vor sich nieder.

„Ich bin doch neugierig, seine blondlockige Magdalena kennen zu lernen! Sie wird nächstens zu uns in die Residenz kommen. Du mußt hier bleiben; wenn auch nur, um Hohenheim's Geschmack kennen zu lernen!“

— Wahrhaftig, es verlohnte der Mühe nicht! Ich reise auf jeden Fall übermorgen. Mag er meinethalben zehn Blondinen anbeten! Ich wünsche Glück!

„Dein Gesicht, liebes Kind, sieht keinem Glückwunsch ähnlich. Hu! welche Falten da zwischen den Augenbrauen! — Ist's auch dein Ernst? Ist dir Alles so einerlei, wie du sagst?“

Fridoline schwieg und wollte sich von den Armen der Frau von Saar loswinden.

„Bist du mir böse?“ fragte Frau von Saar.

— Gewiß nicht!

„Sieh mich an — mir ins Auge!“

Fridoline schlug die Augen auf, Thränen verdunkelten ihren Blick. Sie riß sich los. Sie schluchzte heftig, und eilte fort, um sich in ihr Zimmer einzuschließen.

Sie ging und nahm die Ueberbleibsel der verwelkten Rose,

welche sie wie ein Heiligthum in ihrem Schmuckkästchen neben den Juwelen verwahrt hatte. Sie zerriß die armen verblaßten Blätter und streute sie, den Lüften ein Spiel, zum Fenster hinaus.

19.

Ludwig begleitete am Sonntag seine Schwester zum Gottesdienste. Er ging selten, aber nie ohne fromme Empfindungen, zur Kirche; am liebsten jedoch, wenn sein Herz tief bewegt war. Die feierliche Dämmerung unter den Pfeilern und hohen Schwibbogen und gothischen Gängen des Tempels, die Majestät des Kirchengesanges, der zu dem Allvater emporstieg, die Träume der Kindheit, welche sich da unter den heilig-ernsten Tönen der Orgel wiederholten, Alles, was ihn umgab, erfüllte ihn mit wohlthätigen Gefühlen. Und er verließ des Tempels Schwelle nie, ohne daß sein Herz beruhigter ward, die ganze Natur ihm festlicher und stiller erschien.

Während des allgemeinen Gesanges zog ein unerwarteter Gegenstand seine ganze Andacht auf sich. Auf der andern Seite der Kirche erschien in einem Fensterstuhl unter mehrern wohlgekleideten Frauenzimmern eins, dessen Gesicht ein schwarzer, über die Schultern herabhangender Schleier verhüllte. Nur zufällig fesselte seinen Blick die abstechende Farbe des Flors. Als aber die Unbekannte den Schleier zurückwarf, glaubte er ohnmächtig zusammenzusinken. Er sah ein blasses Gesicht, von goldfarbenem Lockengekräusel umgeben. Die Ferne ließ ihn nicht die feinern Züge des Antlitzes erkennen; aber die Haltung und Gestalt des Ganzen war Ottiliens Haltung und Gestalt.

Er starrte sie lange an. „Sie ist's!“ rief eine Stimme in ihm, und ein unwillkürlicher Schauer ergriff ihn. „Sie ist's!“

Seine Unruhe vermehrte sich, als er gewahr ward, daß auch die Unbekannte ihn öfters anzusehen schien, und dann mit ihren Nachbarinnen redete, und diese endlich die Köpfe der Gegend zuwandten, wo er sich befand.

„Kennst du die dort drüben?“ flüsterte er Theresen zu.

— Wen? fragte die Landräthin.

„Die dort im Fensterstuhle am letzten Pfeiler, im schwarzen Flor.“

Therese lächelte. „Ich kenne sie nicht!“

Dies: „Ich kenne sie nicht!“ konnte Ludwigs Vermuthung

nur bestärken. Es ward bei ihm Ueberzeugung. Er verließ die Goldlockige mit keinem Auge. Er fühlte, ich weiß nicht, was? eine Mischung von Liebe, Ehrfurcht, Vergnügen und Bangigkeit.

Nur in einem Umstande entsprach Ottilia seinen Erwartungen nicht. Sie war allzu lebhaft. Bald stand sie auf, lehnte sich in den Fensterstuhl und musterte die Kirche; bald plauderte sie mit ihren Nachbarinnen; bald lächelte sie einem jungen Herrn zu, der hinter ihrem Sitz stand, und bald dies, bald jenes zu flüstern hatte; bald sah sie in das Gesangbuch; bald hatte sie kleine Geschäfte mit ihrem zurückgeworfenen Schleier; bald hatte sie wieder dem jungen Herrn Aufträge zu geben, und so blieb sie in unermüdeter Thätigkeit.

Ludwig hatte sich Ottilien so nicht vorgestellt. Ihm schwebte sie in stiller Madonnenanmuth vor, mit der Miene der Dulderin. Dies lebhafte, tändelnde und für die Heiligkeit des Ortes selbst beleidigende Wesen stand mit den reizenden Klagetönen ihrer Briefe nicht im Einklang.

„Hätt' ich mich so täuschen können? ist das die himmlische Schwärmerin?“ sprach Ludwig zu sich selbst. „Denkt sie, wie sie schreibt, und denkt sie so an mich?“

Während des Selbstgesprächs glitten seine Augen unwillkürlich von ihr ab und auf jenen Stand, wo Fridoline und Frau von Saar in stummer Andacht saßen. Mit klösterlicher Strenge hingen der schönen Fridoline Augen nur am Gesangbuch. Sie schien ihre zarte Stimme mit süßer Inbrunst in den weiten Strom der Töne zu gießen, welcher brausend gegen die Gewölbe hallte. Man begann so eben das Hauptlied. Die Strophen:

Es ist noch eine Ruh' vorhanden;
Auf, müdes Herz, ermanne dich! u. s. w.

erweiterten noch manches Herz, und löseten manchen verhaltenen Seufzer. Fridoline senkte ihr Haupt tiefer, ach, vielleicht um den Sängern umher die fallende Thräne zu verbergen! Aber das weiße Tuch, an ihre Augen gedrückt, verrieth sie an Ludwig.

Er war erschüttert. Sein Athem flog schneller. „Sie leidet. Sie ist nicht glücklich — ach, und bin ich's denn? Sie liebt einen Andern, liebt unglücklich, und ich? Welch eine Welt, wo vergebens gleichgestimmte Seelen nach einander sich sehnen, das Schicksal uns gefühllos hinwegfluthet, so daß wir getrennt in den Wogen vergehen, und uns kaum zuwinken können: „ich liebe dich?“

Dann sang man:

Bald ist der schwere Kampf geendet,
Bald, bald der saure Lauf vollendet,
Dann gehst du ein zu deiner Ruh'!

Ihm wurde, als sänge die Gemeinde ihm allein die heiligen Worte zu. Er sank in sich zurück und sein Blick erlosch in Thränen.

Er hörte wenig von der Predigt. Ottilia und Fridoline beschäftigten ihn unaufhörlich. Er verglich sie mit einander, indem sie in fast gleicher Entfernung von ihm saßen und Beide nicht ahneten, welchen Einfluß jede auf des Mannes Herz behauptete. Ottilia sah öfters, und, wie es schien, immer zu ihm herüber. Fridoline hingegen schlug kein Auge auf.

Diese unzerstörbare Andacht kränkte ihn beinahe mehr, als Ottiliens Aufmerksamkeit ihm schmeichelte. „Nicht einmal einen Blick herzuwerfen, da sie doch weiß, daß ich hier bin, das ist noch weniger, als freundschaftlich!"

Er suchte sich zu bereden, sie sei ihm ebenfalls sehr gleichgültig. Er hasse sie sogar wegen ihres wunderlichen Betragens. Er zwang sich, nur die blonde Ottilia zu sehen; er wußte ihre Lebhaftigkeit zu entschuldigen; er fand sie liebenswürdiger, als Fridolinen, und dann — sah er wieder auf Fridolinen, und, wie bitter schmerzte es, sie hatte keinen Blick für ihn.

Als der Gottesdienst zu Ende war, lächelte ihn Therese an, und sprach: „Schlägt dein Herz nicht? — Ottilia ist in der Kirche!"

20.

Das hatte noch gefehlt. „Also ist sie's?" rief Ludwig, und sah zu gleicher Zeit, daß die Blondine sich mit ihrer Gesellschaft erhob, um die Kirche zu verlassen. Neugier, Liebe, Hoffnung, und vielleicht auch eine kleine Rachsucht gegen Fridolinen, spornten ihn, die Unbekannte an der Kirchthür zu erwarten, zu belauschen.

Er flog dahin. Die Menschenmasse stockte an den Pforten im Gedränge. Er drängte sich mit Ungeduld hindurch. Ein schwarzverschleiertes Frauenzimmer war in dem Gewühl ihm nahe. Die Dämmerung unter den dicken Pfeilern und Kreuzbogen ließ ihn nicht deutlich durch den Flor die Mienen der Unbekannten sehen. Aber sie drehte ihr Gesicht nach ihm. Er fühlte plötzlich seine Hand von einer zarten Frauenhand ergriffen. Ein sanfter Druck, ein Gegendruck: er wußte kaum noch, ob er lebe.

„Ist's möglich?“ dachte er. „Sie ist's! Sie hat mich schon in der Kirche erkannt, daher ihre Freude, ihre Unruhe, ihre Lebhaftigkeit. — Aber wie hätte sie mich erkannt? Niemand kennt mich hier! Mein Name ist verstellt! Sollte vielleicht Therese ...?“

So traten sie im Gedränge aus der Kirchenpforte heraus. Er hielt noch immer die weiche, kleine Hand in der seinigen. Eine Kutsche erwartete sie. O Himmel, welche Täuschung! der fatale Flor hatte ihn um sein Glück betrogen. Es war nicht seine Blondine, sondern Frau von Saar. Er führte sie zum Wagen. Er sah betäubt und erröthend Fridolinen vor sich einsteigen, Frau von Saar folgte, und er, gern oder ungern, mußte gleichfalls im Wagen Platz nehmen, denn zum langen Ueberlegen gebrach die Zeit.

Niemand schien sich dieses Zufalles mehr zu freuen, als Frau von Saar. Fridoline saß mit stillem Ernste ihrem Feinde gegenüber, und dieser, um seine Verwirrung zu verhehlen, warf zehn kleine Fragen hin, und empfing zehn noch-kleinere Antworten zurück.

„Kinder,“ sagte Frau von Saar boshaft lächelnd, „ich bin etwas schadenfroh! Ich weiß es, ihr seid einander spinnefeind — Gott, was für fürchterliche Blicke sie einander zuwerfen! — beinahe wird mir bange bei euch in dem engen Wagen. Spart euern Zorn wenigstens, bis wir wieder im Freien sind!“

— Aber, Madame, stotterte Ludwig, wie glauben Sie von — mir, daß ich ... vielleicht, daß Fräulein Bernek ... ich wäre sehr unschuldig ...

„Ach, seht mir doch die Unschuld! Sind Sie nicht vor Ingrimm feuerroth geworden, als Sie Fridolinen anblickten? Mußt' ich aus Ihren Bewegungen an der Kirchthür nicht schließen, Sie würden Händel mit ihr vor der ganzen Christengemeinde beginnen? Hab' ich nicht meine Noth gehabt, Sie nur festzuhalten?“

— Können Sie das von mir glauben? fragte Ludwig Fridolinen.

„Sie kennen ja den Muthwillen der Frau von Saar!“ antwortete Fridoline sehr ernsthaft, und sah vor sich nieder.

Die Kutsche hielt. Man stieg aus. Ludwig mußte die Damen noch einen Augenblick ins Haus begleiten. Frau von Saar, als wäre sie von Geschäften bedrängt, entschuldigte sich, und Ludwig stand wieder mit Fridolinen im Zimmer allein.

Fridoline fühlte die Bosheit ihrer Freundin, und sich eben dadurch von neuem gekränkt. Sie sprach kein Wort. Ludwig war

ohne Muth. Er fühlte nie bestimmter, nie lebhafter, wie theuer ihm das Mädchen geworden sei. Er verbarg es sich nicht länger, daß er sie liebe, mehr als die heilige Ottilia. Er wollte sie einige Male anreden; aber die Stimme versagte ihm jedesmal.

„Sie waren also auch in der Kirche?“ fragte endlich Fridoline, um doch etwas zu sagen.

— Sie sahen mich nicht? Sie wollten mich nicht sehen. — Sie wollten mich jetzt noch nicht sehen? Was hab' ich Ihnen denn zu Leide gethan?

„Gewiß nichts!“

— Und ohne Ursache hassen Sie mich?

„Ich hasse Sie nicht! Wer sagt Ihnen das, Herr Hohenheim?“

— Sie selbst, wenn auch nicht mit Worten. Ach, Fridoline, wenn ich Sie noch so nennen darf, bei dem schönen traulichen Namen, es war wohl böse Vorbedeutung, als die Rose brach, und ich die Dornen zurückbehielt! — Und doch bewahre ich diese Dornen auf, wie mein schönstes Kleinod.

„Herr Hohenheim, erinnern Sie sich an Ihre Verhältnisse — so dürfen Sie nicht reden! Eine andere, bessere Freundin bewahrt Ihnen Rosen auf, was kümmern Sie noch Dornen anderer Art?“

— Für mich giebt's keine Rosen mehr. Fridoline, es ist heute unser letzter Tag, lassen Sie mich nur heute offenherzig sein — ich bin sehr unglücklich . . .

„Das verhüte Gott! Sie werden wieder glücklich werden, wenn Sie es jetzt nicht sind. Vergessen Sie, daß wir einen Augenblick Beide schwach waren! Ihr Herz gehörte einer Andern. Es ist der letzte Abend, welchen wir heute beisammen sein werden. Wir wollen alle Erinnerungen an einander auslöschen. Weg mit der Schwärmerei und ihren Dornen! Auch Ihre Rose gehörte nicht mir. Ich habe sie nicht mehr.“

Fridoline sagte dies Alles mit stillem Ernste. Ludwig zitterte beschämt. Er drückte einen heißen Kuß auf Fridolinens Hand, wandte sich schnell und verließ sie.

21.

Nach einer so herben Erklärung gab es für Ludwig keine Freude mehr in der Welt. Er kam mit verstörten Mienen nach Hause. Er schloß sich in sein Zimmer ein, und schlug es ab, zum Mittagessen zu kommen.

„Ich liebe sie!“ rief er, „und nur sie! Unseliges Gaukelspiel der Einbildungskraft, was mich an eine heilige Ottilia zog, die ich nicht kannte! Mit Fridolinen wäre ich glücklich geworden; ich weihte meine Ruhe einem Schatten, — ach, was sag' ich einem Schatten — elenden, armseligen Hirngespinnsten, selbstgeschaffenen Thorheiten. — So muß ich denn auf den Himmel Verzicht thun, indem er mir seine Pforten öffnete? So darf ich denn auf Erden keine Seligkeit hoffen, als die, daß endlich und endlich diese Wunden einmal verbluten werden? Ich werde nicht wieder glücklich durch Liebe, denn einmal nur und nicht wieder läßt sich ein Herz binden. Nur einen Frühling hat das arme Leben, alles Andere ist nur matter Nachsommer, der mehr traurig erregt, als erquickt! — Ottilia, ich habe dir ewige Freundschaft gelobt; ich will mich dem vermessenen Schwure opfern! Ich bin der Deine — um so unglücklicher man selber ist, um so lieber macht man Andere glücklich.“

Schon am Nachmittag versammelte sich die Gesellschaft bei der Frau Landräthin. Nur Fridoline erschien erst spät. Sie war mit dem Einpacken zu ihrer Reise beschäftigt; wenigstens mußte dies den Vorwand leihen, unter welchem sie die bitteren Stunden verminderte, die sie heut noch erleben sollte. Ludwig blieb ebenfalls aus. Er ward vergebens von seiner Schwester gequält, sich zu zeigen. Er fürchtete Fridolinens Anblick. Er fürchtete die Stunde des Abschieds.

22.

Beide erschienen fast zu gleicher Zeit. Beiden war die Trauer in den Mienen zu lesen, von der ihre Seelen befangen waren. Sie mischten sich immer unter die Fremdesten, und näherten einander nie. Aber ihre Gedanken begegneten sich überall. Geheim stahlen sich ihre Blicke durch die Gruppen der Versammlung zu einander.

Die Kerzen wurden angezündet. Therese und Frau von Saar waren mehr ausgelassen lustig, als vergnügt. Der Geist der Freude theilte sich allen Anwesenden mit. Nur Ludwig und Fridoline blieben stumm, als gehörten sie nicht zu den fröhlichen Menschen.

Die Landräthin zog endlich ihren Bruder zum Fortepiano. „Willst du nicht plaudern, so gieb uns wenigstens etwas zu hören!“

„Spielen Sie das Klavier?“ rief Frau von Saar. „Wahrhaftig, Sie machen aus ihren Vollkommenheiten große Geheimnisse!

Ohne Umstände also! Wir wollen Sie hören! Wir gebieten! Denn Sie sind heute sehr unartig; darum müssen Sie befehligt werden!“

Ludwig setzte sich zum Fortepiano. „Auch Fridoline hört dich — vielleicht zieht das Spiel sie näher!“ flüsterten ihm Liebe, Eitelkeit und Hoffnung.

Er phantasirte einige Augenblicke in den düstersten Molltönen. Die ganze Gesellschaft zog einen Kreis um ihn. Nur Fridoline blieb einsam stehen, durch sein Spiel ungelockt.

Seine traurige Stimmung führte ihn unwillkürlich zu einigen Ideen aus seinem „Todtenopfer“, durch welches er Ottiliens Bekanntschaft gewonnen hatte. Er spielte den Eingang, und dann das Lied selbst. Unaufgefordert sang er. Sein Herz ergoß sich frei in die rührenden Klagen, worin eine edle Seele die verblühende Welt betrauert, und Religion den goldenen Schleier von der Ewigkeit zieht.

Eine feierliche Stille im ganzen Saal verrieth die Theilnahme der Zuhörer. Ludwigs Gesang und Saitenspiel fand den Weg zum Herzen. Ein milder Ernst bereitete der allgemeinen Wehmuth die Bahn.

Aber Niemand empfand tiefer als Fridoline. Man hörte sie bald heftig weinen und dann sich leise aus dem Saal entfernen.

Dies störte den Sänger nicht. Aber ein anderer Umstand nahm ihm alle Fassung. Er hatte den Gesang vollendet. Noch einige Töne hallten verschwebend nach. Da drängte sich Amos durch den Kreis der Horchenden.

„Mein Herr,“ rief er, „ein Brief aus Island!“

„Schon wieder ein isländischer Brief!“ rief Frau von Saar lachend.

„Wie, ein isländischer Brief?“ murmelte verwunderungsvoll die ganze Gesellschaft.

„Ist auch die Adresse isländisch?“ fragte ein Professor, und sah dem Amos über die Schulter.

Ludwig zitterte, ohne zu wissen, warum. „Aber heute ist kein Posttag! Woher der Brief, Amos?“

„Ei, man hat ihn hier ins Haus gebracht!“ antwortete Amos. „Und er kommt aus Island, da will ich meinen Kopf drum geben! Briefe von da muß man mich nicht kennen lehren.“

Ludwig nahm den Brief. Er kannte Ottiliens Hand. Der Umschlag war ohne alle Postzeichen; die Adresse nach Kopenhagen.

Thereſe zog ihren Bruder auf die Seite. „Deine isländiſchen Briefe“, ſagte ſie, „machen dich ſelten fröhlich. Gehe alſo hier ins Kabinet, und zeige den Gäſten wenigſtens keine finſtere Stirn!“

Sie ſchob ihn muthwillig bei dieſen Worten in das Nebenzimmer. Es war dunkel. Nur eine Wachskerze brannte ziemlich trübe auf dem Spiegeltiſche. Er öffnete mit bebender Hand das Schreiben, und fand Ottiliens unverkennbare Handſchrift. Der Brief lautete alſo:

„Ich bin in der Reſidenz, lieber Theodor! Morgen reiſe ich wieder ab. Ich kam hierher, um von dir zu hören, und deine Schweſter kennen zu lernen. Eine meiner Jugendfreundinnen führte mich unter einem angenommenen Namen bei ihr ein, damit deine Schweſter mich dir nicht verrathen ſollte. Jetzt verrathe ich mich dir ſelbſt. Vor dir will ich kein Geheimniß tragen. Nur dich will ich nie, auch nicht auf die unſchuldigſte Weiſe, betrügen. So zwing' ich dich, auch Edelmuth gegen mich zu zeigen.

„Ich bin unglücklich, geliebter Theodor! Ich will es verſuchen, dir von meinen Empfindungen Rechenſchaft zu geben. Verurtheile mich nicht, ohne dieſe in tiefer Gemüthsbewegung geſchriebenen Zeilen mehr als einmal, und mit kaltem Blute und prüfend geleſen zu haben.

„Mir ſelbſt, und niemals dir that ich das Gelübde, keinem Manne meine Hand zu geben, bevor ich dich nicht perſönlich kennen gelernt haben würde. Ich ſchwor es mir, dir meine Hand zu geben, wenn du mich deiner würdig finden ſollteſt. — Du forderteſt einſt mein Bildniß. Ich ſandte dir ein falſches, damit ich das Vergnügen hätte, dich einſt, unerkannt von dir, kennen zu lernen. Theodor, ich bekenne dir Alles — jede kleine unſchuldige Liſt! — Ach, ich habe dir mehr als das zu bekennen!

„Ein edler, junger Menſch, ſchon mit einer Anderen verſprochen, lernte mich kennen! Ich erfuhr zu ſpät ſeine frühere Liebe — er iſt ein guter Menſch. — Ich ſah ſeinen geheimen Kampf — er blieb ſeiner Verlobten getreu, aber ſein Herz nicht ihm. Er ließ mich ſeine Leidenſchaft ſehen — und ich — Theodor, ich war ſchwach genug ... ja, Theodor, ich habe ihn geliebt! Er aber blieb ſeiner Verlobten treu, Theodor, und ich blieb es dir! Ich ſelbſt bekenne dir Alles ... ich ſelbſt ... du kennſt ihn gewiß. Er iſt einer deiner weitläufigen Verwandten. Ludwig Hohenheim iſt es! — — —

„Er kennt mich unter dem erdichteten Namen Fridoline Bernek; — er hat . . . .“

Theodor konnte nicht weiter lesen. „O mein Gott, es ist Ottilia!“ lallte er und sank besinnungslos auf einen Sessel nieder. Therese und Frau von Saar, welche die Thür des Kabinets leise geöffnet hatten, um ihn beim Lesen zu beobachten, sahen ihn stürzen. Sie schrieen laut auf. Sie eilten hinzu. Theodor war ohne Leben; sein Antlitz bleich, wie das Antlitz der Todten.

Die ganze Gesellschaft drängte sich erschrocken ins Kabinet. Therese warf sich weinend über ihren Bruder.

„Theodor! Theodor!“ schrie sie, „o mein Bruder!“

Ihr Geschrei rief seinen Geist zurück. Man hatte ihn aufgerichtet; er hing in den Armen einiger Freunde. Therese umklammerte ihn weinend, und rief nur seinen Namen.

Fridoline war unterdessen in den leeren Saal zurückgetreten. Sie fand Niemanden, als Frau von Saar, welche angstvoll die Hände rang. Sie hörte Theresens Klage und den wiederholten Ruf: „Theodor, mein Bruder!“

Ein tiefer Schauer ergriff sie. „Um Gottes willen!“ rief sie und umfaßte mit Heftigkeit Frau von Saar. „Was ist das?...“

„Ach, es war ein Scherz, liebe Ottilia — ein mißlungener — gehe hinein! Ottilia, es ist — Theresens Bruder ist Hohenheim — ist Theodor — —“

Mehr konnte Frau von Saar nicht stammeln. Ottilia erbleichte und wankte gegen das Kabinet.

In verworrenen Gruppen, mit emporgehaltenen Lichtern, umringten die Gäste den Bruder Theresens — in die Gesichter Aller kehrte die Freude zurück, Theodor fühlte sich besser. Nur Therese weinte noch immer an seiner Brust.

„Führt mich zu Ottilien!“ sprach er mit matter Stimme, „führt mich zu ihr!“

Therese fuhr auf, und flog dem Saale zu. Da stand einsam und kraftlos Fridoline. „Oh!“ rief Therese, „Ottilia, liebe Ottilia, verlaß meinen Bruder nicht!“ und warf sich schluchzend um ihren Hals.

Erstaunt traten alle Gäste zurück und begriffen von der außerordentlichen Begebenheit nichts. Therese führte Ottilien durch die Reihen der Zuschauer. Theodor erkannte die geliebte Gestalt. Er wankte ihr entgegen, und stammelte: „Ich bin Theodor!“

„Ottilia, verlasse meinen Bruder nicht!“ rief Therese.

„O Theodor!“ lallte Fridoline mit gebrochener Stimme, und sank schluchzend an das Herz des Geliebten. — „Ottilia! — Theodor!“ dies waren die einzigen Worte, welche die Seligen stammelten. „Du willst mich nicht verlassen, Ottilia?“ — „Ewig bei dir!“ — Der Himmel umgab sie.

Thränen im Auge und jauchzend umarmte Therese die Frau von Saar. „Nie wieder solche Komödie!“ rief sie.

„Aber ich,“ sagte der treue Amos, der sorgenvoll in der Ferne gestanden, „ich bringe ihm mein Lebtage keine isländischen Briefe wieder!“

Die Walpurgisnacht.

1.

Der Versucher.

Ich befand mich fern von Hause in Geschäften zu Prag. Es war im April. Wie angenehme Zerstreuung es auch für mich gab, so konnte ich doch das Heimweh nach unserm Städtchen nicht unterdrücken, wo mein junges Weib schon sieben Wochen auf meine Rückkunft hoffte. Seit unserm Hochzeitstage waren wir nie so lange getrennt gewesen. Freilich schickte mir Fanny regelmäßig alle Wochen Briefchen zu; aber diese Zeilen voll Liebe, Verlangen und Wehmuth gossen nur Oel ins Feuer. Ich wünschte Prag und den heiligen Johannes von Nepomuk vierunddreißig Meilen nordostwärts hinter mir.

Wer nicht ein liebenswürdiges Weibchen von zweiundzwanzig Jahren hat, reizend wie die Liebe, umspielt von zwei blühenden Liebesgöttern; wer in solch ein Wesen nach fünfjähriger Ehe nicht fünfhundertmal verliebter ist, als den Tag vor der Hochzeit, dem erzähle ich vergebens von meinem Heimweh.

Genug, ich dankte jauchzend dem Himmel, als die Geschäfte endlich abgemacht waren. Ich nahm von den wenigen Bekannten und Freunden Abschied, und sagte dem Wirth, er solle mir die Rechnung geben. Andern Tages wollte ich mit der Post fort.

Am Reisemorgen erschien der Wirth, gehorsamst aufzuwarten, mit zahlenreicher Rechnung; ich hatte des baaren Geldes nicht genug zur Tilgung meiner Schuld und zu Ausgaben unterwegs. Also wollte ich einen guten Wechsel versilbern. Ich griff nach der Brieftasche, und suchte sie in allen Taschen, allen Winkeln. Sie war fort. Da ward mir nicht wohl: denn ich hatte für mehr denn vierzehnhundert Thaler Papier darin, und das ist doch keine Kleinigkeit auf der Welt.

Es half mir auch nichts, daß ich die Stube umkehrte — die Brieftasche blieb verschwunden.

„Dacht' ich's doch," sagte ich zu mir selbst. „Wird der Mensch einen Augenblick seines Lebens froh, so sitzt der Teufel gleich hinterm Busch und spielt ihm einen Possen. Man sollte sich in der Welt über nichts freuen, so hätte man auch der Höllenangst und des Verdrusses weniger. Ich habe es schon so oft erfahren."

Entweder war die Briefiasche gestohlen oder verloren. Ich hatte sie noch den Tag vorher in Händen gehabt; ich pflegte sie in der Brusttasche meines Rockes bei mir zu tragen. Auch lagen Fanny's Briefe darin. Es war mir, als hätte ich sie noch des Abends beim Entkleiden gefühlt. Wie nun meine theuern Papiere wieder bekommen? Denn wer sie hatte, konnte sie jede Stunde nach Belieben in Gold oder Silber verwandeln.

Da fing ich an zu fluchen, was sonst meine Leibsünde nicht ist. Ginge noch, wie in den guten, alten Zeiten, der Teufel umher, wenn auch wie ein brüllender Löwe, ich hätte auf der Stelle mit ihm einen Vertrag geschlossen. Indem ich dies dachte, fiel mir eine Gestalt ein, die ich acht Tage vorher beim Billard in einem verschossenen rothen Rocke gesehen hatte, und die mir damals wie ein menschgewordener Höllenfürst vorgekommen war. Es überlief mich kalter Schauer. Und doch war ich so verzweifelt, daß ich dachte: „Meinethalben, und wenn er's wäre, jetzt würde er mir ganz willkommen sein, schaffte er mir nur die Brieftasche wieder!"

Indem ward an meine Stubenthür gepocht. „Hollah!" dachte ich. „Der Versucher wird doch aus Spaß nicht Ernst machen?" Ich lief zur Thür; in Gedanken hatte ich den berüchtigten Rothrock, und glaubte in der That, er werde es sein.

Und siehe — wunderbare Ueberraschung! — als ich die Stubenthür öffnete, trat mit flüchtigem Kopfnicken der Versucher herein, an den ich gedacht hatte.

2.

Nähere Schilderung.

Ich muß erzählen, wo und wie ich die Bekanntschaft dieser Erscheinung gemacht hatte, damit man mich nicht für einen Schwärmer halte.

An einem Abend war ich in ein Kaffeehaus oder Kasino der Neustadt gegangen, wohin mich schon einmal ein Bekannter zum Billard geführt hatte. Ich hoffte, die neuesten Zeitungen zu finden.

An einem Tischchen spielten zwei Herren nachdenkend ihre Partie Schach. Einige junge Männer saßen am Fenster in lebhaftem Gespräch über Todtenerscheinungen und Natur der menschlichen Seele. Ein kleiner ältlicher Mann, in scharlachrothem Ueberrock, wanderte, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab. Ich nahm ein Glas Danzigerwasser und die Zeitungen.

Niemand machte meine Aufmerksamkeit so rege, als der scharlachrothe Spaziergänger. Ich vergaß selbst die Zeitungen und den Spanischen Krieg. Er hatte in der Kleidung eben so viel Geschmackloses, als in Gestalt, in Bewegungen, in Gesichtszügen Anffallendes und Widerliches. Er war von weniger als mittlerer Größe; aber starkknochig, breitschulterig; mochte funfzig bis sechszig Jahre haben, und ging mit dem Kopfe gebückt, wie ein Greis. Ein pechschwarzes, glänzendes Haar hing ihm glatt und spießig um den Kopf. Das schwarzgelbe Gesicht mit der Habichtsnase und den hervorragenden Backenknochen hatte etwas Abstoßendes. Denn während alle Züge kalt und eisern waren, schimmerte sein großes Auge so lebhaft, wie das Auge eines begeisterten Jünglings, ohne daß man darin Begeisterung und Seele las. Der, dachte ich, ist ein geborener Scharfrichter, Großinquisitor, Räuberhauptmann, oder Zigeunerkönig. Spaßes halber könnte der Mann Städte in Flammen auflodern und Kinder an Spießen zappeln sehen. Ich möchte nicht mit ihm in einem Walde allein reisen. Er hat gewiß in seinem Leben noch nicht lächeln können.

Allein ich irrte mich. Er konnte lächeln. Er hörte den jungen Herren am Fenster zu, und lächelte. Aber, Gott sei bei uns, das war ein Lächeln! Es überlief mich eiskalt. Die schadenfrohe Hölle schien aus allen Zügen zu spotten. Wenn der im rothen Rocke nicht der Teufel ist, dachte ich, so ist's sein Bruder. Ich sah ihm unwillkürlich nach den Füßen, den bekannten Pferdehuf zu beobachten, und richtig, er hatte einen Menschenfuß, wie unser einer, und sein linker war ein Klumpfuß im Schnürstiefel. Doch hinkte er damit nicht, und trat überhaupt so schleichend auf, wie auf Eierschalen, die er nicht zerdrücken wollte. Er hätte sich für baares Geld sehen lassen können, um alle Freigeister abergläubisch zu machen.

Den Spanischen Krieg vergaß ich durchaus. Ich hielt zwar die Zeitung vor mir, schielte jedoch darüber hinaus, die merkwürdige Gestalt länger zu beobachten.

Indem der Rothrock am Schachtische vorbeiging, sagte einer

der Spieler mit triumphirender Miene zu seinem düster und verlegen dasitzenden Gegner: „Sie sind ohne Rettung verloren!“ Der Rothrock blieb einen Augenblick stehen, warf einen Blick auf das Spiel, und sagte zum Sieger: „Sie sind geblendet und beim dritten Zug unausbleiblich matt!“ Der Sieger lächelte vornehm; der Bedrängte schüttelte zweifelnd den Kopf, zog — und beim dritten Zug war der vermeinte Sieger in der That schachmatt.

Während die Kämpfer ihr Spiel wieder aufstellten, sagte einer von den jungen Männern am Fenster zum Rothrock heftig: „Sie lächeln, Herr, unser Streit scheint Sie zu interessiren? Aber Ihr Lächeln sagt mir, daß Sie entgegengesetzter Meinung sind über die Natur der Welt und der Gottheit. Haben Sie Schelling gelesen?“

„Ja wohl!“ sagte der Rothrock.

„Und was will Ihr Lächeln sagen?“

„Ihr Schelling ist ein scharfsinniger Dichter, der die Gaukeleien seiner Einbildungskraft für Wahrheit hält, weil ihn Niemand widerlegen kann, als mit andern Hirngespinnsten, die nur mit noch größerm Scharfsinn vertheidigt werden müßten. Es geht den Philosophen heut', wie immer. Blinde disputiren über die Entstehung der Farben, und Taube über die Kunst des reinen Satzes in der Musik. Alexander hätte gern Schiffbrücken zum Monde geschlagen, um ihn zu erobern, und die Philosophen, unzufrieden im Kreise der Vernunft, wollen gern übervernünftig werden.“

So sagte der Rothrock. Da gab's Lärmen. Er aber hielt nicht Stand, nahm den runden Hut und schlich davon.

Ich sah ihn seitdem nie wieder, aber vergaß die auffallende Gestalt mit dem Höllengesicht nicht, und fürchtete, sie im Traume zu erblicken.

Nun stand er unverhofft vor mir im Zimmer.

3.

Die Versuchung.

„Um Verzeihung, wenn ich Sie störe!“ sagte er. „Habe ich die Ehre, Herrn Robert . . . zu sprechen?“

„Der bin ich in der That!“ erwiederte ich.

„Womit beweisen Sie das?“

Sonderbare Frage, dachte ich, ohne Zweifel ein Polizeispion. Es lag ein halbzerrissener Brief auf meinem Tisch. Ich zeigte ihm die an mich gerichtete Zuschrift auf dem Umschlag.

„Ganz gut," sagte er; „allein Sie tragen einen Namen, der so allgemein ist, daß man dergleichen in allen Winkeln Deutschlands, Ungarns und Polens findet. Geben Sie mir nähere Umstände an. Ich möchte mit Ihnen Geschäfte machen. Man hat mich an Sie gewiesen."

„Mein Herr!" sagte ich, „verzeihen Sie, ich kann jetzt nicht an Geschäfte denken; bin auf dem Sprung zur Abreise und habe noch tausend Dinge zu besorgen. Auch irren Sie sich wohl in meiner Person, denn ich bin weder Staatsmann, noch Kaufmann."

Er maß mich mit großen Augen, und sagte: „So?" Er schwieg eine Weile und schien im Begriff umzukehren, dann aber fing er an: „Sie haben doch Handelsgeschäfte in Prag getrieben? Hat nicht Ihr Herr Bruder auf dem Punkt gestanden, Bankerott zu machen?"

Ich muß feuerroth gewesen sein, denn davon wußte, glaubte ich, außer meinem Bruder, keine Seele, als ich. Auch lächelte der Versucher wieder mit seiner schadenfrohen Miene.

„Mein Herr, Sie irren sich noch einmal!" sagte ich. „Zwar habe ich einen Bruder, und mehr als einen, aber keinen, der Bankerott zu fürchten hätte."

„So?" murmelte der Versucher, und seine Züge wurden wieder hart und eisern.

„Mein Herr!" — sagte ich etwas empfindlich, denn es war mir gar nicht lieb, daß Jemand in Prag lebte, der von meines Bruders Umständen unterrichtet war, und ich fürchtete, der Schlaukopf wolle in mein Spiel sehen, wie dem Schachspieler im Kaffeehause. — „Sie sind gewiß an den unrechten Mann gewiesen. Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich Sie ersuche, sich kurz zu fassen. Ich habe keinen Augenblick zu versäumen."

„Gedulden Sie sich nur eine Minute," erwiederte er, „es liegt mir daran, mit Ihnen zu reden! Sie scheinen unruhig und verlegen. Ist Ihnen etwas Unangenehmes widerfahren? Sie sind hier fremd. Ich zwar gehöre auch nicht nach Prag, und sehe die Stadt seit zwölf Jahren zum ersten Male wieder. Allein ich weiß zu allen Dingen guten Rath. Vertrauen Sie sich mir an! Sie haben das Gesicht eines Biedermannes. Brauchen Sie Geld?"

Da lächelte oder vielmehr grinste er wieder, als wollte er mir meine Seele abkaufen. Sein Thun ward mir immer verdächtiger; ich schielte von ungefähr nach seinem Klumpfuß, und wirklich wandelte mich abergläubische Furcht an. In keinem Falle wollte

ich mich mit dem verdächtigen Herrn einlassen, und sagte: ich hätte kein Geld nöthig. „Da Sie mir es aber so großmüthig antragen, mein Herr, darf ich Sie um Ihren Namen bitten?“

„An meinem Namen kann Ihnen nicht viel liegen,“ erwiederte er; „der thut nichts zur Sache. Ich bin ein Mannteuffel! Giebt mir der Name bei Ihnen mehr Zutrauen?“

„Ein Mannteuffel?“ sagte ich und wußte in seltsamer Verlegenheit nicht, was ich sagen sollte, und ob das ganze Ding Ernst oder Spaß sei.

Indem ward an die Thür gepocht. Der Wirth trat herein und brachte mir einen Brief, der von der Post gekommen war. Ich nahm ihn.

„Lesen Sie nur den Brief erst,“ fing der Rothrock an, „nachher können wir schon weiter sprechen! Der Brief ist ohne Zweifel von Ihrer liebenswürdigen Fanny.“

Ich ward verlegener, als je.

„Wissen Sie nun endlich,“ fuhr der Fremde fort und grinsete; „wissen Sie nun endlich, wer ich bin und was ich von Ihnen will?“

Es lag mir auf den Lippen, zu sagen: „Mein Herr, Sie sind, glaube ich, der Satan, und möchten meine arme Seele zum Frühstück?“ doch hielt ich an mich.

„Noch mehr,“ setzte er hinzu, „Sie wollen nach Eger. Gut, mein Weg geht durch das Städtchen. Ich reise morgen ab. Wollen Sie einen Platz in meinem Wagen annehmen?“

Ich dankte und sagte, ich habe schon Post bestellt.

Da ward er unruhiger und sagte: „Es ist Ihnen nicht beizukommen. Aber Ihre Fanny, den kleinen Leopold und August muß ich doch im Vorbeigehen kennen lernen. Errathen Sie noch nicht, wer ich bin und was ich will? In des Teufels Namen, Herr, ich möchte Ihnen gern einen Dienst leisten! Reden Sie doch!“

„Gut!“ sagte ich endlich. „Wenn Sie ein Hexenmeister sind, mir ist meine Brieftasche fortgekommen. Rathen Sie mir, wie ich sie wieder bekomme?“

„Pah, was ist an einer Brieftasche gelegen? Kann ich Ihnen sonst nicht . . .“

„In der Brieftasche waren aber wichtige Papiere, über vierzehnhundert Thaler an Werth. — Rathen Sie mir, was habe ich zu thun, wenn sie verloren ist? und was, wenn sie gestohlen ist?“

„Wie sah die Brieftasche aus?“

„Seidenüberzug, hellgrün, mit Stickerei, mein Namenszug von Blumen darin. Es war eine Arbeit von meiner Frau.“

„So ist der Ueberzug mehr werth, als die vierzehnhundert Thaler.“ Er lächelte mich dabei wieder mit seiner fürchterlichen Freundlichkeit an; dann fuhr er fort: „Da muß Rath geschafft werden! Was geben Sie mir, wenn ich Ihnen den Verlust ersetze?“

Bei diesen Worten sah er mich scharf und sonderbar an, als wollte er mir die Antwort: „Ich verschreibe Ihnen meine Seele!“ auf die Zunge legen. Da ich aber verlegen still schwieg, griff er in die Tasche und zog meine Brieftasche hervor.

„Da haben Sie Ihr Kleinod und die vierzehnhundert Thaler nebst Zubehör!“ sagte er.

Ich war außer mir. „Wie kommen Sie dazu?“ rief ich, blätterte in der Brieftasche und fand, daß nichts fehlte.

„Gestern Nachmittag um vier Uhr fand ich sie auf der Moldaubrücke, und steckte sie ein.“

Richtig, um die gleiche Zeit war ich über die Brücke gegangen, hatte die Brieftasche in Händen gehabt und eingesteckt.

„Vermuthlich nebenbei gesteckt!“ sagte der Rothrock. „Nun aber wußte ich nicht, ob mein Fund von einem zu Fuß oder zu Pferde, hinter oder vor mir verloren war. Ich blieb eine Stunde lang auf der Brücke, einen Suchenden abzuwarten. Als Niemand kam, ging ich in mein Wirthshaus. Ich las den Inhalt, die Briefe, um daraus den Verlierer zu erforschen. Eine Adresse zeigte mir Ihren Namen und Aufenthalt in diesem Gasthofe an. Darum machte ich mich jetzt zu Ihnen auf. Schon gestern Abend war ich hier, fand Sie aber nicht.“

Lieber Gott, wie kann man sich doch mit seiner Gesichtskunde täuschen! Ich hätte meinem Mannteuffel um den Hals fallen mögen. Ich sagte ihm die verbindlichsten Dinge. Meine Freude war so übermäßig, als vorher mein Verdruß. Er wollte aber nichts von Allem hören. Ich gelobte mir, mein Lebtage nicht wieder meinen Urtheilen nach der Gesichtsbildung zu trauen.

„Grüßen Sie Ihre schöne Fanny von mir! Reisen Sie glücklich! Wir sehen uns einmal wieder!“ sagte er, und ging davon.

4.

Heimkunft.

Nun wollte ich aufbrechen, abreisen. Ich bezahlte den Wirth. Mein Bediente, mit dem Koffer auf dem Rücken, ging vor mir her, ich die Treppe hinab. Da kam mein Bruder die Treppe herauf, derselbe, um dessentwillen ich in Prag war.

Natürlich, aus der Abreise ward nun nichts. Wir gingen in mein Zimmer zurück. Da hörte ich denn mit Vergnügen, die schwankenden Vermögensverhältnisse meines Bruders hätten sich zu seinem Vortheile geändert. Ein sehr bedeutender Verlust war ihm durch glückliche Speculation in Baumwolle und Kaffee sechsfach vergütet. Er war nach Prag geeilt, um seine Angelegenheit selbst zu ordnen. „Jetzt habe ich mein Schäfchen ins Trockene gebracht," sagte er, „aber Angst habe ich ausgestanden. Nun gebe ich dem Handel den Abschied. Ich lege mein Geld lieber zu mäßigen Zinsen an, so laufe ich nicht Gefahr, heute ein Millionär, morgen ein flüchtiger Bettler und Betrüger zu sein. Darum komme ich, dir für deine brüderliche Treue zu danken, und mich mit meinen Leuten für immer aus einander zu setzen."

Ich mußte ihn zu verschiedenen Häusern begleiten. Aber er verspürte meine Ungeduld und mein Heimweh; darum rieth er mir nach einigen Tagen, ohne ihn zurück zu reisen. Das that ich denn auch, weil sich sein Aufenthalt in Prag wohl auf mehrere Wochen verlängerte. Ich nahm Extrapost und flog meiner geliebten Heimath entgegen.

Unterwegs fiel mir noch immer der seltsame Mannteuffel ein. Ich konnte die Figur mit dem rothen Rocke, dem Klumpfuß und der unvortheilhaften Gesichtsbildung nicht vergessen. Ich besann mich noch, daß ihm ein Büschel seiner schwarzen Haare über der Stirn emporstand. Vielleicht hat er ein kleines Horn darunter, und dann war der Beelzebub fertig, vom Wirbel bis zur Sohle.

Zwar hatte er die Brieftasche wieder gebracht; ehrlicher konnte kein Mensch in der Welt sein. Er hatte Fanny's Briefe und meines Bruders mir gegebene Instruction gelesen, daher konnte er freilich von meinen Geheimnissen unterrichtet sein. Allein dann das Gesicht dazu — nein, so unleserlich schreibt die Natur sonst nicht! — Genug, hätte ich jemals an das Dasein eines Mephistopheles geglaubt, so würde ich diesmal keinen Augenblick daran gezweifelt haben.

Ich hing diesem Gedanken nach, und läugne sogar nicht, daß ich mich recht willig dem Spiele meiner Einbildungen überließ. Es vertrieb mir die Langeweile. Ich nahm an, mein ehrlicher Mannteuffel könnte wohl der echte Teufel sein; seine Ehrlichkeit eine Hinterlist, um dem Himmel meine arme Seele wegzuschnappen. Und wenn er es nun wäre, was könnte er mir wohl bieten? — Geld und Gut? — Ich war nie geldsüchtig! Einen Thron? Ja, den hätte ich wohl gern auf acht Tage besessen, um der Welt Frieden zu geben; aber dann wäre ich wieder in meine bescheidene Wohnung zurück gegangen, um, ein zweiter Cincinnatus, eigenhändig Rüben zu bauen. — Hübsche Weiber? Einen Harem voll der schönsten Helenen, Armiden und Amanden? Nein, wenn ich an Fanny dachte, kamen mir die reizendsten Cirkassierinnen wie alte Weiber vor. Ich hätte keinen Strohhalm darum gegeben, einmal Doktor Faust zu sein. Und wozu das? Ich war glücklich! Glücklich? Nein, das doch auch nicht ganz, eben weil ich gar zu glücklich war. Ich fürchtete mich ein wenig vor Freund Hain, dem Knochenmanne, der mit der verwünschten Hippe mir meine Fanny, meine beiden Söhne, mich selbst wegmähen konnte. Und dann wäre es doch die große Frage, ob und wie wir uns im Paradiese wieder zusammen finden würden? — Ich hätte gern einen Blick ins künftige Leben geworfen, um mich zu beruhigen. Aber gesetzt, mein Teufel hätte mir den frommen Wunsch erfüllen, und mich, durch einen Spalt der Himmelspforte, hinüber blinzeln lassen, was würde mir ein Unterthan Adramelech's anders haben zeigen können, als seine Hölle!

Doch genug von den Possen!

Ich war von Prag bis zum Städtchen zwei Tage und eine Nacht unterwegs. Aber den zweiten Tag ward's spät. Umsonst schalt und spornte ich die Postknechte mit Wort und Geld — es ward immer später, immer dunkeler, und ich immer sehnsuchtsvoller. Ach, seit beinahe einem Vierteljahre hatte ich ja Fanny nicht gesehen! meine Kinder nicht, die um die junge Mutter wie zwei Engel um eine Raphaelische Madonna flatterten! — Ich zitterte vor Entzücken, wenn ich daran dachte, die Liebenswürdigste ihres Geschlechts, mein Weib, sei noch heute in meinen Armen.

Es ist wahr, ich hatte, ehe ich Fanny kennen lernte, auch schon geliebt. Es gab einst eine Julie für mich, die mir durch den Stolz ihrer Aeltern entrissen und einem reichen polnischen Edelmanne zum Weibe gegeben worden war. Unsere Liebe war die erste für uns Beide — an gegenseitige Vergötterung und Ra-

serei grenzend. Wir schworen uns noch in der Abschiedsstunde ewige Liebe über Leben und Grab hinaus, und Küsse und Thränen hatten die Eide besiegelt. Aber man weiß schon, wie es damit geht. Sie ward Frau Staroſtin, und ich sah Fanny. Meine Liebe zu Fanny war eine heiligere, reifere, zärtlichere. Julie war einst die Gottheit meiner Phantasie; allein Fanny die Angebetete meines Herzens.

Es brummte die Glocke des heimathlichen Städtchens ein Uhr, als wir in die lautlose Straße einfuhren. Ich stieg beim Posthause ab, ließ den Knecht nebst dem Koffer zurück, weil ich selbst, falls in meinem Hause Alles schlafen würde, wieder zurückkehren wollte, und schlich hinaus zur Vorstadt, an deren Ende mein freundliches Haus im Schatten hoher Nußbäume mir schon von weitem mit seinen Fenstern im Mondschein entgegen schimmerte.

5.

Verhaßter Besuch.

Und Alles schlief! — O Fanny, Fanny, hättest du gewacht, wie viel Jammer und Schrecken wäre mir erspart worden! — Sie schliefen, mein Weib, meine Kinder, mein Gesinde; nirgends Licht! Ich wanderte zehnmal ums Haus herum — Alles verschlossen. Aus dem Schlafe jagen wollte ich doch Keinen. Besser das Entzücken des Wiedersehens für die vom Schlummer erquickte Seele in der Morgenstunde, als in der fieberischen Mitternacht.

Zum Glück fand ich mein neuerbautes, schönes Gartenhaus offen. Ich trat hinein. Da stand auf einem Tischchen der Strickkorb meiner Fanny; da sah ich im Mondschimmer am Boden und auf den Sesseln die Steckenpferde, Trommeln, Peitschen meiner Kinder. Vermuthlich hatten sie den Nachmittag hier zugebracht. O wie war mir unter diesen Kleinigkeiten so wohl, als wäre ich bei meinen Lieben selbst! Ich streckte mich aufs Sopha, und beschloß hier zu übernachten. Die Luft war lau und mild, und der Duft blühender Bäume und Gartenbeete drang in mein Gemach.

Wer seit vierzig Stunden nicht geschlafen hat, findet jedes Lager weich. Ich entschlief in meiner Uebermüdung bald. Doch kaum hatte ich die Augen geschlossen, so weckte mich das Knarren der Gartenhausthür wieder auf. Ich richtete mich auf; ich sah einen Menschen hereintreten; ich glaubte, es sei ein Dieb. Aber man denke sich mein Erstaunen, es war der Freund Rothrock.

„Woher kommen Sie?“ fragte ich.

„Von Prag! In einer halben Stunde reise ich wieder ab. Ich wollte doch im Vorbeigehen Sie und Ihre Fanny sehen, um Wort zu halten. Ich hörte von Ihrem Knechte, Sie seien so eben erst gekommen, und glaubte in Ihrem Hause Alles wach zu finden. Sie werden doch hier nicht übernachten wollen in der feuchten Kühle, und sich eine Krankheit holen?“

Ich ging mit ihm hinaus in den Garten, und bebte an allen Gliedern, so hatte mich die sonderbare Erscheinung erschreckt. Ich verspottete zwar im Stillen meine abergläubische Furcht, aber doch konnte ich mich ihrer nicht erwehren. Der Mensch ist nun einmal so. Die harten Züge des Prager Freundes waren im täuschenden Mondlichte noch viel schrecklicher, und seine Augen viel blitzender.

„Sie haben mich wirklich erschreckt, wie ein Gespenst!“ sagte ich. „Ich zittere am ganzen Leibe. Wie kamen Sie dazu, mich im Gartenhause zu suchen? Sie sind wie ein Allwissender.“

Er grinste schadenfroh und sagte: „Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?“

„Wahrhaftig, ich kenne Sie jetzt nicht besser, als in Prag! Aber zum Spaß will ich Ihnen doch erzählen, wie Sie mir da vorkamen. Sie nehmen's nicht übel, ich dachte, wenn Sie kein Hexenmeister wären, möchten Sie wohl der Teufel selbst sein.“

Er grinste wieder und entgegnete: „Wenn ich, zum Spaß gesagt, nun das letztere wäre, würden Sie mit mir gemeinschaftliche Sache machen?“

„Sie müßten mir viel bieten, ehe ich einschlüge. Denn wahrhaftig, mein Herr Teufel, erlauben Sie, daß ich Sie zum Scherz so nenne, mein Glück ist vollkommen!“

„Oho, bieten würde ich Ihnen nichts, geben nichts! Das war wohl in alten Zeiten Sitte, da die Leute noch an einen Teufel glaubten, und sich vor ihm desto mehr hüteten — da mußte man unterhandeln. Aber heutigen Tages, da Keiner mehr an den Teufel glaubt, und man mit der Vernunft Alles ausrichten will, sind die Menschenkinder allzu wohlfeil.“

„Einmal hoffe ich, bei mir steht's anders, ob ich gleich den Beelzebub für ein Mährchen halte! Ein Quentchen Vernunft giebt mehr Tugend, als ein Centner Teufelsglauben.“

„Das ist's eben! — Eure stolze Sicherheit, ihr Sterblichen — erlauben Sie, daß ich in der Rolle spreche, die Sie mir gaben — eure stolze Sicherheit liefert der Hölle mehr Rekruten, als eine Legion Werber in Satans Uniform. Seit ihr selbst angefangen habt,

die Ewigkeit in Frage zu stellen, die Hölle für eine orientalische Fabel zu halten; seit man Ehrlichkeit und Dummheit für Tugenden gleicher Gattung erklärt; die Wollust eine liebenswürdige Schwäche, Selbstsucht, Seelengröße, Gemeinnützigkeit eine Narrheit, und abgefeimte Tücke Lebensklugheit nennt, giebt man sich in der Hölle keine Mühe mehr, euch zu fangen. Ihr kommt von selbst. Die Vernunft habt ihr auf den Lippen, die Macht von hundert Leidenschaften im Herzen. Der Heiligste unter euch Entnervten ist, wer die wenigste Gelegenheit zu sündigen hat."

„Das heißt recht teuflisch gesprochen!" rief ich.

„Allerdings!" antwortete der rothe Herr und grinste wieder. „Aber ich rede die Wahrheit, weil ihr Leute nicht mehr an sie glaubt. So lange den Menschen noch Wahrheiten heilig waren, mußte Satan ein Vater der Lügen sein. Jetzt ist's umgekehrt. Wir armen Teufel sind immer die Widersacher der Menschheit."

„So sind Sie in diesem Stück wenigstens nicht mein Gegner; denn ich denke, wie Sie, mein philosophischer Teufel!"

„Gut, so gehören Sie mir schon an! Wer mir nur ein Haar reicht, dessen Kopf habe ich. Und — hier ist's kühl — mein Wagen ist vielleicht schon angespannt, ich muß abreisen. Also leben Sie wohl!"

Er ging. Ich begleitete ihn wieder zum Posthause zurück, wo wirklich sein Reisewagen eben Vorspann erhielt.

„Ich dächte, Sie kämen mit mir noch hinauf ins Haus, und tränken mit mir zum Abschiede ein Glas Punsch, den ich bestellt hatte, ehe ich zu Ihnen ging!"

Ich nahm die Einladung an. Es that mir wohl, in ein warmes Zimmer zu kommen.

6.

Die Versuchung.

Der Punsch stand schon auf dem Tische, als wir ins Zimmer traten. Ein fremder Reisender ging finster und müde auf und ab; es war ein langer, hagerer, alter Mann. Auf den Stühlen umher lag Gepäck; auch bemerkte ich einen Frauenzimmershawl und Strohhut, nebst weiblichen Handschuhen.

Als wir tranken, sagte der Fremde zum eintretenden Hausknecht, der das Gepäck holte: „Sagt meiner Gemahlin, wenn sie kommt, ich sei zu Bett. Wir reisen in aller Frühe fort."

Ich wollte auch nicht wieder ins kalte Gartenhaus zurück, und

bestellte mir für die Nacht ein Bett. Der Fremde ging fort. Wir tranken unter allerlei Geschwätz den Punschnapf leer. Das Feuer des Rums erquickte und durchglühte mich. Der Rothrock eilte zu seinem Wagen, und indem ich ihm hineinhalf, sagte er: „Wir sehen uns noch einmal wieder!“ Damit rollte der Wagen davon.

Als ich ins Zimmer zurücktrat, war ein Frauenzimmer darin, welches den Shawl, die Handschuhe und den Hut holte. Wie sich die junge Schöne nach mir umdrehte, verlor ich fast alle Besonnenheit. Es war Julie, die erste Geliebte, im Begriff, mit ihrem Gemahl, wie ich nachher erfuhr, eine Lustreise nach Italien zu machen. Sie war nicht minder erschrocken, als ich.

„Um Gottes willen, ist es dein Geist, Robert?“

„Julie!“ stammelte ich, und alle Wonnen der ersten Liebe wachten in mir bei diesem überraschenden Anblick wieder auf. Ich wollte mich ihr ehrerbietig nahen. Ihre Augen waren voll Thränen; ihre Arme offen. Ich lag weinend an ihrem Busen.

Erst als wir wieder zu uns selbst kamen, bemerkte sie, daß sie halb entkleidet war. „Dies ist nicht mein Zimmer!“ sagte sie und warf sich den Shawl um. „Komm, Robert, wir haben uns viel zu sagen!“

Sie ging. Ich folgte ihr in ihr Zimmer. „Hier können wir uns einander frei erzählen!“ sagte sie, und wir setzten uns aufs Sopha. Nun ward denn erzählt. Ich lebte noch einmal im Fiebertaumel einer alten Liebe, die ich längst erloschen geglaubt hatte. Julie, durch ihren Staroften nicht glücklich, hing mit ehemaliger Seligkeit an mir. Sie war schöner, aufgeblühter, als ehemals. Sie fand auch mich schöner, wie sie sagte. — Die Flamme der Leidenschaft wehte in Küssen von Seele zu Seele.

Ein Zauber, den ich unmöglich beschreiben kann, lag in Juliens Worten und Wesen. Alles von ehemals ward wieder lebendig: die erste Bekanntschaft auf dem Balle am Brauttage ihrer Schwester; die Empfindungen, welche uns damals bewegten; dann unser Wiedersehen im herzoglichen Schloßgarten; dann die Wasserfahrt mit unsern beiderseitigen Aeltern, und wie wir im Elysium von Wörlitz aus Liebe gestanden, Treue schworen. Dann — doch genug: für uns gab es nur Vergangenheit, keine Zukunft.

Plötzlich giug die Thür auf. Der lange, hagere Mann trat herein mit der Frage: „Wer ist noch bei dir, Julie?“

Wir sprangen erschrocken auf. Der Staroft stand eine ganze Weile sprachlos, bleich wie eine Leiche. Dann mit drei Schritten

fuhr er auf Julien zu, schlang ihre langen, kastanienbraunen Locken um seine Faust, und schleuderte die Winselnde zur Erde und schleifte sie auf dem Boden umher, indem er rief: „Verrätherin! Nichtswürdige!“

Ich wollte ihr zu Hülfe eilen. Er stieß mich mit gewaltiger Kraft zurück, so, daß ich rücklings zu Boden taumelte. Als ich mich wieder aufraffte, ließ er die Unglückliche fahren, und schrie mir zu: „Dich erdroßle ich!“ In der Verzweiflung nahm ich ein Messer vom Tische, und drohte, es ihm in die Rippen zu stoßen, wenn er nicht schwiege. Aber der Wüthende warf sich gegen mich, spannte meinen Hals zwischen seine Hände ein, und drückte zu. Ich verlor die Luft. Ich fuhr in der Verzweiflung mit dem Messer nach allen Seiten um mich. Ich stieß es wiederholt gegen ihn. Plötzlich stürzte der Unglückliche nieder. Er hatte das Messer im Herzen.

Julie lag wimmernd am Boden neben ihrem ermordeten Mann. Ich stand da, wie eine Bildsäule. „O,“ dachte ich, „wäre es doch nur ein Traum, und läge ich erwachend auf dem Sopha meines Gartenhauses! Verflucht sei der Rothrock! verflucht die Brieftasche! — O meine armen Kinder! o meine geliebte, unglückliche, fromme Fanny! — Nahe an den Schwellen meines häuslichen Paradieses werde ich zurückgeschleudert in eine Hölle, die ich nie kannte! — Ich bin ein Mörder!“

Der Lärmen im Zimmer hatte die Leute im Hause geweckt. Ich hörte fragen, rufen, gehen. Mir blieb nichts übrig, als die Flucht, ehe ich entdeckt ward. Ich ergriff das brennende Licht, um mir zum Hause hinaus zu leuchten.

7.

Vollendung des Gräuels.

Indem ich die Treppe hinabging, nahm ich mir vor, nach Hause zu eilen, meine Frau, meine Kinder zu wecken, sie noch einmal an mein Herz zu drücken, dann wie ein Kain in die Welt hinaus zu flüchten, um nicht der Gerechtigkeit in die Hände zu fallen. Aber schon auf der Treppe sah ich meine Kleider ganz vom Blute des Staroſten überschüttet. Ich zitterte, erblickt zu werden.

Die Hausthür nach der Straße war verschlossen. Als ich zurückeilte, um durch den Hof zu entkommen, hörte ich von der Treppe herab Menschen hinter mir eilen, schreien und rufen. Ich lief über den Hof, zur Scheune. Ich wußte, von da hinaus käme

ich in Gärten und Felder außerhalb des Städtchens. Aber die mir Nachsetzenden, eilten behende genug. Ich war kaum in der Scheune, als mich einer beim Rock erwischte. Mit Höllenangst riß ich mich los, und schleuderte meine brennende Kerze in die neben mir hoch aufgethürmten Strohhaufen. Plötzlich loderten Flammen. So hoffte ich mich zu retten. Es gelang. Man ließ von mir ab, vermuthlich um den Brand zu löschen. So entkam ich ins Freie.

Ich stürzte blindlings fort, setzte über Hecken und Gräben. Meine Fanny, meinen August, meinen Leopold noch einmal zu sehen, daran war nicht zu denken. Der Trieb der Selbsterhaltung überbot alle andern Gefühle des Herzens und der Natur. Wenn ich an meine gestrige Heimkehr, an meine Erwartungen auf den heutigen nahen Morgen dachte, konnte ich das Geschehene gar nicht für möglich halten. Aber meine blutigen, klebrigen Kleider, der kühle Morgenwind, der mich durchschauerte, sagten mir nur zu sehr das Gegentheil. Ich lief fast athemlos, bis ich nicht mehr konnte. Hätte ich ein Mordwerkzeug bei mir geführt, oder wäre ein Strom in meiner Nähe gewesen, ich würde aufgehört haben zu leben.

Triefend vom Schweiß, ohne Athem, erschöpft an allen Kräften, mit zitternden Knieen, setzte ich meine Flucht in langsameren Schritten fort. Ich mußte zuweilen stehen bleiben, um mich zu erholen. Ich war mehrmals nahe daran, ohnmächtig niederzusinken.

So gelangte ich nach dem nächsten Dorfe. Indem ich davor stand, und noch überlegte, ob ich es umgehen, oder keck durchwandern sollte — denn, noch war es mondhell, und die Sonne nicht im Aufgehen — fing es vom Dorfthurm an zu läuten. Bald klangen mir auch von andern entfernten Ortschaften Glockentöne. Es war Sturmgeläute.

Jeder Ton zermalmte mich. Ich sah mich um. O Gott, hinter mir weite dunkelrothe Gluth; eine ungeheure Flammensäule, die bis zu den Wolken hinaufflackerte! Das ganze Städtchen stand in Flammen. Ich — war der Mordbrenner! — O meine Fanny, o meine Kinder, welch ein entsetzliches Erwachen aus dem stillen Morgenschlummer hat euch euer Vater bereitet!

Da ergriff es mich, wie bei den Haaren, und hob mich in die Höhe, und meine Sohlen wurden leicht wie Federn. Ich lief in mächtigen Sprüngen um das Dorf herum einem Kiefernwalde zu. Die Flammen meiner Heimath leuchteten wie Tageshelle, und die heulenden Sturmglocken dröhnten mit zerreißenden Klängen durch mein zerrüttetes Wesen.

Als ich die Nacht des Waldes erreicht hatte, und so tief hinein war, daß ich nichts mehr vom Scheine der Feuersbrunst gewahr werden konnte, in welchem bisher immer mein Schatten vor mir her gaukelte, konnte ich nicht weiter. Ich warf mich auf die Erde nieder, und brüllte meinen Schmerz aus. Ich schlug mit der Stirn gegen den Erdboden, und raufte krampfhaft Gras und Wurzeln aus. Ich hätte sterben mögen, und wußte nicht wie.

Treulos, Mörder, Mordbrenner, das Alles fast in derselben Stunde. O, der Rothrock hatte wohl Recht, es giebt unter euch keine Heiligen, als denen die Gelegenheit zur Sünde fehlt! Bietet dem Teufel nur ein Haar, so hat er euern Kopf. Welches unselige Schicksal führte den Satan ins Gartenhaus zu mir? Hätte ich seinen Punsch nicht genommen, ich hätte Julien gesehen, ohne Fanny's zu vergessen; hätte ich dies gekonnt, der Starost wäre nicht ermordet; ich würde meine Heimath nicht in Brand gesteckt haben — ich läge nicht hier in der Verzweiflung, mir selbst zum Gräuel, der Menschheit zum Fluch.

Inzwischen heulten die Sturmglocken unaufhörlich, und schreckten mich wieder empor. Ich freute mich, daß es noch nicht Tag war. So durfte ich hoffen, noch eine gute Strecke unbekannt zurückzulegen. Aber ich sank wieder weinend nieder, da ich mich erinnerte, daß es der erste Mai und meiner Fanny Geburtstag sei. Wie hatten wir Glücklichen ihn sonst im Kreise der Unserigen heiter gefeiert! Und heut'! welch ein Tag! welch eine Nacht! — Da durchfuhr mich der Gedanke; es ist Walpurgisnacht! — Sonderbar! der alte Aberglauben machte diese Nacht von jeher zur Nacht des Schreckens, in der böse Geister ihr Fest begangen haben sollten, und der Teufel seine Hexen auf den Gipfel des Blocksberges versammelte. Fast hätte ich an die Wahrheit der albernsten Abscheulichkeit glauben mögen. Der verdächtige Rothrock fiel mir wieder lebhafter mit allen seinen sonderbaren Reden ein. Jetzt — warum soll ich es läugnen? — jetzt hätte ich meine Seele darum gegeben, er wäre wirklich der gewesen, für den er sich bei mir im Gartenhause scherzend ausgegeben hatte, um mich zu retten, um mir mein Gedächtniß zu rauben; um mir mein Weib, meine Kinder in irgend einem Winkel der Erde wieder zu geben, wo wir unentdeckt leben könnten.

Aber die Sturmglocken tobten lauter. Ich spürte das Grauen des Morgens. Ich flog auf vom Boden, setzte meine Flucht im Gebüsch fort und kam zur Landstraße.

8.

Kain.

Hier holte ich frischen Athem. Alles Geschehene war so gräßlich, so plötzlich, — ich konnte selbst nicht daran glauben. Ich sah mich um — aber durch die Kiefern glühte der rothe Wiederschein der Feuersbrunst. Ich betastete mich, und besudelte meine Finger mit dem Blute des Staroſten.

Das verräth mich dem Ersten, der mich findet! dachte ich, und riß mir die befleckten Kleider vom Leibe, und verbarg sie in dichtes Gesträuch, und wusch mir die Hände im Thau des Grases rein. So, halb entkleidet, rannte ich auf der Landstraße hin.

„Wer bist du nun?“ sprach ich zu mir selbst. „Wer dich erblickt, wird dir nachsetzen. Nur Wahnsinnige oder Mörder laufen im Hemd durch die Wälder; oder ich muß sagen, ich sei beraubt worden. Würde mir ein Bauer begegnen, den ich übermannen könnte, er müßte mir seinen Kittel geben. So wäre ich für die ersten Augenblicke geborgen. Ueber Tag kann ich im Dickicht der Wälder verborgen bleiben, Nachts meine Flucht fortsetzen. Aber woher soll ich Nahrung nehmen? woher Geld?“ — Jetzt fiel mir ein, daß ich meine Brieftasche im weggeworfenen Rock gelassen und mich aller Baarschaft beraubt hatte.

Ich stand still und war unentschlossen. Einen Augenblick dachte ich daran, umzukehren und meine Brieftasche zu suchen. Aber — das Blut des Staroſten! ich hätte es nicht wieder sehen mögen, und wäre eine Million zu holen gewesen. — Und zurückgehen, die spielende Feuergluth zwischen den Kiefern beständig vor Augen haben . . . nein, lieber die Flammen der offenen Hölle! — So wanderte ich weiter.

Da hörte ich das Rasseln eines Wagens — vielleicht eine Feuerspritze und zu Hülfe eilende Bauern. — Rasch stürzte ich mich ins Gebüsch, von wo ich die Landschaft beobachten konnte. Ich zitterte wie ein Espenblatt. Da kam langsam, von zwei Pferden gezogen, ein offener Reisewagen, und mit Koffern bepackt, angefahren. Ein Mann saß darin, und lenkte die Rosse. Er fuhr immer langsamer, und hielt endlich nahe vor mir still. Er stieg aus, ging um den Wagen herum, besah ihn von allen Seiten; dann verließ er den Wagen und ging abwärts vor mir über die Straße ins Gebüsch.

„Dir wäre geholfen, wenn du im Wagen säßest!“ rief's in

mir. „Deine Beine sind wie gebrochen. Sie schleppen dich nicht mehr. Du wärest gerettet. Kleider, Geld, schnelle Flucht, Alles wäre vorhanden. Der Himmel will sich deiner annehmen. Benutze den Wink. Der Wagen ist leer. Schwing' dich hinein!"

Gedacht, gethan. Denn mit Ueberlegen war kein Augenblick zu versäumen. Jeder ist sich selbst der Nächste; man rettet sich, wie man kann. Verzweiflung und Noth haben kein Gesetz. Ein Satz, und ich war aus dem Gebüsch auf der Straße, von der Straße im Wagen. Ich ergriff die Leine, und lenkte die Rosse mit dem Wagen um, von meiner brennenden Heimath ab. Da sprang der Eigenthümer aus dem Walde hervor, und in dem Augenblick, da ich die Pferde die Peitsche fühlen ließ, wollte er ihnen in die Zügel fallen. Er stand vor ihnen. Ich schlug heftiger — jetzt mußte Alles gewagt sein. Die Rosse bäumten sich und drangen vorwärts. Der Eigenthümer fiel und lag unter den Pferden. Ich fuhr über ihn weg. Er schrie um Hülfe. Seine Stimme durchbohrte mich. Es war eine bekannte Stimme — eine geliebte Stimme. Ich traute meinen Ohren nicht. Ich hielt still, und lehnte mich aus dem Wagen, um nach dem Unglücklichen zu sehen. — Ich sah ihn! — Aber ich schaudere, indem ich's sage — ich sah meinen Bruder, der seine Sachen in Prag unerwartet schnell erledigt, oder andere Ursachen zur Rückreise gehabt haben mußte.

Ich saß da, wie vom Blitz getroffen; gelähmt, erstarrt. Unter mir winselte der Geräderte. Das hatte ich nicht gewollt, nicht gedacht. Ich schleppte mich langsam aus dem Wagen, ich sank zu meinem geliebten Bruder nieder. Das schwere Rad war ihm über die Brust gegangen. Ich rief mit bebender, leiser Stimme seinen Namen. Er hörte mich nicht mehr; er erkannte mich nicht mehr. Er hatte ausgelitten. Ich war der Verruchte, der ihm ein Leben geraubt hatte, das mir so theuer war, als das meinige. — Entsetzlich, zwei Morde in einer Nacht! freilich beide unvorsätzlich, beide in der Verzweiflung begangen. Aber sie waren doch begangen, und Folgen des ersten Vergehens, das ich hätte meiden sollen.

Meine Augen wurden naß; aber es waren nicht Thränen der Wehmuth über den geliebten Todten, sondern Thränen der rasenden Wuth gegen mein Schicksal, gegen den Himmel. Nie in meinem Leben hatte ich mich mit einem groben Verbrechen besudelt. Ich war gefühlvoll für das Schöne, Gute, Große und Wahre gewesen. Ich hatte keine süßere Freude gehabt, als am Glücklichmachen. Und nun, ein verdammter Leichtsinn — ein unseliger Augenblick

von Selbstvergessenheit — und das — und das frevelvolle Spiel des Zufalls oder der Nothwendigkeit hatten mich zum elendesten, verworfensten Wesen unter dem Himmel gemacht. O, prahle doch Niemand mit seiner Tugend, mit seiner Kraft, mit seiner Besonnenheit! — es gehört nicht mehr als eine Minute dazu, in der man seine bessern Grundsätze ein wenig auf die Seite stellt, — nicht mehr, als eine Minute, und der Engelreine ist aller Schandthaten fähig. Wohl ihm, wenn sein Verhängniß es besser mit ihm will, als mit mir, und ihm nicht, gräßlicherweise einen Bruder zu rädern, in den Weg wirft!

Doch nichts von Moral! Wer sie hier nicht von selbst gefunden hat, für den giebt es keine. Ich will zum Ende meiner Unglücksgeschichte eilen, die kein Dichter jemals schauerlicher ersinnen konnte.

9.

Reue.

Ich küßte die bleiche Stirn meines Bruders. Da hörte ich Stimmen im Walde. Erschrocken fuhr ich auf. Sollte ich mich über dem Leichnam des Geliebten ertappen lassen, den ich erst berauben wollte, und dann tödtete? Ich war, ehe ich mich selbst besann, im tiefsten Gebüsch, und überließ die Leiche nebst Roß und Wagen ihrem Schicksal. Nur der allmächtige Trieb zum Leben wachte noch in mir: alles Andere war todt. — Ich ging in Betäubung durch Strauch und Dorn; wo die Büsche am finstersten, die Verzweigung am dichtesten verschlungen war, dahin eilte ich. Wer dich findet, rief's in mir, der wird dich tödten, Kain, Brudermörder!

Ermattet blieb ich auf einem Felsenstein im Innersten des Waldes sitzen. Die Sonne war aufgegangen, ohne daß ich's bemerkt hatte. Ein neues Leben wehete durch die Natur. Die grausenvolle Walpurgisnacht mit meinen Verbrechen lag hinter mir; aber die Kinder derselben gaukelten wie Teufel auf meinem Wege hin. Ich sah meine jammernde Fanny mit den verwaiseten Kindern — ich sah die trostlose Familie meines unglücklichen Bruders, ich sah das Hochgericht — den Henker, den Rabenstein.

Da ward mir das Leben plötzlich zur Bürde. Hätte ich mich doch vom Starosten erdrosseln lassen, sprach ich bei mir selbst, ich hatte es ja verdient. Ich war ja ein Verräther an meiner Fanny und an der Treue, die ich ihr tausendmal geschworen. — Oder

wäre ich doch umgekehrt, als das Städtchen hinter mir brannte. Ich hätte Weib und Kind noch einmal küssen und dann nach dem Abschiede mich in die Flammen stürzen können. So hätte ich mir doch den Brudermord erspart.

Ich fürchtete das Leben, weil ich mich vor neuen Verbrechen fürchtete, die mir mit jedem Schritte unvermeidlich schienen. So tief hatten mich die bisherigen Ereignisse erschüttert, daß ich glaubte, dem Sünder bringe jeder Athemzug eine Sünde. Ich dachte an Selbstmord — aber auch dazu war ich unfähig. So beschloß ich, mich der Obrigkeit selbst auszuliefern, ihr meine Vergehen reumüthig zu bekennen. Dann — freilich unter traurigen Verhältnissen — hatte ich doch noch Hoffnung, meine Fanny, meinen Leopold und August noch einmal in meinem Leben an die Brust zu drücken, Verzeihung von ihnen zu erflehen, und von ihren Thränen begleitet in die Ewigkeit hinüberzuwandern. Ich konnte noch manche häusliche Verhältnisse anordnen, meiner Fanny noch manchen nützlichen Rath und Aufschlüsse über verschiedene Angelegenheiten geben.

Dieser Gedanke gewährte mir einiges Vergnügen. Ich ward ruhiger. Das Leben hatte ich aufgegeben, nun hörten die Furien des Gewissens auf, in mir zu wüthen, da sie hatten, was sie wollten.

Ich stand auf und ging; doch wußte ich nicht, wohin. In der Betäubung und Höllenangst hatte ich selbst die Gegend vergessen, aus der ich gekommen war. Die Waldung lag finster und dick um mich her. Ich sehnte mich nach dem Schimmer der Feuersbrunst, die sollte mich zu meinen Richtern leiten. Doch gleichviel. Jeder Schritt, jeder Weg mußte mich immer zuletzt dahin bringen.

Indem ich eine Weile gegangen war, erhellte sich der Forst. Ich kam auf eine schlechte Waldstraße, und schlug sie sogleich ein, unbekümmert, wohin sie führe.

10.

Der Versucher.

Ich hörte nahe vor mir Pferde wiehern. Ich erschrak. Die Liebe zum Leben erwachte von neuem. Ich gedachte in die Wildniß zurück zu flüchten. Du hast zwar gefehlt; du bist zwar Verbrecher der entsetzlichsten Art, aber du kannst wohl noch glücklich werden, wenn du dich diesmal rettest. Denn ein vollendeter Bösewicht warst

du nie, wenn gleich der leichtsinnigste. So dachte ich, alle Vorsätze vergessend, und mit meinen Gedanken schon in einer fernen Einsamkeit, wo ich, unbekannt der Welt, mit Weib und Kindern unter fremdem Namen leben könnte. Aber bei dem Allem war ich doch vorwärts gegangen.

Da erblickte ich, als sich die Straße bog, dicht vor mir Pferde, einen umgestürzten Wagen mit einem zerbrochenen Rade, und zu meinem Entsetzen oder Entzücken daneben stehend — den wohlbekannten Rothrock.

Als er mich erblickte, grinste er mich nach seiner Gewohnheit an, und sagte: „Willkommen hier! Habe ich nicht gesagt, daß wir uns wieder finden würden? — Ich warte schon die ganze Nacht. Mein Postillon ist in das Städtchen zurück, Hülfe zu holen, und kommt nicht wieder."

„Er hat dort mehr zu helfen, als hier," sagte ich, „denn die Stadt steht in vollen Flammen!"

„Dachte ich's doch," erwiederte er, „denn ich sah es an der Röthe des Himmels. Aber was wollen Sie denn im Walde? Was suchen Sie hier? Warum helfen Sie nicht löschen?"

„Ich habe ganz andere Dinge zu löschen, als Brand!"

„Dachte ich's doch! Sagte ich es Ihnen nicht vorher?"

„Retten Sie mich! Ich bin ein heilloser Verbrecher geworden — ich ward leichtsinniger Gatte, Mörder, Mordbrenner, Straßenräuber, Brudermörder, Alles seit dem Augenblick, da Sie mich verlassen hatten; Alles binnen drei Stunden. Und doch, ich schwöre es Ihnen, ich bin kein schlechter Mensch!"

Der Rothrock stampfte mit dem Klumpfuß auf den Boden, da ich dies sagte, als wäre er voll Unwillen, aber seine Geberden blieben hart und eisern. Auch gab er keine Antwort. Da erzählte ich ihm das beispiellose Unglück dieser Nacht. Er blieb ganz gelassen.

„Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?" sagte er endlich.

„Meine Seele! meine Seele!" schrie ich, „denn nun fange ich an zu glauben, daß Sie in der That der sind, für den ich Sie in Prag, bei mir selbst scherzend, hielt."

„Und der wäre?"

„Der Satan!"

„So falle vor mir nieder und bete mich an!" brüllte er mit gräßlicher Stimme.

Ich fiel vor ihm auf die Kniee, wie ein Wahnsinniger, er-

hob die gefalteten Hände, und rief: „Rette mich! — rette mein Weib und meine Kinder von dem Verderben! Sie sind unschuldig. Bringe uns in eine Wüste, wo wir Brod und Wasser haben und eine Höhle. Wir werden glücklich sein, wie in einem Paradiese. Aber verwische die Erinnerung an die Walpurgisnacht aus meinem Gedächtniß, sonst ist auch im Paradiese für mich die Hölle. Kannst du das nicht, so ist mir's besser, ich sterbe büßend auf dem Hochgericht."

Als ich dies sagte, hob er den Klumpfuß, und stieß damit verächtlich gegen mich, daß ich rücklings zu Boden taumelte. Ich wollte meine Bitten wiederholen, aber er unterbrach mich und sagte: „Da seht mir den frommen, gefühlvollen Mann! da seht mir den stolzen Sterblichen in der Herrlichkeit seiner Vernunft! da seht mir den Philosophen, der den Teufel wegläugnet und die Ewigkeit in gelehrte Zweifel zieht! Er krönt seine Schandthaten mit der Anbetung des Satans!"

„Daran, Satan, erkenne ich dich!" schrie ich wüthend, „daran, daß das sanfte Mitleid in deiner eisernen Brust fehlt, welches doch sonst das warme Menschenherz bewohnt. Ich will auch kein Mitleid von dir, der nur schadenfrohen Hohn kennt. Ich wollte deine Gunst kaufen, mit meiner Seele kaufen. Sie könnte sich ja noch bessern; sie kann ja den Weg zur Reue und zur Gnade finden. Sie könnte dir ja noch entschlüpfen, wenn du sie am sichersten zu haben glaubst."

Düster entgegnete er mir: „Nein, mein Herr, ich bin der Teufel nicht, wie Sie glauben! Ich bin ein Mensch, wie Sie. Sie waren ein Verbrecher! Jetzt sind Sie ein Wahnsinniger geworden! Aber wer mit seinem bessern Glauben einmal gebrochen hat, der ist auch mit seiner Vernunft bald fertig. — Ich verachte Sie! Und wenn ich Ihnen helfen könnte, wahrhaftig, ich möchte Ihnen nicht helfen! Ihre Seele fordere ich nicht. Sie ist zur Hölle reif, ohne daß der Satan dafür einen rothen Heller bietet."

11.

Hoffnung.

Eine Weile stand ich zweifelhaft und verlegen vor ihm. Scham und Wuth, Reue und Entschlossenheit zu jedem Verbrechen, das mich für den Augenblick retten konnte, kämpften in mir. Ich kann nicht beschreiben, was in mir vorging; denn was die Geschichte des

flüchtigen Augenblicks war, würde unter meiner Feder sich zu einem Buche ausdehnen: und doch könnte ich's nicht in aller Klarheit darstellen.

„Wenn Sie nicht der sind, wofür ich Sie halte," sagte ich endlich, „so müßte ich wünschen, daß Sie es wären. Retten Sie mich, sonst bin ich verloren! Retten Sie mich, denn Sie allein sind an meinem entsetzlichen Schicksale schuld!"

„So macht's der Mensch!" sagte er grinsend. „Er will immer der Reine sein, und hätte er sich auch im Bruderblut gebadet!"

„Ja, Sie, mein Herr, waren die erste Ursache alles namenlosen Gräuels dieser Nacht! — Warum kamen Sie in der Nacht zu meinem Gartenhause, wo ich ruhig und harmlos schlief, um den Anbruch des Morgens zu erwarten? Hätten Sie mich nicht geweckt, so wäre Alles nicht geschehen, was geschehen ist!"

„Aber weckte ich Sie zu Treulosigkeit und Mordbrand? So macht's der Mensch. Wenn er Tausende gemeuchelmordet hat, möchte er alle Schuld auf den Bergmann wälzen, der das Eisen aus den finstern Schachten der Erde heraufgeholt hat. Herr, auch Ihr Athemholen ist am Verbrechen Ursache, weil Sie ohne Athem es nicht begehen konnten! Aber ohne Athem hätten Sie auch kein Leben gehabt."

„Warum spielten Sie denn im Garten bei mir die Rolle des Teufels, und sagten so bedeutungsvoll, wer dem Satan nur ein Haar bietet, dessen Kopf zerrt er sich daran nach, wie an einem Seil?"

„Gut! Habe ich darum Lüge gesprochen? Wer könnte die Wahrheit fürchterlicher bezeugen, als Sie selbst? Habe ich das Haar von Ihnen begehrt? oder haben Sie es mir angeboten? — Aber, Herr, da Sie Julien, Ihre erste Geliebte sahen, da hätten Sie Ihrer Fanny eingedenk sein müssen! Sie vertrauten Ihrer Tugend zu viel, oder vielmehr, Sie dachten an keine Tugend. Religion und Tugend hätten Ihnen gesagt: fliehe zurück zum Gartenhause! Herr, der Mensch, sobald sein Versuchungsstündchen schlägt, darf sich, der Sünde gegenüber, auch das Erlaubteste nicht erlauben! Der erste leichtfertige Gedanke, den man durchschlüpfen läßt, ist das bewußte Haar in des Teufels Klaue."

„Sie haben Recht! Konnte ich aber das voraussehen?"

„Allerdings konnten Sie das!"

„Es war unmöglich! Denken Sie nur an das abscheuliche Zusammentreffen der Umstände!"

„Daran hätten Sie, als an eine Möglichkeit, denken sollen!

Konnten Sie nicht an den Staroſten denken, als Sie ſein Weib im Arm hielten? nicht an die Feuersbrunſt, als Sie das Licht in das Stroh ſchleuderten? nicht an den Brudermord, als Sie die Roſſe gegen die Bruſt des Eigenthümers antrieben? — denn der, oder ein Anderer, jeder Menſch iſt Ihr Bruder!“

„Mag ſein! Aber bringen Sie mich nicht zu größerer Verzweiflung! Sie müſſen wenigſtens zugeben, daß der erſte Fehltritt ohne alle andere Gräßlichkeiten hätte geſchehen können, wenn nicht das Schrecklichſte zuſammengetroffen wäre, was immer zuſammentreffen könnte.“

„Sie irren! Was lag denn Schreckliches darin, daß der Staroſt ſeine Frau beſuchte? was denn Schreckliches darin, daß man in der Scheune Stroh hatte, wie in allen Scheunen? was Schreckliches, daß Ihr unglücklicher Bruder friedlich auf dem Rückwege begriffen war? Nein, Herr, was Sie ein abſcheuliches Zuſammentreffen heißen, konnte für Sie, wenn Sie auf rechtſchaffenen Wegen geblieben wären, ein erfreuliches geweſen ſein! Die Welt iſt gut, das Gemüth macht ſie zur Hölle. Der Menſch iſt's, der erſt Dolch und Gift macht; außerdem wären die Dinge friedliche Pflugſchar, oder heilſame Arznei geworden. Denken Sie an keine Rechtfertigung!“

Da ſchrie ich verzweiflungsvoll auf, denn ich überſah meine ganze Abſcheulichkeit. „O!“ rief ich, „bis zu dieſer Nacht bin ich ſchuldlos geweſen, ein guter Vater, ein treuer Gatte, ohne Vorwürfe — jetzt bin ich ohne Ruhe, ohne Ehre, ohne Troſt!“

„Nein, Herr, auch darin muß ich widerſprechen! Sie ſind in dieſer Nacht nicht erſt geworden, was Sie ſind, ſondern Sie ſind es längſt geweſen. Man wird nicht in einer Stunde vom Engel zum Teufel, wenn man nicht ſchon alle Anlagen zum Teufelwerden beſitzt. Es fehlte nur an Gelegenheit, daß der inwendige Menſch auswendig wurde. Es fehlte Ihnen die Julie und die Einſamkeit. Im Stahl und Stein ſchläft das Feuer, wenn man's gleich nicht ſieht — nur zuſammengeſchlagen, es wird ſchon funkeln! Ein Funke nebenbei fliegt ins Pulverfaß, und eine halbe Stadt mit ihrer Glückſeligkeit wird in Schutt und Trümmern gegen den Himmel geſchleudert. Lobe mir doch Keiner die frommen Leute, die in ſtolzer Unſchuld den armen Sünder zum Galgen begleiten! — daß ihrer nicht mehrere daran hängen, iſt blos Gunſt des Zufalls!“

„So tröſte ich mich! So iſt, wenn Sie die Wahrheit ſprechen, die ganze Welt nicht beſſer, als ich und Sie dazu.“

„Nein, Herr, Sie irren abermals! Ich gebe Ihnen die halbe Welt preis, aber nicht die ganze. Ich glaube noch an Tugend und Seelengröße, woran Sie eben mit Ihrer vermeinten Seelengröße nie stark glaubten. Aber die halbe Welt, ja! und besonders in unsern Tagen, wo der Grundzug der Gemüther Schlaffheit, Selbstsucht und feige Heuchelei ist. Das ist auch der Ihrige. Darum stehen Sie auch hier als Verdammter.“

„Sie können Recht haben; aber ich bin nicht besser und schlechter, als alle andern Menschen heut zu Tage.“

„Was Sie sind, das scheint Ihnen die Welt zu sein. Wir sehen nie das Draußen in uns, sondern uns selbst in dem Draußen. Es ist Alles nur Spiegel.“

„Um Gottes willen, Herr!“ rief ich außer mir, „retten Sie mich, denn die Zeit verrinnt. Wenn ich schlecht war, könnte ich nicht besser werden?“

„Allerdings! Noth bringt Kraft.“

„Retten Sie mich und Weib und Kind! Ich kann besser, ich will besser werden, da ich mit Schaudern sehe, daß ich zu Verbrechen fähig war, deren ich mich nie fähig gehalten haben würde!“

„Es kann werden! Aber Sie sind ein Schwächling. Schwäche ist die Säugamme der verruchtesten Thaten. Ich will Sie retten, wenn Sie sich selbst retten können. Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?“

„So sind Sie ein Engel, mein Schutzgeist!“

„Ich bin Ihnen nicht vergebens im Garten erschienen vor Verübung der Gräuel. Ich warnte Sie. Doch Muth! Wer Glauben und Muth für das Göttliche bewahrt, behält Alles.“

12.

Rettung.

Indem der Rothrock diese Worte sprach, kam es mir vor, als wenn sein gluthfarbenes Kleid wie helle Flammen um ihn brannte; und wie grünes Feuer schoß es um uns her aus dem Boden empor; aber es waren nur die Bäume. Die Farben zuckten vor meinen Blicken wunderbar durch einander. Zuletzt erlosch Alles. Ich lag in Ohnmacht. Ich wußte nichts mehr von mir. Es war mir etwas geschehen.

Dann fühlte ich eine dumpfe Rückkehr des Bewußtseins, im

Ohre einen fernen Ton; ums Auge eine Dämmerung von in einander verschwimmenden Strahlen. Als Gedanke, Klang und Licht heller wurden, sann ich über meinen Zustand nach, aber ich konnte nicht ergründen, was mir geschehen sei.

Entweder ist es Ohnmacht, oder Wahnsinn, oder Sterben — dachte ich. Reißt sich die Seele von ihren Nerven, der Geist von seiner Seele los; was bleibt noch? Es geht mit den Sinnen ein Weltall aus, und der Geist schmilzt als unselbstständige Kraft ins Reich der Kräfte ein. Dann wäre der Mensch eine Schaumblase, ausgeworfen an der bewegten, ewig wechselnden Oberfläche vom Ocean des Alls; in sich abspiegelnd die grünenden Eilande und die Unendlichkeit des Himmels. Und die abspiegelnden Eilande und Himmel verfliegen in der Wasserblase, die ins All zurückgeht. — Nein, nein, rief's in mir; darum warst du Verbrecher, weil du den Glauben an Gott und dich selbst verloren, und dich den Hirngespinnsten einseitiger Klügelei ergeben hattest! Das gewaltige Geisterall ist kein todtes Meer, und der Menschengeist kein Schaum.

So ungefähr dachte ich, und schlug die Augen auf. Und über mir schwebte, wie von Wolken gehalten, der Alte in freundlichem Ernst; ich sah nicht mehr die harten, eisernen Züge, sondern ein mildes Wesen in seinen verklärten Mienen. Doch blendete mich der Glanz, und bald schloß ich die Augen wieder und träumte fort. Ich konnte kein Glied regen.

Was ist mir oder wird aus mir, dacht' ich; denn es war mir, als hörte ich Getümmel von Städten und Dörfern an mir vorüberziehen, bald Sausen bewegter Wälder, bald Ströme rauschen und Meeresbrandungen an Klippen, bald Glockenton der Heerden und ferne Hirtengesänge.

„Was geschieht mir? wohin komme ich?" seufzte ich leise mit großer Anstrengung.

Ueber mir hing immer die Gestalt des Alten, und sein Auge war sorgsam auf mich niedergerichtet. „Ich rette dich!" sagte er mit unendlich sanftem Ton. „Fürchte dich nicht mehr! Du hast dein Leben und deinen Tod gesehen. Schwächling, werde Mann! Ein zweites Mal rette ich dich nicht wieder."

Darauf dämmerte mir es wieder vor meinen Augen, und mir war, als läge ich in einer Felsenhöhle, in welche das Tageslicht durch enge Klüfte hereinschimmerte. Aber der Alte hing noch immer über mir; da sagte er: „Jetzt bist du gerettet und ich verlasse dich. Ich habe deine Wünsche erfüllt."

„Aber", seufzte ich, „meine Fanny, meine Kinder! gieb sie mir noch in diese Wüste."

Der Alte sprach: „Sie gehören dir schon."

„Und das Gedächtniß meiner Gräuel wische aus für alle Ewigkeit, wenn du kannst!"

Der Alte sprach: „Ich will es verwischen, es wird dich nicht mehr betrüben."

Indem er dies sagte, zerfloß es über mir, wie ein Dunst, und ich starrte die grauen Felsen über mir an, und begriff von Allem nichts. Aber mir war unaussprechlich wohl. Und doch glich Alles einem Feenmährchen.

Wie ich noch die Felsen über mir anstarrte, drückte ein unsichtbares Wesen seine Lippen auf die meinigen. Ich fühlte einen warmen Kuß.

13.

Die neue Welt.

Der Kuß machte mich irdisch. Ich glaubte die Augen offen zu haben, doch merkte ich, daß sie geschlossen waren; denn ich hörte leise Tritte um mich rauschen, und sah doch in der Höhle Niemanden.

Da hauchte mich ein neuer Athem an, und zwei zarte Lippen rührten abermals an die meinigen. Das Gefühl des Lebens trat wieder in meine äußern Sinne. Ich hörte Kinderstimmen flüstern. Traum und Wahrheit schwammen verworren durch einander, und trennten sich immer bestimmter, bis ich zum vollen Bewußtsein und deutlicher äußern Klarheit kam.

Ich spürte, ich liege hart und unbequem. Es war mir, als sei es auf dem Sopha in meinem Gartenhause. Ich schlug die Augen auf, und meine Fanny hing über mir. Mit ihren Küssen hatte sie mich erweckt. Unsere Kinder klatschten freudig in die Hände, als sie mein Erwachen sahen, und kletterten aufs Sopha und über mich hin, und riefen eines nach dem andern: „Papa, guten Morgen, Papa!" — Und mein Weibchen klammerte sich fest um mich; und mit den Augen voll Freudenthränen machte es mir doch Vorwürfe, daß ich die ganze kalte Nacht im Gartenhause geschlafen; und wäre Christoph, unser Knecht, nicht vor einer Viertelstunde aus dem Posthause gekommen, und hätte Lärmen mit den Mägden in der Küche getrieben und meine Ankunft verrathen, kein Mensch hätte davon etwas gewußt.

Aber der schwere Walpurgistraum hatte mir dermaßen zuge-

setzt, daß ich lange lag, und weder den Augen noch Ohren zu trauen wagte. Ich suchte die phantastische Höhle der Wüste, und immer war es das Gartenhaus. Da lagen noch Trommeln, Steckenpferde und Peitschen am Boden umher. Auf dem Tisch stand noch Fanny's Strickkörbchen — Alles, wie ich es gefunden, als ich hier mein Nachtlager wählte.

„Und Christoph ist erst jetzt aus dem Posthause gekommen?" fragte ich. „Hat er dort die ganze Nacht geschlafen?"

„Freilich, du Wunderlicher!" sagte Fanny und streichelte mir die Wange. „Er behauptet ja, du selbst habest es ihm so befohlen. — Warum auch hier auf dem steinharten Sopha übernachten? — Warum hast du uns nicht aus den Betten getrieben? Wie gern wären wir doch zu deinem Empfange bereit gewesen!"

Ich erschrak freudig. „Ihr habt also sanft und ruhig die Nacht geschlafen?" fragte ich.

„Nur zu gut!" sagte Fanny. „Hätte mir ahnen können, daß du hier im Gartenhause wärst — aus dem Schlafe würde nichts geworden sein. Ich würde zu dir geschlichen sein, wie ein Gespenst. Weißt du auch, daß es Walpurgisnacht war, wo die Hexen und Kobolde ihr Wesen treiben?"

„Ich weiß es nur zu gut!" sagte ich, und rieb mir die Augen und lächelte fröhlich, daß alle meine Verbrechen Traum gewesen waren; daß weder Posthaus noch Stadt gebrannt, weder der Rothrock von Prag, noch die längst vergessene Julie mich besucht hatten.

Ich schloß die liebenswürdige Fanny fester und seliger an mein Herz; sie und die Kinder auf meinem Schooß, empfand ich heute lebendiger, als jemals, das Glück des reinen Herzens und guten Gewissens. — Es blühte um mich eine junge Welt; mehr als einmal ward sie mir zweifelhaft, wie neuer Traum. Ich sah oft nach den freundlichen Dächern unserer Stadt, mich zu überzeugen, daß ich kein brennendes Licht ins Stroh geworfen hatte.

Nie im Leben hatte ich einen zusammenhängendern, klarern, schrecklichern Traum geträumt. Nur zuletzt, wo er sich mit dem Erwachen vermählte, war er phantastischer geworden.

Wir zogen im Triumph durch den schönen Garten ins heitere Wohnhaus, wo mich das Gesinde freundlich bewillkommte. — Nachdem ich mich umgekleidet hatte, ging ich, beladen mit allerlei Spielzeug für meine Söhne, in Fanny's Zimmer zum Frühstück. Da saß die junge Mutter neben den jauchzenden Kleinen. Jeder neue Anblick der Lieben strömte neues Entzücken durch meine Seele. Ich

sank schweigend an Fanny's Brust; ich gab ihr mit Freudenthränen im Auge das für sie in Prag gekaufte Angebinde, und sprach: „Fanny, heut' ist dein Geburtstag!"

„Noch nie habe ich ihn schöner gefeiert," sagte sie, „als diesmal! Ich habe dich ja wieder. Ich habe auch deine Freunde und meine Gespielinnen einladen lassen, den Tag deiner Wiederkunft recht fröhlich zu begehen. Nicht wahr, das nimmst du nicht übel? — Nun aber setze dich zu uns. Nun erzähle mir haarklein, wie es dir ergangen ist?"

Aber der drückende Traum stand noch zu nahe vor mir. Ich dachte mich seiner am besten zu entledigen, wenn ich ihn erzählen würde. Fanny horchte und ward sehr düster. „Wahrhaftig," sagte sie am Ende lächelnd, „man sollte an Hexerei der Walpurgisnacht glauben! Du hast eine ganze Predigt geträumt. Werde frommer, du Frommer, denn gewiß hat dein guter Engel mit dir gesprochen! Schreibe deinen Traum auf! Solch ein Traum ist merkwürdiger, als mancher Lebenslauf. Ich halte, du weißt es, viel auf Träume. Sie bedeuten wohl nichts voraus, aber sie bedeuten doch manchmal uns selbst. Es sind zuweilen die klarsten Seelenspiegelungen!"

14.

Der Versucher mit der Versuchung.

Ein zwar nicht außerordentlicher, doch immer merkwürdiger Zufall erhöhte an demselben Tage das Anziehende meines Walpurgistraums.

Meine Frau hatte Freunde und Freundinnen aus dem Städtchen zu einem kleinen Familienfeste eingeladen. Wir speiseten, wegen der Schönheit des Mittags, in dem obern geräumigen Saal des Gartenhauses. — Der Walpurgistraum war schon in meiner Erinnerung durch eine lieblichere Wirklichkeit halb verwischt.

Da meldete mein Bedienter einen fremden Herrn, der mich sprechen wollte, einen Baron Mannteuffel von Drostow. — Fanny sah, daß ich erschrak. „Du wirst doch nicht", sagte sie lachend, „vor dem Versucher zittern, wenn er die Versuchung nicht mitbringt; und selbst nicht vor der Versuchung, an meiner Seite?"

Ich ging hinab. Da saß auf demselben Sopha, wo ich geschlafen, leibhaftig der Rothrock von Prag. Er stand auf, begrüßte mich, wie einen alten Bekannten, und sagte: „Sie sehen, ich halte Wort. Ich muß jetzt Ihre liebenswürdige Fanny sehen, die ich

aus ihren vertraulichen Briefen ganz zufällig kennen lernte. Werden Sie nicht eifersüchtig! Und — fuhr er fort, indem er in den Garten hinaus zeigte — ich bringe noch ein paar Gäste mit, meinen Bruder und seine Frau. Aber meine Schwägerin kennt Sie schon. Wir sind unvermuthet in Dresden zusammen getroffen, und machen nun die Reise mit einander in Gesellschaft."

Ich bezeigte ihm meine Freude. Indem trat ein dicker, starker Herr aus dem Garten in das Kabinet, wo wir sprachen; neben ihm ein Frauenzimmer in Reisekleidern. Denke sich Einer meinen Schreck! — Es war Julie, die Gemahlin des Staroſten.

Julie war minder verlegen, als ich, wiewohl sie sich anfangs auch entfärbte. Ich führte nach den ersten Höflichkeiten meine Gäste in den obern Saal hinauf — ich stellte ihnen meine Fanny vor. Der zum Besucher verwandelte Versucher von Prag sagte ihr die schmeichelhaftesten Artigkeiten. „Ich habe", sagte er, „Sie schon in Prag angebetet, als ich, ohne Vorwissen Ihres Gemahls, hinter alle kleinen Geheimnisse kam, die Sie ihm anvertrauten."

„Ich weiß Alles!" sagte Fanny. „Mit vierzehnhundert Thalern bezahlen Sie die Geheimnisse. Sie sind aber bei dem Allem ein böser Mann, denn Sie haben meinem Robert eine unruhige Nacht gemacht."

„Damit ist's noch nicht abgethan, Fanny," sagte ich, „denn siehe den lieben Versucher, und dort" — ich stellte ihr die Gemahlin des Staroſten vor — „Julie!"

Weiber sind nie lange verlegen. Sie umarmte Julien, wie eine Schwester, und setzte den Versucher rechts, die Versuchung links neben sich. „So weit als möglich von dir!" rief sie mir mit schelmischem Warnen zu.

Fanny und Julie, ob sie sich gleich nie gesehen hatten, waren bald Herzensschwestern, hatten sich ungemein viel zu sagen, und freuten sich, mich zum Gegenstand ihrer Neckereien zu machen. Für mich war das ein ganz eigenes Fest, diese Gestalten neben einander zu sehen; beide liebenswürdig — aber Julie nur ein schönes Weib, Fanny ein Engel. —

Julie, wie ich auf den Spaziergängen im Garten von ihr erfuhr, war sehr glücklich. Sie liebte ihren Mann von Herzen, wegen seines edeln Gemüthes. Aber für ihren Schwager, den Rothrock, hatte sie die zärtliche, ungemessene Ehrfurcht eines Kindes. Er war, wie sie mir erzählte, ehemals lange Zeit auf Reisen gewesen, und lebte jetzt in Polen auf einem kleinen Gut, nahe bei den Gü-

tern ihres Mannes, als wohlthätiger Philosoph, zwischen Büchern und landwirthschaftlichen Arbeiten. Sie sprach von ihm mit Begeisterung, und behauptete, auf Erden wohne kein edlerer Mensch, als dieser. — Ich machte mir dabei die Nutzanwendung, man müsse der Gesichtsbildung nicht allzu sehr trauen.

„Warum fragten Sie mich denn in Prag", sagte ich nachher zu dem ehrwürdigen Rothrock, „mit den geheimnißvollen Worten: Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?" — Denn eben diese Worte waren mir in Prag aufgefallen, und hatten nachher im Traume am wirksamsten wiedergeklungen.

„Aber mein Gott!" rief er, „ich mochte Ihnen sagen, als ich die Brieftasche brachte, was ich wollte, und mochte es Ihnen noch so nahe legen, daß ich der Finder sei; daß Sie nur Zutrauen zu mir haben, nur einige Kennzeichen des Verlustes angeben sollten: Sie blieben ja so zurückhaltend, als wäre ich der verdächtigste Mensch. Und doch sah ich Ihnen die Unruhe an; und doch konnte ich kaum daran zweifeln, den rechten Mann vor mir zu haben."

Nun erzählte ich ihm meinen Traum. „Herr!" rief er, „die Walpurgisgeister sollen leben! Der Traum verdient ein Kapitel in der Sitten- und Seelenlehre zu sein. Wenn Sie ihn nicht haarklein aufzeichnen, so schreibe ich ihn selbst nieder, und schicke Ihnen das Ding gedruckt zu. Es sind das wunderbar goldene Lehren. Nur ist mir's doch lieb, daß ich am Ende die Ehre habe, als Engel des Lichts darin zu glänzen, sonst möchte ich das Abenteuer Ihrer Walpurgisnacht nicht weiter erzählen hören."

Wir brachten mit einander einen seligen Tag zu: ich mit dem wahrhaft weisen Mannteuffel, Fanny mit Julien.

Als wir Abends von einander schieden, und wir die lieben Gäste begleiteten, sagte Fanny zu mir, als wir vor der Thür des Posthauses standen: „Hier wird Abschied genommen, und die schöne Versucherin keinen Schritt weiter begleitet! Dein Walpurgistraum enthält auch für mich gute Lehren. Kennst du mich nun, mein Herr, und was deine Fanny von dir will?"

Der König von Akim.

An den Abendküsten Afrikas breitet sich unter der heißen Sonne, aber im Schatten von Mangobäumen, Palmen, Cedern, Wunderbäumen und Gummiwäldern, ein weites Land aus. Man nennt es Guinea. Die schwarzen Urbewohner desselben, die Neger, lebten darin von jeher, und heute noch, unter verschiedenen Königen, und gaben ihren Reichen verschiedene Namen. Die Europäer aber, die weit klüger sind, bekümmerten sich, als sie das Land zum ersten Male sahen, wenig um die Geographie der Mohren, sondern machten sich auf der Stelle eine neue. Guinea, das Land, wo sie den Goldstaub zu ihren Guineen fanden, theilten sie auf der Stelle in neue Bezirke, und gaben denselben Namen nach den Gegenständen ihrer Habsucht, die dort Befriedigung suchte. So stehen die Namen noch heutigen Tages auf den europäischen Karten von Afrika, z. B. Pfefferküste, Elfenbeinküste, Sklavenküste, Goldküste u. s. w. Die krämernden Europäer hätten aus der ganzen Welt gern eine Krämerbude gemacht, und jeden Welttheil zu einer Wand ihres Kramladens, wo sie die Länder der Menschen wie Schubladen und Waarenkisten ansehen könnten.

Einen großen Theil der Goldküste füllt das Königreich Akim aus. Es liegt zum Glück aber wohl ein halbes Hundert Meilen vom Meere entfernt. Daher konnten es die frommen und weisen Europäer nicht so schnell verwüsten und elend machen.

Inzwischen hatte der König von Akim, Namens Frempung, von der Erscheinung der weißen Seeungeheuer gehört. So nannten die unwissenden Neger sehr unverschämt uns liebenswürdige Europäer. Sie, die bekanntlich kohlschwarz sind, und statt unseres langen braunen, schwarzen oder goldnen Haares nur krauses, wolliges und schwarzes tragen, nannten uns Seeungeheuer! — Das ist aber der Zauber der Gewohnheit! Für die schwarzen Herren und

Damen in Guinea ist nichts in der Welt so anmuthig, als eine feine, sammtne Haut, dunkel wie Ebenholz. Man weiß ja, daß, wenn die reisenden Engländer Adanson oder Mungo Park durch afrikanische Dörfer wanderten, wo man noch nicht Gelegenheit gehabt hatte, die europäische Grazie zu bewundern, die Kinder der Neger mit entsetzlichem Geheul und Schrecken beim Anblick der weißhäutigen Reisenden davon rannten. Die Weiber des Maurenkönigs Ali, die den Mungo Park auch gern gesehen hätten — denn die Frauen und Mädchen in Afrika sind sehr neugierig — ließen nicht nach zu bitten und zu quälen, bis ihnen Ali den Engländer vorstellte. Ali stellte sonst seinen Schönen nicht gern hübsche Männer vor; aber ihnen das weiße Seeungeheuer zu zeigen, verursachte ihm keine Eifersucht. Er bat sie nur, sich auf das Schauerlichste gefaßt zu machen, und nicht allzu sehr zu erschrecken. Und doch, als die niedlichen schwarzen Mädchen den reisenden Engländer erblickten, waren einige nahe daran, in Ohnmacht zu fallen, gewiß aber nicht vor Entzücken. Denn auch die Herzhaftesten, so oft sie sich dem Herrn Mungo Park nähern wollten, wurden immer von einem unüberwindlichen Grausen überfallen und zurückgehalten. Wie würde es nun nicht erst werden, wenn eine unserer reizenden, blauäugigen Blondinen in den Palast eines Negerfürsten träte? Ein Mädchen mit dicken Goldlocken, wie gekräuselte oder geflochtene Sonnenstrahlen, mit einer Stirn, mit einem Nacken, Hals und Busen, weiß wie frisch gefallener Schnee; mit Wangen, wie Rosengluth; mit Händen und Armen, wie Alabaster, vom zarten, blauen Geäder schattirt? — Hilf Himmel! dies Mädchen, welches man bei uns ohne Umstände zu den Engeln zählen würde, für das sich unsere Werther ohne Umstände todtschössen, auf welches Kling- und Klanggedichte zu Dutzenden und Hunderten gereimt würden — ich wette, die Neger ließen sich beim Anblick dieser Lilien- und Rosenfrische nicht ausreden, man habe dem armen Kinde bei lebendigem Leibe die Haut abgezogen.

Zu solchem Hautabziehen glauben uns die Neger in ihrer Unwissenheit übrigens sehr fähig. Denn Einige halten uns geradezu für Menschenfresser, und geben uns in ihrer ungebildeten Sprache einen Namen, der auf Deutsch ungefähr so viel wie fleischfressender Teufel heißt. Ich kann mir aber wohl erklären, woher dieser abscheuliche Name gekommen sein mag. Wenn nämlich die aus dem Innern Afrikas auf die europäischen Schiffe geschleppten schwarzen Sklaven untersucht wurden, ob sie gesund, und welchen Preis sie

werth wären: so mochten die armen Unwissenden sich natürlich wundern, daß man ihnen alle Glieder durchtastete und befühlte, was nach ihren rohen Begriffen für höchst schamlos gelten konnte, und vielleicht nur einem Schlächter beim Viehkauf erlaubt war. Folglich blieben sie im Wahn, man habe sie gekauft, um sie zu schlachten und zu verzehren.

Um die Wahrheit zu sagen, müssen wir jedoch aber auch gestehen, daß wir Europäer ehemals die schwarzen Leute auch nicht für recht eigentliche Menschen hielten, sondern für eine Art Thier, das zwischen dem Affen- und dem Menschengeschlechte stehe. Unsere großen Gelehrten bewiesen uns Schwarz auf Weiß in ihren unsterblichen Werken, mit Kupferstichen verziert, daß die Schwarzen, schon wegen ihres Knochenbaues, weit weniger Verstand hätten, als wir andern ehrlichen Leute. Seitdem aber Neger und Negermädchen recht artige Gedichte machten, die feinsten Berechnungen vollendeten, Predigten hielten, in europäischen Diensten Feldherren europäischer Truppen wurden, ja auf der Insel Hayti Republiken und Königreiche einrichteten, wo sie Schulen, Fabriken, Schiffswerfte, Kanonengießereien und sogar Verfassungen und Gesetze haben, die sich mancher gescheite Mann sogar in manches europäische Ländchen hineinwünschen möchte, ja, seitdem hat sich die Meinung vom Verstande der Neger etwas geändert, und die großen Gelehrten mit ihren unsterblichen Werken sehen seitdem etwas unverständig aus.

Ich habe aber den König von Akim vergessen. Von ihm und seiner ersten Zusammenkunft mit europäischen Gesichtern wollte ich erzählen.

Wie gesagt, der König hatte von den weißen Seeungeheuern gehört, die über das Meer gekommen und aus einem großen, hölzernen Kasten ans Ufer gekrochen wären. Reisende, welche diese Geschöpfe mit eigenen Augen gesehen hatten, behaupteten, die Ungeheuer hätten auffallende Aehnlichkeit mit Menschen, gingen aufrecht auf zwei Beinen, und hätten eine Stimme, mit der sie allerlei Töne machten, die vermuthen ließen, daß sie sich dadurch, gleich andern Thieren, verständlich zu machen wüßten. Sie wären aber unter einander nicht Alle gleichgestaltet, auch nicht Alle von gleicher Farbe; zwar im Gesicht von ekelhafter Weiße, aber am Leibe meistens bunt und zottig, Einige blau, Einige grün, Einige roth und so weiter. Wieder andere Reisende versicherten und beschworen, die ans Land gekrochenen Seegeschöpfe wären keine Menschen, sondern eine Art

Seeteufel. Mehrere derselben hätten unter der Nase lange Haare. Sie tränken am liebsten ein Wasser, das kein Mensch genießen könne: denn wenige Tropfen davon in den Mund genommen, verursachten ein Brennen, wie Feuer. Auch hätten sie Keulen aus der Tiefe des Meeres mitgebracht, in welchen der Blitz und Donner läge. Richteten sie die Keule gegen einen Vogel in der Luft, so stürze der Vogel, wie von einem Pfeile getroffen, unter Blitzen und Krachen der Keule todt zu Boden.

Der König von Akim, ein sehr verständiger und einsichtsvoller Herr, war über alle diese Anzeigen sehr verwundert. Vieles davon glaubte er nicht und hielt es für Lüge. Indessen wiederholten sich die Nachrichten. Sein Erstaunen erreichte den höchsten Grad, als ein rechtschaffener und wegen seines Verstandes geschätzter Mann seines Reichs von einer Reise zurückkam, die derselbe in Handelsgeschäften an der Küste gemacht hatte. Auch dieser hatte die Meergeburten mit eigenen Augen gesehen, und er erklärte vor dem Könige, seinem Herrn, zu dem er berufen worden war: er halte bestimmt jene Wesen für Menschen aus einer andern Welt. Den Beweis führte er, sehr einleuchtend, durch Angabe folgender von ihm selbst sehr sorgfältig beobachteter Thatsachen:

„Es giebt an der Küste Einige unseres Geschlechts, welche die Sprache jener Geschöpfe gelernt haben, und sogar mit ihnen reden können. Diese Erfahrung hat man noch nie an andern Thieren machen können; folglich müssen es Menschen sein. Ob sie von Gott aber Vernunft in dem Maße erhalten haben, wie wir, das weiß ich nicht; doch bezweifle ich's beinahe. Denn sie können zwar zuweilen sehr vernünftig scheinen, aber häufig thun sie das Gegentheil. Ihre größte Lust ist, von dem brennenden Wasser zu trinken; darauf werden sie ganz närrisch, lachen und schreien, taumeln und können nicht aufrecht stehen, umarmen, schlagen und verwunden sich, hüpfen und springen, bis sie in Schlaf verfallen. Wenn sie erwachen, scheinen sie wieder verständig zu sein.

„Auch haben sie Sinn für den Tanz. Ich habe bemerkt, daß, wenn Einer unter ihnen mit einem haarigen Stabe über ein hohles Holz streicht, über das man kleine, zusammengedrehte und gedörrte Därme von Thieren gespannt hat, die Andern bei dem Gezirpe, das von den gestrichenen Därmen entsteht, ein Jucken in den Füßen bekommen, und bald mit abgemessenen Schritten umhergehen, bald mit hüpfenden Schritten rechts und links ausschreiten.

„Ferner habe ich bemerkt, daß sie eine Art bezauberter Zet-

tel haben, mit denen sie sich viel zu schaffen machen. Es setzen sich zwei, drei bis vier Personen zusammen, nehmen die buntgemalten Zettel, die alle gleich groß sind, mischen sie durch einander und vertheilen sie unter sich. Dann starrt Jeder das Blättchen an und verwendet kein Auge davon. Plötzlich äußert der Zauber seine Wirkung. Denn Einige werden sehr ernsthaft und finster; Andere lachen mit abscheulicher Schadenfreude; Andere strahlen von Vergnügen, als wäre ihnen viel Heil widerfahren; Andere sehen finster und traurig, Manche zuletzt so verzweifelnd aus, als wäre ihnen das Liebste in der Welt gestorben.

„Ich läugne nicht, zuweilen kam es mir auch vor, als hätten diese Wildmenschen eine Art Religion, was man doch sonst nicht bei Thieren bemerkt. Ihre gottesdienstlichen Gebräuche sind aber, wie man leicht denken kann, sehr albern und roh. Man sieht da Einen, der am Leibe zwar schwarz, übrigens aber gestaltet ist, wie die Andern. Den umringen Alle. Dann fangen sie an insgesammt mit lauter Stimme zu heulen, was viel Aehnlichkeit mit unserm Gesang hat. Haben sie sich müde geschrieen und schweigen sie, so redet der Schwarze wohl eine Stunde lang ganz allein, zeigt viel auf die Wolken, ficht mit den Händen hitzig umher, als ermuntere er sie zur Schlacht, und schreit dabei so heftig, als wenn Alle taub wären. Die übrigen Leute sitzen, knieen oder stehen umher. — Einige scheinen aufmerksam auf das Geschrei des Schwarzen zu horchen; Andere plaudern leise; Andere schlafen sehr fest; Andere weinen; Andere verdrehen die Augen stark im Kopfe, als müßten sie auf der Stelle den Geist aufgeben. Wie der Schwarze zu erzählen aufhört, sind Alle wieder munter, fangen ihr gesangartiges Geschrei von neuem an, und gehen Einer nach dem Andern zum Schwarzen, der ihnen etwas zu essen und zu trinken giebt.“

Der König von Akim schüttelte den Kopf, wie man bei sonderbaren oder unglaublichen Dingen, die man aber doch nicht ganz und gar wegläugnen kann, wohl zu thun pflegt. Seine Neugier war aufs Höchste gespannt, eines der seltsamen Meergeschöpfe, wo möglich lebendig, zu sehen. Denn was man ihm alles gemeldet hatte, war voll von Widersprüchen.

Er berief seine erfahrensten und kenntnißreichsten Diener und Räthe zu sich, ihre Meinung zu vernehmen. Einige der Aeltesten unter denselben sprachen: „Frempung, du gewaltiger König und großer Held; hüte dich, eine jener Mißgeburten der Natur in unser glückliches Land einzuführen. Denn mit Recht fürchten wir, Un-

glück davon zu erleben. Wäre es nicht der Stärke deiner Vorfahren, unserer Könige, wäre es nicht deiner eigenen Macht ein Leichtes gewesen, das Reich Akim bis an die Grenzen der bewohnten Erde auszudehnen? — Aber unsere Nation hütete sich wohl, ihr Gebiet bis an das große, unendliche Salzwasser zu erweitern, welches Gott den Ungeheuern zur Wohnung anwies. Möge dort die Sonne jeden Abend hinabsteigen, um sich zu reinigen und zu stärken, auf daß sie am Morgen kräftiger hinter den blauen Bergen emporsteigen könne: für uns ist dort kein Glück! Denn die Sonne schwängert das große Salzwasser mit ihrem Feuer. Von dort her brechen die Gewitter in finstern Wolken, die verwüstenden Stürme hervor, die Donner und Feuerflammen der Regenzeit. Von dort sind auch jene menschenartigen Ungeheuer hervorgegangen, welche in ihren Keulen den Blitz tragen und in Wassergestalt feurige Gluth trinken."

So sprachen die Aeltesten von den Räthen. — Aber die Jüngern derselben, so neugierig, wie der König selbst, meinten: „Es gezieme doch einem Könige und seinem Rathe, Alles, was erscheine, genau zu untersuchen, ob es etwas Schädliches oder Heilsames sei, um das Volk darüber belehren zu können. Vor allen Dingen käme es darauf an, daß man sich erst überzeugen müsse, ob jener Auswurf des großen Salzwassers in der That Menschen wären."

Wie es gewöhnlich in Europa an den Höfen hergeht, so ging es auch am Hofe zu Akim her: Frempung erzählte, was im geheimen Rathe vorgefallen war, seiner Geliebten, einer niedlichen, kaum funfzehnjährigen Mandingo. Diese ward nun auf der Stelle von der heftigsten Neugier ergriffen, die wunderlichen Dinger aus dem Salzwasser in Augenschein zu nehmen. — Sie bat den König aufs Schmeichelhafteste, Einige davon kommen zu lassen.

Nach der Beschreibung, welche man uns von dieser jungen Mandingo gegeben hat, muß sie eine wahre Neger-Venus gewesen sein. Die Farbe ihrer Haut war eine Mischung von Ebenholz und Rosen. Durch ihr klares und durchsichtiges Schwarz schimmerte ein liebliches Roth, wie ein Morgenroth in finsterer Nacht, oder ein mildes Wetterleuchten durch düsteres Gewölk. Ihre großen, schönen Augen strahlten Liebe und Zärtlichkeit; ihr kleiner Mund, der beim leisesten Lächeln ein Paar Reihen glänzendweißer Zähne, wie zwei helle Perlenreihen, zeigte, schien nur Wollust zu athmen. Man denke sich dazu einen niedlichen, kleinen, eirund geformten Kopf, einen geraden, schönen Hals, die feinsten Umrisse der Schultern,

des Rückens, des zart gewölbten Busens, und man wird es begreiflich finden, daß der König von Akim lieber gestorben wäre, als daß er die Bitte der liebenswürdigen Mandingo unerhört gelassen hätte.

Also schickte er von seinen tapfersten Kriegern eine ausgewählte Gesandtschaft zur Meeresküste, um die Söhne des Meeres, wenn sie wahrhafte mit Vernunft begabte Sterbliche wären, einzuladen, einen der Ihrigen an seinen Hof zu senden, oder, wenn es sich zeigen würde, daß es nur noch unbekannte Thiere wären, eins derselben lebendig einzufangen.

Die Gesandtschaft reiste ab, und fand die Europäer an der Küste in einem Dorfe freundlich und friedlich bei den dortigen Negern. In der Ferne sah man auf dem Meere ein großes Schiff mit vielen Masten und Wimpeln. Es waren Dänen, die da gekommen waren, an der Goldküste im Königreiche Akra eine Niederlassung für den Handel zu gründen. Diese hörten mit Vergnügen, daß ein König im Innern Afrikas wünsche, mit ihnen Bekanntschaft anzuknüpfen. Ihrer Einbildungskraft spiegelten sich sogleich tausend angenehme Möglichkeiten vor, Goldstaub, Gummi, Elfenbein, Diamanten, auch andere Schätze, und Sklaven dazu, in Fülle zu bekommen. Der Buchhalter Kamp ward demnach ausersehen, in Begleitung der Gesandtschaft, nebst einem Dolmetscher, nach Akim zu reisen.

Er gelangte ohne Schwierigkeit nach der Hauptstadt Frempung's, und schon den Tag nach seiner Ankunft sollte er die Ehre haben, dem Monarchen vorgestellt zu werden. Der Buchhalter Kamp, ein ehrbarer, verständiger Mann, kleidete sich aufs Beste und ging.

Frempung, umringt von allen seinen Vornehmen, erwartete ihn schon, nicht ohne Herzklopfen, auf seinem Kissen sitzend. Links und rechts standen an den Seiten des Audienzsaales über hundert hübsche Negerinnen, begierig, das Ding aus dem Salzwasser zu sehen. Endlich kam es herein. Als man den Buchhalter Kamp erblickte, in zierlichem Rock, seidenen Strümpfen, schwarzen Schuhen mit silbernen Schnallen, auf dem Kopfe eine weißgepuderte Zopfperrücke — überfiel Alle ein Schauder. Zwar hatte sich Jeder vorher schon eine abenteuerliche Vorstellung von dem kleinen Ungeheuer gemacht, aber so etwas Mißgestaltetes hatte sich Niemand vorgestellt. Jeder und jede von den schlanken Negern und Negerinnen glaubte nämlich ganz treuherzig, Rock, Weste, Hosen und

Strümpfe wären angeborene Theile von dem Körper des Buchhalters, und, ungefähr so, wie Fell und Feder bei anderen Thieren, angewachsen.

Unter dieser Voraussetzung machte Herr Kamp in seinem dänischen Festtagsrocke nun freilich gegen die nackte, schlankgeformte, kräftige Negergestalt ungefähr einen eben so komischen Abstich, wie ein französischer Tanzmeister gegen die reizende Göttergestalt eines Apollo; oder wie ein Friedrich der Große, mit dreieckigem großen Hut, Soldatenrock mit Aufschlägen, verschrumpften Hosen, und Stiefeln bis über die Kniee, gegen einen Achilles; oder wie ein kurzer, dicker, kleinhutiger Napoleon in Infanterieuniform gegen die edle Haltung eines Alexander.

Dem Hofe von Akim aber verging bald das Lachen, wozu einige hübsche Mädchen, besonders die schöne Mandingo, anfangs gute Lust hatten. Denn das Ding aus dem Salzwasser ging geradezu auf den König los, dem dabei nicht ganz wohl zu Muthe ward.

Der ehrliche dänische Buchhalter, welcher in Europa für einen Mann galt, der sich auf gute Lebensart verstehe, sollte hier am Hofe eines großen afrikanischen Königs zu keinem guten Ruf gelangen. Sobald er noch zehn Schritte vom Monarchen entfernt war, verbeugte er sich höflich, indem er einen langen Kratzfuß machte. Der König aber verstand das Manöver aus der französischen Tanzschule ganz unrecht. Als er sah, daß sich das Ding aus dem Salzwasser so bückte und mit dem einen Fuße hinten ausfuhr, glaubte er, er wolle einen Satz machen und ihm auf den Kopf springen. Denn schon als Kamp hereingetreten war und sich links und rechts umgesehen hatte, war vom Könige der Zopf an der Perrücke wahrgenommen worden. Frempung schloß daraus sogleich, das Geschöpf müsse zu einer unbekannten großen Gattung langgeschwänzter Affen gehören. So wie also Kamp die oben bezeichnete Bewegung machte, warf sich der König blitzschnell lang auf die Erde, in der Hoffnung, daß der Sprung des Buchhalters über ihn hinweggehen würde. Auch rief er seine Krieger zur Hülfe.

Der Däne muthmaßte gleich, daß hier ein unglückliches Mißverständniß obwalte. Er wandte sich an den Dolmetscher, erfuhr des Königs Besorgniß, und erwiederte unterthänigst, daß das nur eine europäische Ehrenbezeigung habe sein sollen. Frempung, froh, mit dem Schrecken davon gekommen zu sein, befahl sehr ernst, ihm fortan mit dergleichen Ehrenbezeigungen vom Leibe zu bleiben.

Der Gesandte wollte nun die wiederhergestellte Ruhe benutzen, im Namen des Königlich Dänischen Gouverneurs von Christiansborg die Wünsche der Kolonie zur Anknüpfung beiderseitig ersprießlicher Handelsverbindungen vorzutragen. Er hatte sich zu dem Ende auch einen Kasten mit allerlei Geschenken für den König in den Audienzsaal nachbringen lassen. Ehe er aber die Geschenke überreichte, begann er eine wohlstudirte Rede, deren Inhalt der Dolmetscher nachher in die Negersprache übersetzen sollte. Er nahm dazu eine feierliche Miene an, und begann mit vielem Anstand von der Herrlichkeit und Macht Seiner Dänischen Majestät zu reden.

Er ward aber in seiner Rede auf eine sehr ärgerliche Weise unterbrochen. Während nämlich der ganze Hofstaat das wunderliche Ding aus dem Salzwasser aufmerksam betrachtete, und das unverständliche Geschwätz desselben hörte, fiel einem der Rathsherren des Königs von Akim ein, zu untersuchen, ob das Ding auch wirklich beißen könne, und was von dieser Seite zu befürchten sei. Er nahm also einen langen weißen hölzernen Stab, und hielt ihn gegen den Mund des beredsamen Buchhalters. Als dieser sich dadurch nicht stören ließ, war der Rathsherr, welcher ein guter Naturforscher sein mochte, schon dreister, zuckte mit dem Stabe hin und her und sagte, um ihn zum Beißen zu reizen: „Gnrr! Gnrr!“ Ja, als Kamp beim Lobe der Hoheit seines Monarchen den Mund einmal zu weit öffnete, steckte Jener ihm den Stab hinein.

Diese Ungezogenheit brachte ihn ganz aus dem Texte. Doch faßte er sich und sagte zum Dolmetscher: er möge nun dem Könige kurz erklären, was er vorgetragen. Der König aber hörte darauf nicht, sondern weil er nun gesehen hatte, daß das Ungeheuer gar nicht bissig, sondern sehr zahm sei, ging er selbst zu ihm heran und befühlte ihn, oder vielmehr die Kleider. Am meisten erregte der Zopf der Perrücke sein und des ganzen Hofstaats Verwunderung. Denn der ganze Hof glaubte, dies sei ein der Mißgestalt im Nacken festgewachsener langer Schwanz, wie er andern Thieren sonst über dem Gesäße angewachsen sei. Der Dolmetscher mochte versichern, wie er wollte, der Schwanz sei nicht festgewachsen, sondern könne sammt dem Haarputze abgenommen werden: Niemand glaubte ihm. Der König begehrte endlich, der Fremde solle den Versuch machen und sich enthaaren, wenn er könne.

Diese Zumuthung kam dem dänischen Gesandten äußerst sonderbar vor und machte ihn fast verdrießlich. Er besann sich einen

Augenblick, was zu thun sei, und nahm eine Prise. Mit Erstaunen beobachtete der Hofstaat, wie das Ding aus dem Salzwasser eine kleine Büchse öffnete, sehr feierlich Staub daraus zwischen die Fingern nahm und sich denselben in die Nasenlöcher stopfte. Der ganze Hof erhob ein unmäßiges Gelächter; besonders konnten die hübschen Negerinnen gar nicht aufhören zu lachen. Sie fanden das ungemein possierlich an dem langgeschwänzten Affen, und hätten viel darum gegeben, wenn er das noch einmal gemacht hätte.

Der Buchhalter, dem es gar nicht in den Sinn kam, daß diese Naturkinder über einen Akt seiner europäischen Kultur lachen möchten, hatte inzwischen überlegt und gefunden, daß sich zuweilen Gesandte an fremden Höfen viele Schurigeleien gefallen lassen müßten, um die Absichten der hohen Auftraggeber zu erreichen. Er verstand sich demnach zu dem, was man in Betreff der Perrücke von ihm verlangt hatte.

Als er nun mit dem Daumen und Zeigefinger den gepuderten Haarwulst von oben ergriff und lüftete, entstand im ganzen Saale Todesstille. Alle standen mit weit aufgerissenen Augen erwartungsvoll da, und sahen das für unmöglich Gehaltene. Das Haar verschwand vom Kopfe und der lange Schwanz aus dem Nacken. Durch den Saal scholl ein „Ah!“ der höchsten Verwunderung.

Als aber der Buchhalter nun mit der einen Hälfte des Kopfes zwischen den Schultern sich rings umsah, und folglich bewies, daß er noch lebendig sei, erscholl abermals ein Gelächter, ein so heftiges, anhaltendes, gellendes, dergleichen wohl in Afrika noch niemals gehört worden war.

Der König, welchen dies Schauspiel sehr belustigte, ließ das wunderbare Ungethüm aus dem Salzwasser inständig bitten, sich auch noch die andere Hälfte des Kopfes, auch Arme und Beine abzunehmen. Denn Frempung hielt nun Alles für möglich. Der ehrsame Buchhalter gerieth bei diesem Ansinnen in große Verlegenheit, besonders als er bemerkte, man halte ihn wirklich für kein vernünftiges Geschöpf Gottes, sondern für eine höchst merkwürdige Thierart. Bei so bewandten Umständen durfte er gar nicht einmal hoffen, einen Handelsvertrag abschließen zu können.

Er gab sich demnach alle Mühe, darzuthun, daß er allerdings ein Mitglied des menschlichen Geschlechts sei; daß er, mit Ausnahme der Farbe und der Haare, vollkommen gestaltet sei, wie ein

Neger; daß er wohl die Kleider, mit denen sein Körper bedeckt wäre, aber nicht seine köstlichen, vom Schöpfer empfangenen Gliedmaßen, ablegen könne.

Frempung schien noch zu zweifeln. Er verlangte, Kamp solle, den Beweis vollständig zu leisten, die Kleider ablegen und in menschlicher Gestalt erscheinen. Kamp schickte sich in die Zeit, schlug es aber rund ab, sich in Gegenwart von mehr denn hundert hübschen Frauenzimmern auszukleiden; das sei ein Verstoß gegen alle gute Lebensart. Die Negerinnen konnten das nicht begreifen, und waren recht böse, daß er sie nicht zu Zeugen des Kunststücks machen wollte, sich, wie eine alte Schlange, die Haut vom Leibe zu streifen. Wenn er ein wahrhafter Mensch wäre, meinten sie, sollte er nicht scheu sein. Es wäre vielmehr höchst lächerlich, daß er kein Bedenken trüge, sich ihnen zu zeigen, wie er gar nicht beschaffen sei; hingegen von guter Lebensart rede, und Einwendungen mache, sich zu zeigen, wie er in der That gestaltet sei, da er denn doch schwerlich anders sein würde, als sie und die andern Personen im Saale.

Kamp aber, der viel zu viel Zartgefühl und seinen Ton hatte, lehnte die Zumuthungen der unschuldigen und treuherzigen schwarzen Schönen in den verbindlichsten Ausdrücken beharrlich ab. — Frempung also entschied. Ein Wink, und die Frauenzimmer entfernten sich.

Der Buchhalter hielt nun Wort, und zog sich aus. Der König betrachtete die Verrichtung mit wachsendem Erstaunen. Zuletzt sah er statt des Ungeheuers einen weißen Menschen vor sich stehen. Mit Furcht und Grausen betastete er ein Glied desselben nach dem andern, sah immer mit einer Art Ekel oder Widerwillen dessen Hautfarbe an, und brach zuletzt in die Worte aus: „Es ist wahr, ein Mensch bist du. — Aber du bist weiß, wie der Teufel!“

Bayerische Staats-Bibliothek München

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich,

Sämmtliche Novellen

Bd.: 2

Berlin 1863
P.o.germ. 1675 ieb-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124026-6